

Erste Lieferung.

Kölns
Legenden, Sagen,
Geschichten,

nebst

Volksliedern, Schwänken, Anekdoten,
Sprichwörtern &c.

Unter Mitwirkung Mehrerer

herausgegeben

von

Ernst Weyden.

Köln 1839.

Bei Heinrich Tonger.

BL 7650



UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT







Entw. u. lith. v. H. L. Ekan in Cöln

Legenden, Sagen, Geschichten.

B. 1653

Der Dombaumeister.

König Wilhelm, Graf von Holland, lag noch immer mit den Seinen vor Aachen, denn die Stadt blieb treu den Hohenstaufen, wollte den von den rheinischen Erzbischöfen, dem Könige Wenzel I. von Böhmen und einigen Edlen des Reichs gegen den Hohenstaufen Friedrich II. und dessen Sohn Conrad am 4. Oktober 1247 bei Worringen gewählten König nicht anerkennen, ihm die Thore nicht öffnen, und, muthig trohend, spotteten die Bürger der Stadt bis dahin aller seiner Anstrengungen.

Die Bürger Kölns, dem neugewählten Könige zugethan und froh eingedenk der Pracht, des Glanzes der Festlichkeiten, mit welchen der gewaltige Erzbischof Conrad von Hochstaden den Ritterschlag seines Schüßlings gefeiert hatte, sahen, auf's Höchste gespannt, einem neuen Feste entgegen, das jene Feier, wie die Zubereitungen zu verheißen schienen, noch bei weitem übertreffen sollte; und doch hatten die Rheinlande, seitdem Heinrich, der Sohn Friedrich des Rothbart's, im Jahre 1184 von seinem Vater in Mainz wehrhaft gemacht worden, kein prachtvolleres Fest gesehen, — als eben den Ritterschlag Wilhelm's von Holland.

Erzbischof Conrad wollte den Grundstein zu einem neuen Dome legen und so den Plan seines Vorgängers, des Erzbischofs Engelbert I. von Berg, ausführen, da eine Feuersbrunst den alten Dom, der unter Bischof Willibert im Jahre 873 vollendet worden, theilweise zerstört hatte. Der mächtige, reiche Kirchenfürst hatte beschlossen, zu Gottes und des heiligen Petrus Ehren einen Tempel zu erbauen,

wie die Christenheit keinen zweiten aufzuweisen habe. Ueber die Maßen an Gütern gesegnet, fand Conrad auch Mittel zu dem Riesenbaue in den reichen Gassen, welche die Pilger hier zum Opfer darbrachten, aus allen Landen nach Köln ziehend, seit Erzbischof Reinald von Dassel im Jahre 1162 der Stadt die Reliquien der hh. drei Magier geschenkt hatte. Zudem hatte Papst Innocenz IV. in einer, im Juni des Jahres 1248 erlassenen, Bulle die Gläubigen aufgefodert, zum Bau des Gotteshauses, welches die heiligen Ueberreste aufwahren sollte, zu spenden, und allenthalben wurden die Sammler von Fürsten und Edlen, von Bürgern und Bauern auf's Reichlichste bedacht, so daß Conrad getrost an sein hohes Werk gehen konnte.

Die Stadt Köln konnte kaum die Gäste alle fassen, welche auf des Erzbischofs Einladungen und sonst aus eigenem Antriebe, von der hohen Feier der Grundsteinlegung angelockt, schon in den ersten Wochen des Augusts 1248 von allen Seiten her einzogen. Die Bischöfe und Aebte des ganzen Rheinstromes hatten sich in Köln versammelt, und die Schilde der edelsten Geschlechter aus der Nähe und Ferne sah man stattlich an den einzelnen Edelsitzen und Herbergen, wo die Herren abgestiegen, prangen. In der Frühe des 13. Augusts war aber die Stadt schon lebendig, und in ganzen Schaaren zogen die Fürsten und Ritter im festlichsten Aufzuge nach dem Nahnenthore, um König Wilhelm zu empfangen, der von Aachen herkommend, das Fest mit seiner Gegenwart verherrlichen wollte. Gegen Abend hielt er seinen Einritt unter dem lautesten Jubel der Bürger und Fremden, von denen viele ihm ihr Herz ganz zuwandten, als sie den kaum zwanzigjährigen Sönnling sahen, auf dessen schönem Antlitze jugendliche Heiterkeit und Offenheit mit mildem Ernste sich eintraten. In der goldgeschmückten Rüstung, auf reichgeschirrtem Schimmel prangte der junge König unter

der Schaar der Fürsten und Herren, die mit ihm von Aachen gekommen, wie einer der Helden, von denen die fahrenden Sänger sangen. Freundlich leuchtete sein großes blaues Auge unter dem Kronhelme, den ein grimmer, aufrechtstehender goldner Löwe als Helmzier schmückte, und von seinem Grusse fühlten die sich flutend in den Straßen zusammen-drängenden Bürger wol mehr angezogen, als von dem Segen, welchen der Cardinal Capoccio, im reichsten Ornat dem Könige zur Linken reitend, mit frommer Würde ertheilte. Im erzbischöflichen Hofe auf dem Domplatz stieg der König ab und wurde hier von dem Erzbischofe, der gesammten Geistlichkeit und den Stadtältesten aus den edlen Geschlechtern zum zweiten Male bewillkommt.

Am 14. August, dem Vorabende des Festes der Himmelfahrt Marien 1248, wurde der Grundstein zu dem neuen, ewigen Baue von Erzbischof Conrad und König Wilhelm unter den angemessenen Feierlichkeiten gelegt. Reich flossen die Spenden zu der neuen Gottesburg; die Fürsten und Edlen wetteiferten in ihren Gaben. Und eben um diesen Zweck zu erreichen, hatte der Erzbischof die Gelegenheit gewählt, wo so viele Fürsten und Herren die Feier verherrlichen und das Unternehmen selbst fördern konnten. Ein Fest folgte dem andern; Ritterspiele, Sängerverfe, Tanzgelage und Lustfahrten auf dem Rheine beflügeln die Zeit, und König Wilhelm wußte sich aller Herzen dergestalt durch seine hohe Keufseligkeit zu gewinnen, daß sich viele der Ritter seiner Heerfahrt vor Aachen freiwillig anschlossen. Die Kunde, wie das Heer mit jedem Tage zunahm und die Friesen in ihren Vorarbeiten, um die kühne trogige Stadt durch Wassernoth zu zwingen, glücklich wären, erhöhte die Freude und Lust des lebensfrohen königlichen Jünglings, so daß in den acht Tagen, welche die Festlichkeiten währten, mancher kölnischen Jungfrau das Herzchen rascher pochte, da alle sich schüchtern

gestanden, einen so leutseligen und so hübschen Herrn nie begegnet zu haben. Lange, lange erzählten aber die Bürger Kölns noch von dem Feste der Grundsteinlegung des Domes, und selbst König Wilhelm mochte noch der schönen Tage eingedenk sein, als er am 16. Oktober, nach Jahresfrist der Umlagerung, seinen Einzug in Aachen hielt, nachdem er sattfam erfahren, was Bürgertreue vermag, die sich in der ausgehungerten, durch die Wasserfluten schrecklich verwüsteten Stadt auf's Herrlichste bewährt hatte.

Der Bau des neuen Domes wurde mit der rüstigsten Thätigkeit begonnen; aber leider zu bald streute der Böse in die Saat des Guten sein Unkraut, welches rasch aufwucherte. Erzbischof Conrad gerieth in Zwist mit den edlen Geschlechtern der Stadt. Ganz seinen weltlichen Plänen, die Stadt Köln und ihre Bürger sich, dem Grundherrschaft, unterthan zu machen, nachhängend, ward der fromme Bau von ihm vernachlässigt und blieb es auch unter seinem Nachfolger, Engelbert von Falkenburg, denn erst im Jahre 1270 kam, durch die Vermittlung des Albertus, seiner hohen Wissenschaft und Tugend wegen „der Große“ genannt, nach den blutigsten Kämpfen, von denen noch gar Manches in diesen Blättern erzählt werden soll, eine völlige Sühne zwischen dem Erzbischofe, den edlen Geschlechtern und den Bürgern zu Stande. Jetzt schien man wieder rüstig an's Werk des heiligen Baues schreiten zu können; aber der Bürgerkrieg entbrannte unter Engelbert's Nachfolger, Siegfried von Westerburg, wieder auf's Heftigste, und zudem lastete der päpstliche Bannfluch schwer auf der Stadt und ihren Bürgern. Ihnen, den Fluchbeladenen, war alles Heil, aller Trost der Religion genommen; alle Kirchen waren geschlossen, Altäre und heilige Stätten entweiht. Die

Priester mußten die verfluchten Mauern fliehen, wo keine gottesdienstliche Handlungen mehr verrichtet, keine Sakramente gespendet werden durften, so daß dem Neugeborenen die Gnade der Taufe, dem Sterbenden der letzte Trost der Religion versagt ward, und selbst dem Todten ein christliches Begräbniß. Trauer und dumpfe Trostlosigkeit lähmte Handel und Wandel, denn die sonst so viel besuchte Stadt wurde geflohen, wie ein Pesthaus, wenn auch Kölns Kaufherren nach wie vor getrost nach England und den Ostseehäfen steuerten. Manches fromme Gemüth ging aber unter in stiller Verzweiflung, und die heiligsten Bande des Blutes wurden nicht selten mißachtet; — aber dennoch blieb die Bürgerschaft der freien Reichsstadt standhaft, es galt, ihre Rechte und Freiheiten gegen den Erzbischof Siegfried zu behaupten.

Erzbischof Wichbold von Holte, im Jahre 1297 in Reuß gewählt, löste endlich den päpstlichen Bann, und froher Glockenklang, der Jahre lang in Köln geschwiegen, begrüßte den mächtigen Vermittler in jubelnden Friedensklängen, als er seinen feierlichen Einritt hielt. In allen Kirchen, die so lange verödet und verwais't gestanden, wurden Dankfeste begangen, und der Erzbischof selbst feierte das glückliche Ereigniß auf's Festlichste. Als er nun mit dem Clerus und den ritterlichen Vasallen des Erztiftes beim frohen Mahle saß, da trat ein schlichter Bürger vor ihn hin und übergab ihm einen Plan, wie der neue Dom der Würde der kölnischen Kirche auszubauen sei. Alle, und besonders der Erzbischof, ein vielerfahrner Mann, waren auf's Höchlichste überrascht von der Pracht des Baunverkes, wie noch Keiner von ihnen ein Aehnliches gesehen, denn das Portal am strassburger Münster, das Erwin von Steinbach vor etwa zwölf Jahren zu bauen begonnen, konnte sich mit diesem Entwurfe nicht messen.

Das Chor, im ersten Plan ganz einfach, war umgeschaffen in ein Zelt, von unzähligen Steinbildern

belebt, von reichen, zierlich durchbrochenen Strebebögen und Steinlauben, in mannigfaltigster Form und Verzierung umgeben, mit hunderten Spitzsäulchen lustig zum Himmel strebend und schön sich einigend mit den nach Norden und Süden auslaufenden ebenso zierlichen Kreuzflügeln und dem nicht minder reich geschmückten Langhause, das auf zwei wuchtigen fünf- hundert Fuß hohen Thürmen ruhte, zwischen denen die drei Haupteingänge der Kirche lagen, und welche, trotz der gewaltigen Masse, mit den reichen Laubbögen, den leichten, zierlichen Gliederungen und Lauben bis zu dem mit künstlichen Rosen durchbrochenen Pfeil, schlank und voller Majestät zum Himmel emporstiegen. Wie eine nach strengem Gesetze, aber dennoch phantastisch-wunderlich geformte Kristallbildung einigte sich der ganze Riesenbau, bei der wunderjamsten Mannigfaltigkeit der Formen und Verhältnisse, zur herrlichsten, Herz und Auge erfreuenden und erhebenden Harmonie.

Alle Gäste waren voll von dem Lobe dieses Werkes, und alle staunten, als hätten sie dem eignen Auge nicht getraut, den Mann an, der in schlichtem Lederwams und Ueberwurf unter den reichgeschmückten Herren und Rittern wie einer ihres Gleichen stand, dessen kühner, fast herrischer Blick aber allein davon Kunde gab, daß er Schöpfer eines solchen Werkes sein konnte.

Der Erzbischof winkte ihn heran, festen Schritzes trat der Meister auf ihn zu und antwortete auf des Erzbischofes Aured: ob er sich getraue den Bau also auszuführen. „Gestrenger Herr, ein schlechter Meister, der, was er nach dem Gesetz, wie es die drei Gefrönten uns gelassen, mit Loth und Winkel fleißig aufgerissen, auch auszuführen nicht vermag. Gebt mir die Mittel, und mit Gottes Hülfe seht ihr den Bau erstehen, wie ihn der Plan hier zeigt.“

„Die sollen Euch werden, reichlichst werden; denn ich will nachholen, was meine Vorgänger auf dem

erzbischöflichen Stuhle im Wirren der Zeit versäumt, lösen will ich ihre Schuld." Also sprach Heinrich von Holte, der Erzbischof. Noch an demselben Tage wurden Boten nach allen Weltgegenden abgefertigt, um für den heiligen Bau zu sammeln, den frommen Gebern Ablass und die Gnade der Kirche verheißend. Der Erzbischof wies selbst dem Baue eine bedeutende Summe an und wußte durch sein Beispiel auch die Domherren so für das große Werk zu begeistern, daß sie freiwillig den ihnen von allen bei den hh. drei Königen gespendeten Opfern zufließenden Theil dem Werke abtraten. In wenigen Wochen war in den Hütten der Steinmessen, auf den Gerüsten, auf dem ganzen Bauplatze ein solch schaffend thätiges Leben und Treiben, wie in einem großen Ameisenhaufen, den nur ein Wille belebt.

Jetzt sahen seine Gildegenossen ein, warum Meister Gerhard seit Jahren immer einsam, in sich gefehrt umhergeschlichen, warum er, sonst der lustigste und launigste von Allen, schon als Parlier seiner Schwänke wegen in allen Hütten des Rheines, des Maines und der Donau berühmt, die Zechstuben gar nicht mehr besuchte und selbst an dem Schicksal der Vaterstadt keinen Antheil zu nehmen schien. Mancher hatte den Kopf zweifelhaft geschüttelt, als sie erfuhren, daß Meister Gerhard auf den, nach dem ersten Plan gelegten Fundamenten, über welchen sich der untre Theil des Chorbaues schon erhob, gleichsam ein neues, unbegreifliches Werk auszuführen gedachte. Der Meister ließ sich aber durch Nichts irre machen, keine Schwierigkeiten konnten ihn abbringen von dem großen Gedanken, dessen Verwirklichung seit Jahren an seinem innersten Leben gezehrt hatte. Die Seele des Baues, allenthalben unterweisend und ordnend, helfend und rathend, sah er sein Werk, wie die christliche Vor- und Mitwelt noch keines zu schaffen sich unterfangen, rasch und schön gedeihen. Die vollkommenste Steinmesehütte bildete sich in Köln; aus

allen Gegenden, selbst aus England, zogen die Gesellen nach Köln, um hier Wort und Zeichen zu lösen, denn bei der Ehre des Werkes ward ihnen der reichste Lohn. Sie lebten, wie die Herren, in ihren Zechstuben floß an den freien Tagen der Wein, und nicht selten hörte man von ihnen über die beste Kost, die kein Kaufherr verschmäht, klagen, mit dem Ausdrucke: wie man solche einem Manne vorsetzen könne, der täglich einen Weißpfennig *) verdiene.

Freudig steuerte die ganze Christenheit zu dem gottgefälligen Werke, und besonders flossen aus England, wie beim Beginn des Baues, auch noch die reichsten Gaben. Erzbischof Wichbold selbst, von König Albrecht, den er im September des Jahres 1298 am Tage des h. Apostels Bartholomäus in Aachen gekrönt, reich an Gold, Zöllen und andern Gerechtsamen beschenkt, förderte den Bau aufs Kräftigste, doch sollte ihm nicht das Glück werden, einen Theil desselben vollendet zu sehen, denn er fand schon im Jahr 1303 in Soest sein Grab. Sein Nachfolger, Heinrich II. von Birneburg, nahm sich des Baues aber eben so thätig an, und Meister Gerhard sah durch seinen emsigen Fleiß das Werk aufs Herrlichste gedeihen, konnte selbst, als die Bürger Kölns, dem Könige Ludwig dem Baiern zugethan, mit ihrem Erzbischofe, der Friedrich von Oestreich gegen Ludwig in Bonn gekrönt hatte, in Fehde geriethen, ungestört fortarbeiten. So reich waren die milden Gaben; ganze Schaaren von Pilgern zogen gen Köln, um hier bei den hh. drei Königen zu opfern und, sich den schwersten Arbeiten unterziehend, an dem heiligen Baue Theil zu nehmen.

Bei anbrechender Nacht sah man gewöhnlich die Baugerüste um das Chor, welches, schon im Aeußern der Vollendung nahe, die Stadt, einer stattlichen Burg gleich, überragte, hell erleuchtet, und Gott in

*) Gleich einem Albus — etwa 4 Pfennige.

frommen Gefängen preisend und seinen Schutz für das hohe Werk erslehend, wallten die Pilger in feierlichen Zügen um den hohen Bau, bis der Morgen sie wieder zu neuem Tagewerk rief.

Mit dem Bewußtsein dessen, was er mit des Ewigen Beistand zu vollbringen gedachte, schaffte Meister Gerhard auf's Rüstigste an dem hohen Werke und sah auch, nach zweiundzwanzig Jahren Arbeit, das Chor in unerreichter Pracht vollendet. Ein heiliges, wunderreiches Tabernakel prangte es unter den andern Gotteshäusern Kölns, fernher die Gläubigen zur Andacht ladend, die im Innern eines Jeden Herz erheben mußte, denn in schwindelnder Höhe, wie von des Himmels Dom, leuchteten von dem blauen Gewölbe helle Sterne, nur gebrochen konnte der Tag in magischem Scheine sein Licht durch die zwei Reihen reich und kunstvoll bemalter Fenster in die weiten Hallen senden, so daß die Steinbilder der Apostel und Engel an den Säulen des hohen Chors und in den Kapellen, die, sieben an der Zahl, die Chorrundung umgaben, wie belebt erschienen, um mit der andächtigen Menge den Ewigen zu lobpreisen.

Am 27. September, dem Feste der Heiligen Cosmus und Damian, im Jahre des Heils eintausend dreihundert zweiundzwanzig, wurde das Chor vom Erzbischofe Heinrich von Birneburg mit der größten Pracht und außerordentlicher Feierlichkeit, die ein solches Fest erheischte, geweiht zum Gottesdienste und die Reliquien der hh. drei Magier in dem neuen Tempel zur Verehrung beigesetzt.

Der Chorbau war also herrlich zu Stande gebracht, und Meister Gerhard's Name und Werk wurden gerühmt und gepriesen in allen Landen; nur der Meister selbst schien sich seines Werkes nicht zu freuen. Wie eifrig er sich auch dem Fortbaue hin-

gab, düstre Schwermuth hielt seinen Geist umfassen, ihn quälte der Gedanke, ob er auch je den Bau in seiner ganzen Vollendung sehen würde; denn, wenn auch noch rühtig und kräftig, so war es ihm doch ein niederschlagendes Gefühl, dachte er sich, wie ihn der Tod in seinem Werke überraschen könne, und so einem Andern die Ehre des Vollendens werden sollte. Wenn er dann um den Bau schritt, und sein Blick sich verlor in den Laubzinnen, die im Abendroth erglommen wie glühende Blütenbüschel und feuerstrahlende Dolden, wie wundersame, aus einer andern Zone stammende Pflanzengebilde, dann beschlich ihn das Gefühl des Stolzes, und immer düsterer wurde es in seiner Seele. Parlierer *) und Gesellen hatten des Meisters Zustand längst bemerkt; wo er sonst mit mildem Ernste die Säumigen und Fehlenden zurecht gewiesen, trat jetzt Strenge und Härte; — es konnte ihm Niemand und auch der geschickteste Steinmetz Nichts mehr nach seinem Sinne machen, nimmer geschah ihm genug, wie sehr sich auch Gesellen und Lehrlinge von früh bis spät sputeten. Flügel hätte er dem Werke geben mögen, und doch vermaß er sich oft des frevelnden Wunsches: dasselbe nie begonnen zu haben; denn mit jedem Tage verfolgte ihn, gleich einem höllischen Geiste, immer quälender der Gedanke, daß es ihm unmöglich, den Bau ganz zu beendigen.

Mit tiefer Betrübniß hatte seine Hausfrau seinen Seelenzustand wahrgenommen, vermochte es aber nicht die Schwermuth zu bannen, wie liebevoll ihre Sorgfalt auch Alles aufbot, den Meister zu erheitern. Sehr erwünscht kam es ihr daher, als ein fahrender Magister bei ihnen einsprach, der weit gereist in der Welt und von Hispania und Italia, wie von

*) Der eigentliche Name für die, welche in den Steinmetzhütten die Aufsicht führten und den wandernden Gesellen Gruß und Zeichen abnahmen.

dem Morgenlande gar wundersame Mähren zu erzählen wußte, daß es ihr bei seinen Erzählungen oft unheimlich zu Muth ward. Der Meister schien jetzt seinen Trübsinn zu vergessen, jedoch auch seine Pflichten als Leiter des Dombaues, denn Tage lang hing sein Ohr an des Erzählers Munde, der absichtlich seinem Stolze immer neue Nahrung gab und nur darauf hinzuwirken schien, den Meister dahin zu bringen, den Dombau nicht weiter fortzuführen. Wenn er ein schönes Bauwerk geschildert und mit grellen Farben gezeigt hatte, wie es Nichts sei im Vergleich zum Dombaue, wie ihn Meister Gerhard so herrlich begonnen, sprach er gewöhnlich: „Wer ist wol befähigt, das zu vollenden, was ihr, Meister, begonnen, und wenn alle Hütten Englands, Italiens und Deutschlands zusammentreten? Wo jetzt einer als Meister baut, hat er Euch nicht zu verdanken das, was er zu wissen wähnt, stahl er Euch nicht Plan und Regel? Gebt ihr das Werk dran, wie werden die Zwerge es dann wol wagen, Euch folgen zu wollen?“

Solche Reden fachten des Stolzes Blut in des Meisters Seele nur immer höher an, — und er faßte den Entschluß, den Bau ganz aufzugeben und alle Plane und Risse zu zerstören, damit auch Keiner, wenn es ihm nicht vergönnt, den hohen Bau, sein Werk zu vollenden, nach ihm es vollführen möge. In der nächsten Nacht wollte er Alles der Vernichtung Preis geben. Schon mit einbrechendem Abende schloß er sich in seine Kammer. Knisternd loderte das Kienholz im Kamin, denn es war Herbst und das Wetter frisch; wohlthätige Wärme durchströmte das von einer Lampe erleuchtete Gemach, wo er so viele Nächte in stillem Fleiße über seinem großem Werke gewacht, das er jetzt für ewig vernichten wollte. Ein eigenes Gefühl der Wehmuth wurde aber in ihm rege, als er die Plane und Risse vor sich entfaltete, um noch ein Mal in der An-

schaunung zurückzuwelen, um sich noch ein Mal die seligen Stunden des Schaffens zurückzurufen, die ihn einst hochbeglückt und durch das Gelingen des Unternehmens zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht hatten. Die schönsten Zeiten seines Lebens lagen in seinem Werke vor ihm, es war, als sollte er den bessern Theil seines Ich's den Flammen opfern. Gegen diese Erinnerungen, diese fromme Wehmuth kämpfte aber der Stolz mächtig an, denn er sollte ja nicht vollenden können, was er geschaffen, und vielleicht ein Andern den Ruhm erndten, um den er Jahre lang eifrig, beharrlich gerungen. Schon zuckte seine Rechte nach den Pergamentrollen, auf welchen der Bauplan und die Constructionen, die er erfunden, gezeichnet waren. Knisternd leckten die Flammen des Heerdes züngelnd an den Wänden empor, als ob sie begierig des Opfers; da fiel des Meisters Blick durch das hohe Bogenfenster auf den Dombau selbst, welcher in der ganzen Größe des hier verwirklichten Gedankens in erhabener Majestät vor ihm lag. Er ließ die Rolle sinken. Seine Hände schlangen sich wie zum Gebete ineinander. Immer riesiger und gewaltiger baute sich das Chor im falben Scheine des Mondes zum Himmel auf; ein geheimnißvolles Leben schien sich in den Säulen und Laubzinnen zu regen, die Englein in den Nischen der Strebepfeiler glaubte er musizieren zu hören und lobpreisen den Ewigen, zu dessen Ehre und Ruhm er mit dem kindlichen Glauben und Vertrauen des Künstlers das hohe Bauwerk begonnen und so weit gefördert hatte. Und jetzt wollte er ob irdischen Beweggründen den Bau aufgeben, vernichten, was er allein durch Gottes Beistand geschaffen hatte? Thränen füllten sein Auge, andächtig sank er auf die Kniee nieder und betete, wie er so oft gebetet, wenn sein Muth ob den scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten des Unternehmens gezagt, wenn sein Vertrauen gewankt. Ruhe kam in seine Seele — es war ihm wieder,

wie in jenen Tagen, wo er voll Gottvertrauen den großen Gedanken in's Leben zu rufen u. s. saugen; — verbannt war der Gedanke des Stolzes, der ihn an sich selbst irre werden ließ. Er gelobte fest, sich mit ganzer Kraft, zu Gottes Ehre, dem Baue wieder hinzugeben, ihn so weit zu fördern, als es des Ewigen Wille. Da rauschte es, wie schauriger Flügelschlag und Ruf des Nachtgevägels vor dem Fenster, und ächzend heulte ein Windstoß durch den Schlott, als wolle er das Haus aus seinen Grundmauern heben. —

Der Meister hatte die Ruhe der Seele wieder und mit ihr auch seine frühere Kraft und Thätigkeit. Wol vermied er den fahrenden Magister, der zwar noch von Zeit zu Zeit bei ihm einsprach, in dessen Nähe ihn aber immer etwas Unheimliches überschlich, und rüftiger als je, als hätte es gegolten, den Dom in einem Jahre fertig zu bauen, wurde an dem Werke gearbeitet, so daß sich in zweier Jahren Frist der nördliche Thurm beinah zu seiner jetzigen Höhe hob, und als Wahrzeichen des ewigen Baues schon den gewaltigen Kraken in die Lüfte streckte.

Mit dem Stolze des Bewußtseins, was er vollbracht, stand Meister Gerhard eines Tages auf dem Thurme und überschaute selbstgefällig den Riesenbau, freute sich inniglich der eifrigen Thätigkeit, die in den Hütten und rings auf den Gerüsten herrschte. Der Wunsch, sein Werk in seiner ganzen Pracht vollendet zu sehen, stieg in diesem Augenblicke lebendiger, denn je, in seiner Seele auf, und er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er vielleicht bald dem Leben den letzten Tribut zollen müsse. Da trat ein Fremder zu ihm, den er bis dahin nicht bemerkt. Geleitet war er in Scharlach, wie einer aus den edelsten Geschlechtern, mehre goldne Ehrenketten glänzten auf seiner Brust, und auf dem schwarzen Birett schwankte stolz und fest eine rothe Feder. Er bot dem Meister Wort und Gruß des Stein-

maßen, und gab sich zu erkennen, als Meister der freien Kunst.

Manch freundliches Wort des Lobes sprach der der Fremde über den majestätischen Bau, doch hart traf es des Meisters Stolz, als jener die Meinung äußerte: wie es ein eitel Beginnen des Sterblichen, ein also gewaltiges Werk zu gründen, daß zu vollenden er nie im Stande, so daß er mit dem ersten Steine auch schon voraussehen könne, daß ein Anderer die schöne Frucht seiner mühevollen Saat erndte werde.

„Und wer sollte mich hindern, den Bau zu vollenden?“ fuhr der Meister auf.

„Das Leben!“ war des Fremden kurze Antwort. „Des Erdenwurms Wollen ist ihm ja nicht einmal unterthan, denn mit dem ersten Athemzuge ist er dem ärgsten Feind der That, dem Tode schon verfallen.“

„Ich vollende, was ich begonnen,“ sprach der Meister gekränkt, „jede Wette gehe ich darauf ein, und wär' es mit dem bösen Feind.“

„Topp! schlägt ein!“ grünte der Fremde, dem Meister die Rechte hinhaltend, der bewußtlos einschlug und in demselben Augenblicke seinen Körper wie von einem Blitzstrahl durchzuckt fühlte. — Ein riesiges Ungethüm erschien ihm der Fremde, aber sein beleidigter Stolz, welchen des Fremden Hohn auf's Höchste gereizt hatte, ließ ihn nicht mehr zurücktreten.

„Es gilt also die Wette; doch damit ihr seht, daß auch der Teufel Billigkeit besitzt, so will ich Euch etwas entgegenstellen. Ich führe von Trier bis hieher nach Köln eher ein unterirdisch Bächlein, daß Enten darauf schwimmen können, ehe ihr den Bau des Domes vollendet. Euer sind zehn Seelen, verlier' ich meine Wette; gewinn' ich, ist die Eilige — mein.“

„So sei's“ sprach entschlossen Meister Gerhard.

„Dann auf Wiedersehen!“ hohlnachte der Fremde. Er breitete seinen weiten Mantel in die Lüfte aus und fuhr mit dem Sturmwinde, der plötzlich über den Dom brauste, von dannen, daß er im Nu des Meisters Blicken entschwunden war.

Ob's Traum oder Wirklichkeit, was ihm geschehen, wußte sich der Meister nicht zu deuten; aber er versank von dem Augenblicke wieder in düstre Schwermuth, und wenn er sich auch mit der angestrengtesten Thätigkeit dem Baue hingab, so vermochte er's dennoch nicht, seinen Trübsinn zu verschrecken. Oft sah man ihn stundenlang in tiefes Nachdenken versunken vor sich hin brüten; der trostlose Ernst des Grams sprach aus seinen Zügen, die sich aber zuweilen plötzlich zu einem krampfhaften Lächeln zusammen zogen; aus tiefer Brust schöpfte er dann Athem und murmelte zwischen den Zähnen: „Ich habe mein Geheimniß; die Wette gewinnt er doch nicht.“

Seine Hausfrau sann vergebens nach über ihres Gemals Kummer, denn fröhlich wuchs der Bau heran, Ehre und Reichthum blieben nicht aus, aber Nichts schien den Meister mehr auf Erden zu freuen, und ängstlich wich er allen ihren Fragen aus, wenn sie ihn mit weiblicher Sorglichkeit zu trösten suchte und nach der Ursache seines Grams forschte. Immer reger wurde aber eben dadurch ihre Neugierde, und wol sann sie hin und her, wie sie ihres Gemals Geheimniß erfahren könne.

Da stellte sich, wie vor Jahren, der fahrende Magister wieder ein, vermied aber sorgfältig das Haus, wenn er vermuthen konnte, daß Meister Gerhard zu Hause. Sein Schönthun, seine Schmeicheldrede gewannen ihm bald das Vertrauen der Frau wieder ganz, und sie erzählte ihm dann auch, wie sie so sehr bekümmert um den Gemüthszustand ihres Gemals, und wie er ein Geheimniß vor ihr berge, das schwer auf seiner Seele zu lasten schien.

„Dann ist ihm nur helfen, wenn wir das Geheimniß wissen, und dazu kann auch Rath werden. Sucht Euren Herrn durch süße glatte Worte zu bereben, daß er's Euch vertraue. Helfen die Worte nicht, so wüß' ich ein Mittel, aber einer christlichen, ehrsamten Hausfrau würde es vielleicht nicht geziem — —“

Ihre Neugierde ward durch des Magisters Rede, der er einen gar geheimnißvollen Ton zu geben wußte, doppelt angeregt, und eifrigst drang sie in ihn mit Bitten und Anerbieten, ihr das Mittel doch zu sagen.

„Nun, wie ihr des gesonnen seid,“ fuhr der Magister fort, „hier habe ich ein Kräutlein, unschuldig sonst, rührt ihr das dem Meister in seinen Abendmeth, so wird sein Traum an ihm zum Verräther, wenn ihr ihn um das Geheimniß offen fragt.“

Sie wurde das Opfer ihrer Neugierde.

Zwar fragte sie zu wiederholten Malen, ob das Kräutchen auch sonst von schädlicher Wirkung, und da ihr der Magister das Gegentheil versichert, rührte sie es ihrem Manne in den Abendtrunk und gewahrte auch nur allzubald, daß seine Wirkung die rascheste war. Der Meister sank sogleich in festen Schlaf, der aber bald unruhig wurde. Er murmelte einige unverständliche Worte, und als sie ihn nun befragte, erzählte er den ganzen Hergang, und gellend auflachend, daß es sich schauerlich anhörte, schloß er seine Erzählung:

„Aber er gewinnt die Wette dennoch nicht, ich habe mein Geheimniß!“

„Und dies wäre?“ fragte sie mit ungewisser Stimme, gespannt horchend.

Der Meister fuhr in einem gräßlich lachenden Tone fort: „Laß ihn mir machen, denn kein Tropfen Wasser wird in dem Bächlein fließen, läßt er nicht von Viertel zu Viertelstunde ein Luftloch, und daran wird der Böse nicht denken.“

Am andern Morgen, als der Meister kaum hinaus nach dem Baue, fand sich der Magister auch wieder ein, und Gerhard's Hausfrau hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihm das Geheimniß also mitzutheilen, wie es der Meister ihr im Schlafe anvertraut hatte. Mit des Windes Eile war der Magister alsobald verschwunden und schallendes Hohngelächter betäubte die Ueberraschte dergestalt, daß sie ohne Bewußtsein hinsank. —

Meister Gerhard stand auf des Thurmes Platte, die Arbeiter zum Fleiße antreibend, denn mit furchtbarer Majestät war ein Gewitter im Anzuge und lagerte sich dumpf über die Stadt. Noch regte sich kein Lüftchen, Alles umfing die schauerliche Stille der Erwartung; plötzlich horchte der Meister auf — er vermeinte das Geschnatter von Enten zu vernehmen — und sich da, ein lustiges Bächlein rann daher, und auf demselben schwammen, laut schnatternd, ein Paar Enten. Da erfaßte wilde Verzweiflung den Meister, er stürzte sich hinab von der Zinne. In demselben Augenblicke entlud sich das Wetter mit furchtbarer Gewalt — mit wildem Grimme rollten die Donner durch die weite Bahn der Lüfte, die, von allen Seiten durch Blitze zerissen, oft ein Feuermeer erschienen. Wehklagend wimmerte der Sturmruf von den Thürmen; — des Meisters Haus stand in lichter Lohe. — Vom Feuer verzehrt wurden die meisten Pläne des Meisters, so daß der Dombau unvollendet blieb, denn, wie manche Steinmessen sich auch bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts an den Bau wagten, fördern konnte ihn Keiner.

Meister Gerhard hält aber noch in nächtlicher Stunde seinen Gang um den Bau, sich an seinem Werke weidend, das noch Keiner nach ihm zu vollführen im Stande war.

Selbst der böse Feind war ergrimmt, daß der Bau bis dahin vollendet, denn im Jahre 1438 schlen-

derte er eine der wichtigsten Spitzsäulen durch das Gewölbe der Chorrundung, um die Kapelle der hh. drei Könige zu zerschmettern, und lange noch zeigte man den Steinblock, in welchen des Bösen Krallen eingedrückt waren. —

Zur Erinnerung an Meister Gerhard's Ende, ist er, vom Thurm herabstürzend, an der Südseite in Stein gehauen, und der Böse fährt ihm nach in Gestalt eines zottigen Pudelhundes. —

Nest in der Zeit, wo wir leben, ist der Baun, welcher den Weiterbau aufhielt, gehoben, denn herrlich gedeiht der Wiederherstellungsbau zur Freude aller Frommen und Kunstfreunde, und würde der Frommynn, welcher den Bau gründete und die Mittel spendete, daß er so weit gedieh, wieder recht lebendig in aller Herzen, dann dürsten wir kühn die Hoffnung hegen — den Wunderbau des kölnner Domes vollendet zu sehen.

Bischof Hildebold.

Als Nikolphus, der achtzehnte Bischof, welcher dem Stifte Köln vorstand, im Jahre 784 gestorben, entspann sich zwischen der Geistlichkeit und der Bürgerschaft Kölns Hader und Zwist wegen der Wahl eines neuen Bischofs, denn sie konnten oder wollten sich nicht einigen wegen der Kür. König Karl der Große, welcher gerade von einer Heerfahrt gegen die Sachsen heimgekehrt, in Aachen Hof hielt, vernahm zu seinem größten Vergerniß diesen Zwiespalt und beschloß denselben zu schlichten. An

einem frühen Morgen rüstete er sich mit seinem Weidgeräthe und ritt hinaus, ohne alles Gefolge, wie er oft zu thun gewohnt, zur Jagd. Lustig trug ihn sein Roß durch den frischen Wald, der sich damals noch weit zwischen Aachen und Köln ausdehnte, und als er in die Ebene und Richtung auf der Seite Kölns kam, da klang ein Glöcklein und lud ihn zum Gebete. Der fromme Herr ritt auf das allein liegende Kirchlein zu, stieg von seinem Roß und trat in das Haus Gottes, um dem heiligen Mesopfer beizumohnen. Ein schlichter Priester las die Messe und mit solcher Würde, daß sich der König gar höchlich daran erbaute, und als die Anwesenden, wie es damalige Sitte noch wollte, nach beendigter Messe zum Opfer gingen, opferte Karl einen Gulden. Der Priester nahm aber den Gulden und gab ihn dem Könige, den er nicht kannte, mit den Worten zurück: „Freund, nehmt Euren Gulden, man opfert hier nicht mit Gulden.“

Da sprach König Karl: „Herr, Ihr wollet den Gulden zu eigen halten, ich gönne ihn Euch wol.“

Der Priester aber entgegnete: „Ich sehe, daß Ihr das Weidwerk pflegt, es haben nun meine beiden Kirchenbücher keinen passenden Ueberzug; das erste Reh oder andre Wild, das Ihr fahet oder erlegt, davon wollet mir die Haut zum Ueberzuge für meine Bücher senden, das begehre ich, behaltet aber Euren Gulden.“

Da dem Könige Karl die schlichte, einfältige Rede des Priesters gar wol gefiel, erkundigte er sich nach ihm und hörte, wie er Hildebold geheizen und ein Mann von unbescholtenem Leben war.

Karl ritt nun nach Köln in seine Pfalz und prüfte die Mißhelligkeiten, und da sich Geistlichkeit und Gemeinde durchaus nicht ob der Wahl einigen wollten, sprach der König: „Ich soll Euch einen Bischof geben“ und ließ den Priester Hildebold holen und gab ihnern den zum Bischof. Den gottesfürcht-

gen Mann gewann er aber dergestalt lieb, daß er ihn zu seinem Beichtiger und Kanzler machte, und ihm schon bei Lebzeiten seine Pfalz in Köln schenkte.

Auf seiner Romfahrt, wo Karl zum Kaiser gekrönt wurde, begleitete ihn Hildebold, und er war es auch, der im Jahre 811 des Kaisers letzten Willen entwarf, durch welchen dieser seine ganze fahrende Habe in drei gleiche Theile theilte und zwei derselben wieder in einundzwanzig Unterabtheilungen, nach den einundzwanzig erzbischöflichen Sizen seines Reiches, zu denen auch schon Köln gehörte.

Als Karl zu Anfang des Jahres 814 sein Ende nahen fühlte, da ihn ein böses Fieber beschlichen, ließ er seinen Beichtiger Hildebold gen Aachen kommen, empfing von ihm die h. Sterbesakramente und starb gottselig im Herrn am 28. Januar 814 um die dritte Stunde. Auf Hildebold's Anordnung wurde der mächtige Herrscher des Abendlandes in vollster Rüstung und Krönungspracht der Kaiserwürde in dem von ihm erbauten Aachener Münster beigesetzt. Er saß auf goldnem Throne, sein Haupt schmückte die Krone des Reichs, die Rechte trug einen Kelch, zur Seite hing ihm sein treues Schwert, auf seinen Knien ruhte das Evangelium und zu seinen Füßen Scepter und Schild *). So blieb der große Kaiser, auch im Tode noch hochgeehrt und gefürchtet, bis

*) Das Grab Karl's trug die Inschrift: Sub hoc conditorio situm est corpus Caroli Magni atque orthodoxi Imperatoris, qui Regnum Francorum nobiliter ampliavit et per annos XLVII feliciter rexit, decessit septuagenarius anno Domini DCCCXIV, Inditione VII, V. Kal. Febr. Das heißt: Unter diesem Grabe ist beigesetzt der Leib Karl's des Großen und rechtgläubigen Kaisers, welcher das Reich der Franken glorreich erweiterte und 47 Jahre hindurch glücklich regierte; er starb 70 Jahre alt im Jahre 814 u. f. w. — Diese Grabschrift ist aus dem Aachener Münster verschwunden; ein einfacher Stein in der Mitte der Kirche, besagt nur, daß Karl dort begraben.

ihn Papst Paschal III. heilig sprach und Friedrich I. der Rothbart 1165 seine Gebeine hob. Der goldne Stuhl, Krone, Mantel, Schwert und Scepter wurden die Insignien des fränkisch-römischen Reiches, mit denen am 14. Juli 1792 Franz II. zuletzt geschmückt ward.

Erzbischof Hildebold wandte aber das Vermächtniß seines großen Gönners auf's Beste an, er begann gleich nach Karl's Tod den Bau des alten Doms an der Stelle der ihm geschenkten Pfalz und gründete auch bei der Stiftskirche eine ansehnliche Bibliothek.

Im Jahre 819, nachdem er 34 Jahre der kölnischen Kirche vorgestanden, endigte der Erzbischof Hildebold sein gottesfürchtiges Leben, und wurde auf sein Begehr in St. Gereon neben dem ersten Altare zur rechten Hand beigesetzt. Ueber seinem Grabe war die Geschichte seiner Wahl abgebildet; doch, wie so Vieles des Alterthümlichen der Vaterstadt, ist auch dieses Bild zerstört worden.

Der heilige Reinold.

Wer erinnert sich nicht der wundersamen Mähr von den vier Haimondskindern und ihrem treuen Roß Bayart? Wenige mögen in unsern Landen sein, die sich in ihren Jugendjahren nicht ergezt an den männlichen Abenteuern und Thaten der tapfern Ritters, der Söhne eines der tüchtigsten Helden, welche Karl's des Großen Hof zierten. Als der Tapferste von ihnen, Reinold, die Welt mit dem Ruhme seiner ritterlichen Thaten erfüllt, daß sein Name in Sang und Rede gepriesen ward, entschloß er sich, sein Leben in freiwilliger Armuth zu beschließen. In dem

Gewande eines Bauern hatte er lange durch die schwerste Arbeit seine Tage gefristet, da kam es ihm zu Ohren, wie Köln am Rhein die heiligste und fürstlichste Stadt sei in allen Landen des römisch-deutschen Reiches, der vielen Heiligen wegen, die hier als Blutzengen für ihren Glauben starben und deren Gebeine noch hier ruhen, und er schürzte sich zur Fahrt dahin und fand Aufnahme in dem Sanct Petersstifte, wo er sich durch einen frommen, gottesfürchtigen Wandel auszeichnete, so daß man ihn einen heiligen Mann nannte.

Als nun um diese Zeit Erzbischof Hildebold den Bau des St. Peters-Münster oder des Domes begann, berief er aus allen Gegenden Steinmessen, Maurer und Werkleute, damit der heilige Bau rasch vollendet werde.

Reinold, dessen Leben ganz dem Dienste des Herrn geweiht war, trat auch in die Reihe der Arbeiter, und wenn auch zum Anführer derselben ernannt, ging er ihnen durch das Beispiel des unermüdblichsten Fleißes vorau; er schaffte und wirkte mehr, denn vier oder fünf der Rüstigsten. Wenn die Andern rasteten oder zum Imbiß gingen, war er noch immer thätig und trug die schwersten Steine und Werkstücke zum Baue, den er selbst bei Nacht nicht verließ; denn immer konnte man ihn hier im Gebete finden, oder er besuchte die heiligen Derter der Stadt.

Was war natürlicher, als daß die Werkmeister des Baues den übrigen faulen Gächchen den Sanct Peterswerkmann als ein Muster des Fleißes vorstellten, denn er wurde also genannt, da er seinen wahren Namen und Stand gegen Jeden auf's Sorgfältigste verbarg. Dies ärgerte die Uebrigen; sie wurden ihm Alle gram und feind und boten Alles auf, was nur in ihren Kräften stand, um ihm zu schaden; aber der heilige Mann ward sichtbarlich von Gott geschützt, alle ihre Anschläge wurden zu

Schanden. Wenn Reinold auch noch die Kraft in sich fühlte, die unwirrschen Reidhardte zu strafen, so ertrug er doch alle ihre Unbilden, zu Ehren Gottes, mit Starkmuth und Geduld, wie sie auch seiner höhnten und spotteten. Als die Bösen sahen, daß sie dem heiligen Manne Nichts anhaben konnten, beschloßen sie heimlich, ihn aus dem Wege zu schaffen. Da sie nun wußten, wie Reinold jede Nacht bei dem Baue im Gebete wachte, oder die Kirchen und geweihten Stätten besuchte, kamen sie unter sich überein, ihm aufzulauern und ihn zu erschlagen.

In einem Traumgesichte offenbarte der Himmel dem heiligen Manne seiner Feinde Absicht; er ließ sich jedoch nicht abschrecken durch diese Warnung, und fröhlich und wohlgenuth eilte er seinem Märtyrertode entgegen. Als er nun in einer Nacht auf seinem Bußgange bis zu der Stelle gekommen, wo man später die jetzt niedergerissene St. Reinoldskapelle erbaute, in der Nähe von St. Mauritius, wurde er von den Bösewichtern überfallen und jämmerlich erschlagen. Die Mörder steckten den Leichnam in einen mit Steinen beschwerten Sack und warfen ihn in den Rhein, auf daß ihre Missethat also vor der Welt verborgen bliebe.

An der Stelle des Rheines, wo die Mörder den Leichnam des h. Reinold's versenkt, hörten fromme Leute allnächtlich einen gar süßen Gesang und hell glänzte der Strom, als ob es am lichten Mittag gewesen. Keiner konnte sich jedoch dieses Wunders Ursache erklären, bis endlich einer alten kranken Frau eines Nachts, als sie in den heftigsten Schmerzen lag, ein Engel erschien und ihr entdeckte, wie an jener Stelle des Rheines der Körper des heiligen Sankt Peterswerkmannes versenkt liege. Gleich am andern Morgen ließ sich die Frau hinaus zum Ufer bringen, und wirklich sah sie einen Sack über den Fluten schwimmen, nach dessen Anblick und als sie vertrauensvoll zu Gott gebetet, ihr Gebrechen von

ihr wich. Sie zog nun selbst den Sack an's Ufer und alsbald fingen alle Glocken der Stadt, ohne menschliche Beihülfe, an zu läuten und läuteten so lange der Leichnam am Ufer lag.

Feierlichst wurde der heilige Leichnam darauf von dem Bischofe Hildebold und der ganzen Clerisei in die Stadt gebracht, wo man den ritterlichen Helden, der sich also vor Gott und den Menschen gedemüthigt hatte, an einem goldenen Gürtel erkannte, auf welchem die Worte „Reinold, Herzog von Montalban“ gestickt waren.

Durch mancherlei Wunder, die bei dem heiligen Leichnam geschahen, verkündigte der Herr den Gläubigen seine Macht, und als die Bürger der Stadt Dortmund, die um diese Zeit auch zum christlichen Glauben bekehrt, von den Wunderwerken hörten, wallfahrten sie gen Köln und begehrten von dem Bischofe einen Theil der Reliquien, auf daß der Heilige ihre Stadt schütze und sie um so eifriger im christlichen Glauben würden. Der Bischof vermeinte, ihnen ihr Begehr abschlagen zu müssen; doch war des Himmels Wille ein anderer, denn an drei Morgen nacheinander fand man den Leichnam des h. Reinold vor der Klosterpforte stehen, und so war auch kein Zweifel mehr, als der Herr also seinen Willen kund that. Der Bischof übergab den Bürgern Dortmunds die h. Reliquien, auf daß sie dieselben nach ihrer Stadt führten. Als der heilige Leichnam nun über den Rhein gebracht und sammt den Kasten auf einen Karren geladen worden, um ihn so in feierlichem Zuge nach Dortmund zu führen, fing der Karren, ohne daß ihn ein Mensch oder Pferd gezogen, von selbst an, sich fortzubewegen und stand erst in der Stadt Dortmund still an der Stelle, wo jetzt das St. Reinoldsmünster, wie es noch zu sehen ist, erbaut worden.

Der heilige Reinold wurde der Beschützer der Stadt Dortmund, und man hat gesehen, wie er bei Kriegsnöthen in glänzender Rüstung auf der Stadt-

mauer gekämpft und die Feinde vertrieben, wie sich denn auch noch manch' andre Wunder an seinem Grabe zu Dortmund begeben haben.

Das Marienbild auf der Brückenstraße.

Wunderbar sind die Schickungen des Himmels, und der sich heute mit stolzem Blicke der irdischen Glückseligkeit vermißt, der heute stolz auf Alle, die nicht so reich mit Glücksgütern gesegnet, herabsieht, weiß oft nicht, wie nahe er dem menschlichen Elend, wie nahe er dem Bettelstabe steht! — Wohl dem aber, der unter allen Verhältnissen des Lebens ein reines Gewissen und das Vertrauen auf Gott behält, er wird dann lächelnd auf die Stürme des Lebens blicken, da es in seiner Seele ewiger Frieden ist, und im inneren Kleide seinen Schöpfer eben so dankbar verehren, als unter dem schimmernden Glanze einer Krone.

So lebte vor mehreren Jahrhunderten in Köln auf der Brückenstraße ein Mann, den die ganze Stadt für einen der reichsten ihrer Bürger hielt; denn ob er auch nicht verschwendete, nicht glänzte durch äußere Pracht, so war er doch weit und breit als ein Vater und seine Gemalin als eine Mutter der Bedürftigen bekannt, und im Stillen half er oft dem Jammer ganzer Familien mit wahrhaft liebevoller Sorge ab. Dabei lebte er nur einfach, und wenn sein Haus besser, bequemer und freundlicher eingerichtet war, als anderer vornehmen Leute Wohnungen, so lag doch nirgendwo Ueberfüllung oder Verschwendung.

Stumm saß er eines Tages in seinem Kloset und hatte das große Buch mit seinen Ausständen

und der Passivklasse vor sich, blätterte kopfschüttelnd vor und zurück, seufzte tief auf, und legte die Feder zur Seite, um das — wie es schien, sorgenschwere — Haupt in die hohle Hand zu stützen. Da trat seine Gemalin zu ihm und bat um die gewöhnliche Unterstützung für ihre Hausarmen zum morgenden Marienitag, an welchem sich immer einige Hunderte ihrem Hause mit freudiger Hoffnung nahten.

Albert — so hieß der Kaufherr — sah eine Weile zur Erde und hob dann das trübe Auge zu seiner Gattin, die sich — eine stets heitere, freundliche Miene gewohnt, — diese plötzliche Veränderung nicht deuten konnte, bis er ihre Hand ergriff und mit dem Ausdrücke des tiefsten Schmerzes zu ihr sagte: „Armes, armes Weib! du wirst keine Almosen in diesem Leben mehr vertheilen, wirst nie mehr den Genuß haben, Anderen zu helfen, nein, statt dessen — wirst du selbst Betteln müssen!“

Hier ließ er ihre Hand los und wollte, ihr seine Nührung zu verbergen, schnell das Zimmer verlassen. Maria vertrat ihm aber den Weg und bat ihn, ihr die ganze Last des sie betroffenen Unglücks ohne Rückhalt zu nennen, daß sie vereint mit ihm es zu tragen vermöge.

„Ja, du hast recht“ — rief er — „du sollst, du mußt Alles wissen, wenn ich vielleicht verhindert werden sollte — doch das jetzt nicht; so höre denn: in den letzten 4 Wochen haben 6 der ersten Handlungshäuser in Lübeck und Venedig Bankbruch gelitten, wodurch ich nicht allein fast mein ganzes Vermögen verloren habe, sondern auch als Bürge für Andere auftreten muß, wenn sie es heute oder morgen verlangen sollten. Das ist mir aber unmöglich, und — selbst wenn ich das Haus mit allem Mobilar hier, meine Rheinschiffe, Lager und Ausstände zum höchsten Preise veranschlage, selbst wenn wir arm uns bloß, unsere Kinder an der Hand, hinausgehen, würde ich, wie die Sachen jetzt stehen,

noch viele, viele Tausende schuldig bleiben müssen, und würde — was mir am Schrecklichsten ist, Wittwen und Waisen um das Ihrige gebracht haben; wenn ich mir dann den Schuldhurm als das Ziel — o Maria! Maria! das überlebe ich nicht.“

Auch sie war von einer so niederschlagenden Nachricht auf's Höchste ergriffen, aber sie verlor doch das Vertrauen auf die göttliche Hilfe nicht, und suchte ihm mit den freundlichsten Worten Muth und Trost einzusprechen.

So verging der Tag, und die Nacht erfüllte sie Beide mit Planen für die Zukunft und wie sie für die Armen arbeiten wollten, welche jetzt durch sie um ihre Hoffnung kamen.

Als aber der Morgen heraufdämmerte und dem Unglücklichen die Gewißheit seines Elends brachte, als sich schon die Verbürgten mit ihren Forderungen meldeten, und durch ein leises Gespräch in der Stadt, mit dem reichen Kaufherrn sei es aus, eine Menge Neugieriger vor seinem Hause sammelten, als er jeden Augenblick glaubte den Gewalthaber hereintreten zu sehen, um ihn in den Schuldhurm zu schleppen, verließ ihn die Besinnung, und er lief durch die Hochstraße dem Severinsthore zu, um an einem entlegenen Orte, durch einen raschen Sprung, in den Fluthen des Rheines seinem Leben ein Ende zu machen.

„Was muß dem reichen Albert angekommen sein?“ — fragte Einer den Andern — „er sah ja so wild und verstört aus, als ob das sein letzter Gang gewesen sei“ — bis man endlich von Bessers unterrichten hörte, wie es mit ihm stehe.

„O mein Gott!“ — rief er, vor dem Thore angekommen und von Niemanden bemerkt, vor einem kleinen Heiligenbilde dort niederknieend — vergib mir, wenn ich unrecht thue, aber ich kann nicht anders, und nimm Dich freundlich und gnädig meiner armen unschuldigen Frau, meiner unglücklichen Kinder an!“

In dem Wahn der Verzweiflung eilte er, denn selbst das Gebet konnte seiner Seele keine Ruhe geben, durch den Wald, der sich damals noch vom Beyen um die alte Burg hinzog, dem Rheine zu. Schon wollte er sich von des Ufers Steile hinab stürzen, da fühlte er sich, wie durch einen Sturmwind vom Ufer zurückgeschleudert, und ein gellend licherndes Lachen schreckte ihn aus seiner Betäubung auf; er schaute um sich und gewahrte neben sich einen düstern Mann, in Sammet und Seide gekleidet, wie ein venetianischer Kaufherr. Mit höhnischem Lächeln bot der Fremde ihm den Morgengruß, und Albert fühlte sich wider Willen durch eine unwiderstehliche Gewalt zu demselben hingezogen; folgte ihm auch, bald in ein Gespräch mit ihm verwickelt, bis zu einem nahen Hügel, und wußte nicht, wie ihm geschah, da der Fremde seine geheimsten Gedanken zu errathen schien, so daß er ihm zuletzt sein Schicksal und seinen Entschluß, sich selbst das Leben zu nehmen, offen gestand.

„Und um den Bettel!“ lachte der Fremde. „Es mag allerdings ein hübsches Vergnügen sein, seine Bank auf allen Handelsgülden gebrochen zu sehen, die schönste Zeit des Lebens im Schuldthum zu verträumen und dann noch im Strohhut umherstolziren *) zu müssen. Es sollte mir aber leid um Euch und Euer schmuckes Weib thun, Herr Albert. Es wäre vielleicht da noch zu helfen.“

„Und wie? wie? spricht! redet!“ drängte der Unglückliche. „Geht mir das Leben, meinem Weibe den Gatten, meinen Kindern den Vater wieder!“

„Biel verlangt, doch schlägt ein, topp! ich will Euch helfen. — Der Preis sei Eure Gattin, nach zwölf Jahren sei sie mein!“ —

*) Nach altem Rechte mußten in den Hansestädten die durch eigne Schuld Bankbruch machenden Kaufleute als Schandzeichen Jahr und Tag einen Strohhut tragen.

Der Kaufherr starrte den Schrecklichen lautlos an, eisige Kälte durchrieselte seine Glieder, er wollte fliehen, aber wie eingewurzelt fühlte er sich gebannt in des Furchtbaren Nähe.

„Ueberlegt Euch die Sache — bis morgen geb' ich Euch Bedenkzeit — bis Morgen. Morgen am Abende muß Euer Bankbruch ganz stadtfundig werden — trifft Euch die Schande, die Entehrung. Also bis morgen.“

Wie aus einem wüsten Traume taumelte Albert auf, der Fremde war verschwunden und sinnverwirrt schritt Albert dem Thore der Stadt zu.

Immer ärger, immer drohender wurde die Gefahr, aber er dachte an die ewige Barmherzigkeit, sah auf die liebende Gattin, auf die muntern Kinder, und fest stand sein Entschluß, dem Versucher zu widerstehen.

Mit diesem Willen ging er am folgenden Morgen vor das Severinsthor, dem Teufel abzusagen; kaum aber gewahrte er ihn von fern wieder auf jenem Hügel, als er sich sonderbar ergriffen fühlte und sein ganzes Wesen ein anderes zu werden schien. Er sah die Gegenstände alle mit andern Blicken, sah die Noth und das Elend, das über ihn und die Seinen noch heute hereinbrechen mußte, und glaubte der Gattin Stimme zu hören, die ihm zuflüsterte: „versprich mich ihm.“ Je näher er ihm kam, desto weniger strafbar dünkte ihm diese Handlung; ein Nebel umflorte seine Sinne, und die Worte „versprich mich ihm“ klangen ihm dringend mahnend in den Ohren und fanden Anklang in dem sonst so treu und zärtlich liebenden Herzen. Jetzt stand er auf dem Hügel, wo ihn der Fremde auch schon begrüßte und ihm traulich zusprach: er wisse, daß er bereits entschlossen sei, ihm die Gemalin zu verschreiben, weshalb er den Pakt schon geschrieben, den er nur noch mit seinem Blute zu unterzeichnen habe. Dann rißte er ihm den linken Arm, und ohne daß

der Unglückliche wußte, wie ihm geschah, hatte er das entsetzliche Verbrechen begangen. — —

Auf der Schwelle seines Hauses begegnete ihm Maria, und jetzt erst erwachte er und begriff, was er gethan. Umsonst lief er auf's Schleunigste wieder vor's Thor, umsonst eilte er auf den verdammten Hügel, umsonst nannte und rief er den Schrecklichen bei'm Namen; der Satan hatte was er gewollt, hatte die fromme, gläubige Seele, die reinste die in Köln war, und sich der gelungenen List freuend, überließ er dem Kaufmanne jetzt Reichthümer und Schätze, so viel er deren nur begehrte.

Trostlos kehrte er heim, fand dort die günstigsten Botschaften und sein Pult strohend voll Gold, fand Alles was er suchte und wünschte; — nur den Frieden der Seele fand er nicht.

Hundert Mal hatte er sich vorgenommen, der treuliebenden Gattin zu Füßen zu fallen und Alles zu gestehen, aber wenn er ihr in das reine, himmlische Auge sah, mußte er beschämt das seine zu Boden schlagen und — das Wort erstarb auf seinen Lippen. Da brach sie selbst endlich dies ängstigende, geheimnißvolle Schweigen, und bat ihn, ihr zu gestehen, was in seiner Seele vorgehe, und weshalb er ihr nicht vertraue. „Ich glaube, Albert, dich zu errathen“ — setzte sie hinzu — „wo hast du das viele Gold her? das mir so unheimlich, so glühend vorkommt, daß ich es nur in der größten Noth an fasse; wie kommst du dazu, Albert? Geht es mit rechten Dingen zu? Ich fürchte nein!“ —

Nun konnte er ihr nicht mehr ausweichen, und daß er es nicht konnte, war ihm recht lieb. Erschrocken hörte sie ihm zu, machte ihm aber keine Vorwürfe, sondern eilte zur Kirche der h. Maria im Capitol, wo sie sich Kraft und Stärke vor dem Bilde der Mutter des Heilandes ersuchte.

Hochgeehrt war Herr Albert, und sein Name der geachtetste in allen Städten, wo nur Deutsche han-

delten, wo die Hanſa ihre Gilben hatten; reich ſah er ſeinen Fleiß geſegnet, aber er konnte deß nimmermehr froh werden.

Maria, die Treue, wankte aber nicht in ihrem Vertrauen auf die Mutter des Heilandes; ſie fand Troſt im Gebete und ſtille Freude im geräuſchloſen Wohlthun, wenn ſie auch nicht vermochte, den düſtern Gram von ihres Vatten Seele zu bannen.

So gingen die Jahre hin.

Immer näher rückte der verhängnißvolle Tag und immer unruhiger wurde Albert, wenn Maria in ſtiller Ergebung ihrem Heilande ſich empfahl und dann dem Geſchicke gewähren ließ. Da ging ihr die Sonne zum letzten Male auf, und ſie eilte noch ein Mal in die Kirche, von der Heiligen Abſchied zu nehmen. In der ſchrecklichſten Angſt räumte Albert durch das Haus, bis Maria ihm, ſchneller als er es erwartet hatte, wieder entgegentrat und ihm zurief: „Laß uns jezt fahren, ich bin bereit!“

So fuhren ſie hinaus, und vor dem Severinſthore angekommen, ſah er den Schrecklichen ſchon auf dem bekannten Hügel ſtehen. Von weitem winkte er ihm aber „halt“ zu, und forderte ihn durch Zeichen auf, allein zu ihm heran zu kommen. Verwundert folgte er, und ihm nahe gekommen, hörte er den Teufel ihm einige unverständliche Worte zuſprechen, worauf er die Verſchreibung hinwarf und verſchwand. Entzückt nahm er das verhängnißvolle Papier, eilte zu ſeiner Frau zurück und fuhr mit ihr wieder in die Stadt. — Vor Freude und Seligkeit konnte er kein Wort hervorbringen, aber Alles, was ihm im Hauſe aufſtieß, umarmte und küßte er, und lief wie neu geboren von Stelle zu Stelle. Da trat plötzlich ſeine Frau zur Hauſthüre herein, obwohl er ſie nicht hinausgehen geſehen hatte, und ſagte ſehr ernſt: „jezt, Albert, bin ich bereit, nun laß uns fahren!“

„Fahren!“ — fragte er — „und wohin? und wozu bist du bereit?“

Befremdet sah sie ihn an und sagte dann: „zu dem ernstesten, zu dem dunkeln Wege; es ist ja heute der Verfalltag des Paktcs.“

„Der Verfalltag? — des Paktcs? hier halte ich ihn ja in meiner Hand; er ist eingelöst für ewig und du bleibst nun mein! nur mein!“

„So warst du allein dort?“ — fragte sie weiter — „ich fürchtete schon, mich verspätet zu haben, denn vor dem Muttergottesbilde betend, überfiel mich plötzlich eine Müdigkeit, daß ich einschlief und jetzt erst erwachte.“

Die Heilige selbst war es gewesen, die Maria's Gestalt angenommen, den Bösen zur Herausgabe seiner Verschreibung gezwungen und ihn dann auf ewig gebannt hatte; ihr also hatten sie Ehre, Leben und Seligkeit zu verdanken.

Da ließen sie ein Marienbild über der Thüre in der Wand ihres Hauses anbringen, stellten eine ewige Lampe daneben und übertrugen auf alle ihre Nachkommen die Verpflichtung der innigsten Verehrung gegen die göttliche Befreierin aus Noth und Verzweiflung. Und bis auf den heutigen Tag steht das Marienbild dort, unversehrt hat es sich bei allen Stürmen des Krieges und der grausamsten Verwüstung erhalten. Es mahnt die Gläubigen aber, daß der, welcher kindlichfromm sein Vertrauen setzt auf die hohe Fürsprecherin, die Mutter des Heilandes, nie hienieden zu Schanden werden kann. *)

*) Das älteste Muttergottesbild, welches in Köln auf der Straße öffentlich ausgestellt ward, befand sich am Gehause der großen Bubengasse auf der Hochstraße, an der jetzigen Apotheke, wo noch jetzt ein Solches zu schauen ist.

So strafften unsre Vorfahren.

Um das Jahr 1327 war auch bei der Jugend der heiligen Stadt nicht immer, wie uns eine alte Chronik erzählt, Tugend zu finden. Die Söhne der edlen Geschlechter der Stadt, gereizt durch das Beispiel der Ritter der Nachbarschaft, welche von ihren Felsenestern, frei wie die Raubvögel, das Wegelagerergewerk trieben, lebten auch von Sattel und Bügel, und bald ward die Nähe der Stadt für die den Rhein auf- und abwärts ziehenden Kaufherren eben so unsicher, wie die Straßen am obern Rheine, wo gerade um diese Zeit, da Deutschland, einer zwiespaltigen Königswahl wegen, wieder gegen sich selbst wüthete, das Faustrecht mit allen seinen Schrecken herrschte. Die kölnischen Junker kümmerten sich bei ihren Wegelagerereien weder um den Bann, noch um kaiserliche Adyt, denn sie spotteten des Landfriedens und achteten des Gottesfriedens nicht. Was sie von ihren Wegelagerereien und Streifzügen heimbrachten, wurde in den wüsten Gelagen auf den Zechstuben der edlen Geschlechter verjubelt, beim Würfel- und Bretspiel oder mit den eben nach Deutschland gekommenen Karten verspielt, oder meist mit fahrenden Weibern durchgebracht. An Zucht und Ehre war gar nicht mehr zu denken, und wenn auch der Rath und die Geistlichkeit Alles aufboten, um dem wilden Unwesen zu steuern, so verlachten die Junker ihre Gebote und kümmerten sich wenig um der tiefbetrübten Ältern Warnungen, denn jenseits des Stadtbannes waren sie frei und konnten kühn den Drohungen der Stadtobrigkeit spotten, wenn sie sich gegen die Ritter der Nachbarschaft ihrer Haut nur wehrten.

Wurden auch mit jedem Tage die Klagen gegen sie lauter, da sie Schuld auf Schuld, Verbrechen auf Verbrechen häuften, so hatten sie sich aber bis heran im Banne der Stadt in des Gesetzes Schranken gehalten und waren daher immer so sicher hinter den Mauern derselben, wie sie gefürchtet außerhalb waren.

Als nun der Winter die Flußstraße sperrte und die Landstraßen auch immer öder machte, fanden die Junker ihre Streifereien selten belohnt und suchten bei Spiel und Saufgelagen die müßige Zeit zu tödten. Eines Abends, bei einem wilden Zechgelage, rühmten sie sich wechselseitig ihrer Frevelthaten, fanden aber auch, wie die Säckel immer leerer wurden, da das Stegreisleben der Winterzeit nur magere Bissen abwarf.

„Ich bin kahl, wie ein Bettelmönch eh' er auf den Termin auszieht“ scherzte Einer und stürzte den vollen Becher hinunter.

„Die gottverfluchten Juden wollen auch nicht mehr am Säckel ziehen, und wenn wir ihnen Seel und Seeligkeit verbrieften“ warf ein Zweiter hin.

„Hoho! ein schlechtes Pfand“ brüllte ein Andern „und Gott verdamme mich! das Geschmeiß versteht sich auf die Pfänder. War ich doch bei dem reichen Jakob in der Judengasse und wollte auf das selige Sterbstündlein meines Alten borgen, mußte aber mit leerem Seckel abziehen, konnte ihm kein Pfund Heller abpressen, selbst als ich ihm mein Roß, Waffen und Wehr zum Pfande einsetzen wollte. Der Vermaledeite meinte, ich schien zu vergessen, wie viel ich noch zu verzinsen habe.“

„Können wir nicht ein Mährlein ersinnen, Jost?“ hob ein Vierter an, „so eine Brunnenvergifterei, einen Kindermord, den wir dem Saamen Abraham's in die Schuhe schieben, und Zinsen und Kapital ist unser, wenn die Brut zum Teufel gejagt wird. Das gab' ein Mord Gaudium und wir thaten dabei ein

gottgefälliges Werk, machten etwas an unsrer vereinigten Rechnung gut."

"Der Vorschlag läßt sich hören," warf der Erste hin, "aber das Schlimmste ist, daß man uns weniger Glauben schenkt, als den Juden selbst."

"Gott soll mich strafen! das sollen die Ellenritzer büßen, sobald das Jahr die Maien aussteckt — uns den ehrsamern Junkern nicht glauben wollen! — Aber, Kumpane, Geld muß geschafft werden, denn ohne Geld laufen die Fässer nicht mehr, sind die Dirnen spröde, wie venetianisch Glas, und klingt der Würfel im Becher wie das Todtenglöcklein. Geld muß da sein!," so polterte ein Künstler.

"Hans, dann schaff; du bist vielleicht ein tüchtiger Münzer; aus Klüchen und Vermaledeuungen prägt dir kein Hausgenosse einen Gulden," entgegnete Jost.

"So stehl' ich dem Bürgermeister sein einziges Töchterlein und verkaufe sie — Gott, straf mich!" nahm Hans das Wort, "oder was meint ihr dazu, wir stehlen den drei Königen-Schatz, denn der Plunder ist doch zu Nichts nütze."

"Kirchen- und Jungfrauenraub! Hoho! juckt dir der Hals" sprach ein Sechster, der bisher geschwiegen. "Hubert könnte ja bei seinem Dehm einmal anpochen, der Alte hat den Keller so voller Barren, daß er das ganze heilige Reich kaufen könnte, wenn es sonst einen Kauffschilling werth wär."

Der Angeredete zuckte die Schultern und lallte mit weinschwerer Zunge: "Da ließ sich eher Wein aus Lannenzapfen pressen — er reicht keinen Heller, so wahr Sanct Hubertus mein Schutzpatron — die alte Schmeißfliege."

"Nun, wenn er Nichts gibt, so wollen wir's ihm nehmen," sprach Hans, "was dünkt dich, Hubert, es kommt dir ja doch von Rechtswegen zu."

"Meinetwegen," lallte der Angesprochene, "mir gehörr's, er ist meiner Mutter Bruder und hat schon von euterben etwas munkeln lassen."

„So wollen wir ihn vor seinem Stündlein beerben, dann macht ihm das Testament auch später keine Sorge,“ nahm Hans wieder das Wort, „denn Hubert, Junge, du mußt zu dem Deinigen kommen.“

„Das sollt' ich meinen,“ war Hubert's Entgegnung, „wir können gleich hin, seine Knechte sind nach Holz ausgefahren.“

Der Wein floss immer reicher, die Köpfe wurden erhitzter, und nach einer halben Stunde war bei neuen der wilden Gesellen der Entschluß reif, Hubert's Dehm, einen reichen Patrizier, heim zu suchen und zu bestehlen. Um nicht erkannt zu werden, verlarvten sie sich, und zogen also in aller Stille vor des Patriziers Haus. Es wird zu wiederholten Malen angepocht; endlich läßt sich die Stimme der Hausmagd vernehmen, die nach des Anklopfenden Begehr fragt. Hubert nimmt das Wort und gibt vor, eine Botschaft an den Herrn zu haben. Die Magd glaubt die Stimme zu erkennen, öffnet das Pfortlein des Hausgangs und sieht sich auch sogleich von neun Verlarvten umringt. In wüstem Ungestüm dringen alle in die Erschrockene, den Schatz ihres Hausherrn, den er im Hause verborgen halte, zu entdecken. Hoch und heilig berheuert die Magd, daß sie nicht wisse, ob der Herr Geld im Hause und wo er es habe. Noch hatte sie die Rede nicht vollendet, als auch schon in den Fäusten Aller Dolche und Messer gegen sie bligten. Die dringende Gefahr gab ihr Muth und Entschlossenheit.

„Gernach, ihr Herren,“ sprach sie, „auf diese Weise werdet ihr mich nicht zum Geständnisse zwingen, und wenn mich auch augenblicklich der Tod hier treffen sollte. — Stoßt zu und dann sucht.“

„Nun, Bettel, heraus mit der Sprache, es soll dir kein Haar gekrümmt werden, wo sind die Gold- und Silberbarren vergraben? Sieh, wir wollen deinen Herrn der Sorge des Aufbewahrens entheben,“ so spottete Jost.

„Arbeit heischt Lohn,“ sagte das Mädchen. „Ein Dienst ist des andern werth.“

„Was verlangst du, was forderst du? Wir sind billig, lassen uns handeln,“ sprachen Alle durcheinander.

„Schaut, schöne Herren,“ erwiderte sie schalkhaft, „versprecht Ihr mir eidlich ein Zehntel des Schatzes, so ist er Euer.“

„Mit tausend Eiden, aber nur rasch, spute dich; dein Lohn soll dir werden, aber nur rasch, rasch!“ trieben die wilden Gesellen, und die Magd nahm die Hänglampe und hieß sie, ihr folgen. Die schwere Kellerthüre drehte sich in den Angeln und mit ungestümmer Hast drängten die Wüstlinge der gefaßt voranschreitenden Magd nach.

„Hier wären wir am Ziele,“ bedeutete die Führerin die Rotte, „dort hinter jener Eisenthüre liegt der Schatz verborgen.“

„Die Schlüssel her,“ sprachen Alle wie aus einem Munde, auf die Thüre zustürzend.

„Die hab' ich nicht, denn streng hält der Herr sie in seinem Gewahrsam,“ erwiderte die Magd.

„Unsre Dolche und Messer können auch einmal als Dietriche dienen,“ sprach Hans, „frisch Hand an's Werk!“

Und als sich nun die Schaar wild nach der Thüre drängte, um diese zu sprengen, ließ die Magd, wie von ungefähr, die Lampe fallen, und mit einem Male herrschte des Grabes Nacht in dem Keller. Gräßlich fluchten und tobten die wüsten Gesellen. Die Magd, der Vertlichkeit des Kellers kundig, flog die Treppe hinan und im Nu saß die schwere Thüre des Eingangs in den Riegeln. Gefangen waren die Räuber. Sie eilte zu ihrem Herrn, um ihm Anzeige zu machen von dem Vorfalle. Er ging selbst auf der Stelle zu dem regierenden Bürgermeister, und dieser, von dem Vorfalle unterrichtet, entbot sogleich den edlen Rath und die Scheffen. Von den Dienern der Gewalt begleitet, begaben sie sich

nach dem Orte des Verbrechens. Als der Bürgermeister mit den edlen des Rathes in den Keller trat und heller Fackelschein das Gewölbe erleuchtete, fand man die Verbrecher rings versteckt. Bald waren sie, nach kurzem Widerstande, entwaffnet und geknebelt. Die Strenge des Gerichtes, das über sie ergehen sollte, fürchtend, fielen sie vor ihren Richtern nieder und flehten winselnd um Barmherzigkeit und Gnade; ihr Flehen fand aber kein Gehör.

Als einige der Räte darauf bestanden, den Verbrechern die Larven abzunehmen, nahm der Bürgermeister mit feierlichem Ernste das Wort: „Laßt ihnen die Larven; denn ständen die Verbrecher unverlarvt hier, so würde Mancher von uns wanken in seiner Pflicht, die Seinigen entschuldigen wollen vor der Strenge des Gesetzes! — Es werde ihnen Recht, wie es das Recht erheischt.“

Beweis ihrer Schuld war da. Die Richter traten zusammen und sprachen das Schuldig. — Mit diesem Ausspruche waren die Junker dem Tode verfallen; denn also wollte es das Gesetz.

Der Bürgermeister sprach darauf als Blutrichter mit fester Stimme: „Wer sie auch seien, sollen sie noch in dieser Nacht, in Säcke gesteckt, auf der Mitte des Rheines versenkt werden.“

„Also gescheh' es, wie es das Recht will!“ sprachen einstimmig die Richter, und sogleich überwies der Bürgermeister die neun Verbrecher dem herbeigeholten Nachrichter.

Eine halbe Stunde später rollten langsamen Schrittes zwei Karren durch den Filzengraben dem Rheine zu. Nur eine Fackel beleuchtete den schauerlichen Zug, welchem der Nachrichter mit seinen Schergen voranschritt. An der Arf, am Beyenthurme, wartete ein großer Rachen. Neun Säcke wurden von den Karren in denselben geladen, und bald hallten von der Mitte des Rheines neun dumpfe Schläge durch die unheimliche Stille der Nacht.

Die Verbrecher hatten gebüßt.

Die Chronik, welcher wir diesen Zug entlehnen, erzählt, daß einer der Richter seinen Sohn und ein andrer einen jüngern Bruder also dem Tode weiheten; — denn das Gesetz wollte es. —

So straften unsre Vorfahren.

Frau Richmod von der Abucht.

Die von der Abucht und die von Lyskirchen gehörten zu den vornehmsten Edelgeschlechtern, zu den geachtetsten Patrizierfamilien der guten Stadt Köln. Erstere wohnten am Neumarkt in einem großen prachtvollen Hause, an welchem das Wappen der Familie, ein Papagei vielfach angebracht zu sehen war, und weshalb dies Haus gemeinhin zu den Papageien genannt wurde *). Hier wohnte im Jahre 1357, als in der Stadt sehr viele Leute, arm und reich, an einer schnellhinrassenden, pestartigen Krankheit starben, Herr Mengis von der Abucht, Ritter und Mitglied des hohen Rathes, ein vielgeachteter Mann, mit seiner frommen Gemalin Richmod, aus dem Geschlechte der von Lyskirchen. Sie hatten schon ein Jahrzehnt zusammen gelebt in schönster Lieb' und Eintracht, in Reichthum, Glück und Freuden. Nur dies dächte bei ihrem heitern Glücke ein dunkler Schatten, daß der Himmel ihnen keine lieben Erben beschert, und darum seufzten sie früh und spät und beteten inbrünstig, daß ihnen Gott

*) Dieses Gebäude wird in dem Schrein der Aposteln-Pfarre „novum forum“ oder der Hof Heidenreich genannt. Nach Richmodis von Lyskirchen, die ihn bewohnte, kam dieses Gebäude durch Ankauf an Theodor von Hagenan.

diesen frommen Wunsch doch endlich gewähren möchte. Da kam das Unglück, das Gott über die heilige Stadt verhängt, die böse Seuche, und auch des Ritters von der Abucht herzliche Hausfrau wurde davon ergriffen. Nachdem Herr Mengis während dreier Tagen in treuer Pflege nicht von dem Siechbette gewichen, weinte er am Sarge der geliebten Gattin, und der schwarze Trauerzug nahete, die verblichene Rose der Erde wiederzugeben und in der Familiengruft derer von der Abucht in dem Apostelnstifte beizusetzen. Aus Furcht vor fernerer Ansteckung war es jüngst vom hochweisen Rathe der Stadt verordnet, daß alle Leichen ohne die sonst gebräuchlichen Todtenwachen und Kirchengigilien sogleich begraben wurden. Nachmittags gegen 4 Uhr war Frau Richmod verschieden und schon an demselben Abende wurde sie bestattet. Die Leiche aber war außer der gewöhnlichen Todtenzier auch noch mit dem werthvollen Trauringe und andern goldenen Kleinodien geschmückt, welches der Todtengräber, ein sehr habgieriger Mensch, gesehen. Die Begier sich ohne Mühe zu bereichern bemeisterte sich seiner, der böse Geist spornte ihn zu schnöder That. Nachdem die Leiche in unverschlossenem Schrein am Abende beigesetzt worden, worauf der Maurer am andern Morgen das Grab vermauern sollte, schlich der ungetreue Mann um Mitternacht mit seinem hiefür gewonnenen Knechte in die Apostelnkirche, um die Verstorbene ihres Schmuckes zu berauben. Der Knecht hatte eine Leuchte mitgebracht, diese setzte er bei der Erhebung des schweren Sargdeckels auf einen nahen Grabstein nieder und Beide begannen ihr ruchloses Vorhaben auszuführen. Jedoch über den Bemühungen, den goldenen Reifen von dem Finger der vermeintlichen Leiche zu drehen, erwachte Frau Richmod aus ihrem Todeschlummer und fuhr erschreckt empor. Die Todtengräber, in jähem Schrecken die Rache ihres Frevels fürchtend, von Wespen

sterfurcht und von ihrem bösen Gewissen durchschüttelt und gescheucht, stürzten mit Angstgestöhn aus der Grabhalle und eilten, Leuchte und Geräthschaften hinterlassend, aus der Kirche nach Hause.

Die gute Frau Richmod, durch den wundersamen Auftritt und die ungewohnte Umgebung auf's Tiefste erregt, raffte all' ihre Kräfte zusammen, erhob sich aus dem Sarge und gewährte beim Schimmer der Leuchte bald, daß sie der Gefahr, lebendig begraben zu werden, entronnen sei. Frommen Gemüthes und gottesgeben nahm sie die Leuchte und schritt dem Todtengräber nach. Sie erkannte die Kirche, wo sie täglich zu beten pflegte, und nachdem sie vor den Stufen des Altars Gott zu danken niedergekniet, schritt sie die offene Kirchthüre hinaus ihrer Wohnung zu den Papagaien zu. Glücklicher Weise hatte die Scheintodte sich so weit wieder erholt, daß sie allein fortzuschreiten vermochte, denn so spät in der Nacht wurde sie in herbölichem Regenwetter von Niemanden auf der Straße bemerkt, der ihr zu Hülfe eilen und sie nach Hause bringen konnte. Ihre Wohnung lag in der Nähe der Kirche und zitternd vor Kälte und ermüdet pochte sie am Thore. Das Gesinde war in tiefem Schlasse; der Hausherr aber wachte in Trauer und Schmerz über den Verlust seiner geliebten Gattin. Durch das wiederholte Pochen endlich aufmerksam gemacht, rief er die Dienstboten an und gebot ihnen hinunter zu gehen und nachzusehen, wer so spät noch Einlaß begehre. Da naheten die Knechte und Mägde schreckenbleich vor dem Freiherrn und jammerten: ihre Herrin stehe drunten als Gespenst in weißem Todtenkleide vor dem Thore und begehre Einlaß. Herr Mengis schalt sie Thoren und hieß sie zu Bette gehen. Da aber das Pochen nicht nachließ, schritt er selbst zum Thorfenster und nicht wenig erschrak er, als er eine von dem matten Schein der Laterne ungewiß beleuchtete weiße Gestalt an dem Thürpfeiler gekauert sah. Er redete sie an, was

ihr Begehr, und Schauer des Todes durchrieselte sein Gebein, als die Gestalt mit matter Stimme zu ihm hinaufflehte: „Mengis, mein Herr und Gemal, kennst du deine Richmod nicht mehr? — Laß mich ein, um des Himmels Willen, die Nacht ist kalt und unfreundlich!“ — In der Angst, die ihn bei diesen Worten befiel, schob er die Riegel rasch vor und floh nach seinem Closet. Gespannt horchte aber sein Ohr und vernahm auch wieder deutliches Pochen, da faßte er sich, von dunkler Ahnung ergriffen, ein Herz; er wollte sich Ueberzeugung verschaffen. Die weiße Gestalt stand noch am Thore, und mit rührender, ganz erschöpfter Stimme flehte sie um Einlaß. Da sprach Herr Ritter Mengis: „Es ist so viel wahr, daß du mein ehelich Weib bist, als auch meine Rosse aus dem Stalle hinauf auf den Söller rennen!“

Wie ward ihm aber zu Muthe; kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er auch schon das Gestampf seiner Rosse auf der schmalen Wendelstiege hörte, die mit aller Hast nach dem Söller stürmten. Sein Zweifelmuth kam also zur Ueberzeugung, daß vor Gott kein Ding unmöglich; gefaßt eilte er zum Thore und bald lag auch die noch eben als todt bewehrte Gattin an seinem, vor unaussprechlichem Entzücken hochpochenden Herzen.

Nachdem sie mit Speis' und Trank und Wärme erquickt, genas sie in wenigen Tagen wieder zu ihrer frühern blühenden Gesundheit.

Die Nachricht von dieser Begebenheit aber verbreitete sich schnell durch Stadt und Land, und von allen Seiten strömten Theilnahme und Neugier herzu, Herrn Mengis und der frommen Richmod Glück zu wünschen und die Frau zu sehen, die aus den Schauern des Todes und des Grabes noch wandle auf Erden in Glück und Freude.

Noch sieben Jahre lebte Frau Richmod mit ihrem Gemale und gebar ihm drei Söhnelein, die, jener wunderbaren Errettung ihrer Mutter eingedenk, sich

in stillem Kloster dem Himmel weiheten. Frau Richmod selber aber soll von Stund an, in frommem Ernste wandelnd und jene Grabesschauer fort und fort empfindend, nie weder gelacht noch gescherzt haben. Ihre größte Freude fand sie in Uebungen der Andacht, und erbaute Gemal und Söhnlein durch ihren gottseligen Wandel, der von allen Bürgern der guten Stadt gepriesen wurde und bis heute noch im besten Andenken bewahrt blieb. Täglich sah man sie in der Apostelnkirche bei ihrem Grabe beten; aber auch daheim war sie für diese Kirche und die Gemeinde bemüht durch viele milde Gaben und durch ein kunstvolles Gewebe, ein Fastentuch, das sie gefertigt und welches noch jetzt in der Kirche gezeigt wird. Dort ruht sie jetzt an der Seite ihres Gemals, und wunderbare Töne klangen aus dem Grabe, welches die treuen Gatten umfing. Dieß Grab ist aber verschwunden, wie auch die Vorhalle an der Nordseite der Apostelnkirche im Jahre 1785 abgebrochen wurde, in welcher die ganze Begebenheit schauerlich auf einem Wandgemälde abgebildet und in erbaulichen Reimlein erzählt war. Auf dem Speicher des Hauses derer von der Alducht sahen aber noch Jahrhunderte lang, ein Wahrzeichen des Geschehenen, ein Paar hölzerne Pferde vom Söller auf den Neumarkt. *)

*) Merkwürdig ist es, daß diese Sage sich mit einigen andern Umständen in mehreren Städten Deutschlands wieder findet. Die kölnische Chronik erzählt die Geschichte, welche auch als Volkslied behandelt wurde, und mit Holzschnitten versehen, gedruckt erschien.

Die weiße Frau.

O weh, o weh! arm Kindelein,
 O komm' an meine Brust!
 Wie stehst du dort so ganz allein
 Verlassen von der Mutterbrust
 Du armes Kindelein! —

So hörte man eine bleiche Schattengestalt traurig in die Mitternacht hinein wimmern, die in blendendem Weiß gekleidet, leise und unheimlich durch die Straße „an der weißen Frau“ schlich und Jeden, der gefesselt von der hohen Anmuth der Erscheinung, ihr zu folgen wagte, bis zur Nichtstätte nach Melaten führte, wo der Getäuschte sich zu seinem größten Entsetzen wiederfand.

Mancher schon hatte sie im Sterbekleide dort gesehen, Mancher war von dem Rufe ihrer Schönheit angezogen, zu einem nächtlichen Abenteuer versucht worden und rühmte sich mit stolzem Munde: „ich habe sie gesehen, habe sie angeredet, und mich von der Wahrheit der Sage überzeugt, daß sie und wie sie wandelt; daß sie in dem blassen zarten Gesicht den höchsten Liebreiz, und in dem großen blauen Auge, ob auch von Schwermuth getrübt, den Himmel der Erde zeigt“.

Aber alle Diese und noch Mehrere fanden auch in den nächsten Tagen einen schnellen Tod, der ihnen, wie sie auch in der Sterbestunde äußerten, um der Vereinigung mit dem liebenswürdigen Geiste willen, erwünscht war.

Hören wir aber die Geschichte dieses Geistes:

Vor mehrern hundert Jahren kannte man weit und breit nichts Schöneres, als das liebliche Mägdchen,

des reichen Gerbers Gotschalt einzige Tochter. Des Vaters Stolz war Schön=Annschen und bei ihrem sittigen unschuldigen Wesen die Freude Aller, die sie näher kannten, oder Gelegenheit hatten mit ihr Umgang zu pflegen. Wo das holde Blümlein blühte, blieb nicht lange verborgen, und Bürgerssohn, wie Edelnknecht und Junker mochten den Tag einen glücklichen nennen, an welchem sie Schön=Annschen gesehen, oder sich bei öffentlichen Bürgerfesten, wo sie aber nur höchst selten erschien, der Gunst eines Rinsgelreihen zu erfreuen gehabt hatten. Gar Mancher mochte der Schönen wol etwas zu tief in die tiefblauen Augenlein geguckt haben, die so mild, fromm und Bönne verheißend und doch wieder so ernst streng, Ehrfurcht gebietend in's Leben schauten.

Was aber die Schönheit des Mädchens nicht that, das bewirkte des Vaters Reichtum, und wenn sich die Edelfräulein des Gerberkindes Liebreiz wünschten, so fanden die Junker, daß es am Ende gleich sei, aus welchen Händen die Dukaten kämen, und daß die des Gerbers eben so vollgütig und vielleicht noch schwerer wären, als die des gefürsteten Grafen. Genug, Annschen hatte eine Menge Verehrer, aber sie hatte auch eine Menge wirklicher Freier, so daß selten ein Tag in der Woche verging, wo Gotschalt nicht Besuch hatte, und selten eine Woche verstrich, wo Annschen nicht ein Körbchen zu flechten hatte. So vergingen ein Paar Jahrlein, und die liebliche Knospe war auf dem Punkte sich in ihrer reizendsten Anmuth zu entfalten, aber streng Annschen, wie die Bürgersöhne sie nannten, oder die stolze Bürgerbirne, wie die Junker sie schalteten, die mit ihren Anträgen abgefahren, hatte noch nicht gewählt; manche Nachbarin hatte aber schon den Kopf geschüttelt und ein Wörtlein von alter Jungfrau fallen lassen oder, der vielen Freier wegen, gar von einem schlimmen Ende gesprochen.

Da kam eines Tages ein junger Mann und bat

Herrn Gotschalk, ihn die Gerberei zu lehren, da er eine Vorliebe für dies Gewerbe habe und schon lange gewünscht, es sich zu eignen zu machen. Er wurde auf dem Zunftause eingeschrieben, zahlte ein bestimmtes Lehr- und Kostgeld für ein Jahr und zeigte sich in der Werkstatt mit großem Fleiße. Nicht minder war er indeß bemüht, sich, wo er nur immer konnte, Schön-Annchen zu nähern, und als Vater Gotschalk einmal auf mehrere Stunden ausgegangen war, trat er gerade zu auf des Mädchens Stube, entschuldigte kurz sein unberufenes Kommen und erklärte und be-
theuerte ihr in den zärtlichsten Ausdrücken seine ewige Liebe.

Anfangs wollte Schön-Annchen, hocherröthend, ihm entfliehen, aber des Sieges gewiß, vertrat er ihr den Weg, schloß sie mit leidenschaftlichem Feuer in seine Arme, und nöthigte sie, ihm Das zu gestehen, was sie für ihn im Busen fühlte, nöthigte sie, ihm ihre Gegenliebe zu gestehen. Von jetzt an benutzten sie jeden unbelauchten Augenblick um bei einander zu sein, und je heftiger er ihr seine Liebe schilderte, desto glühender wurde sie erwidert.

Längst schon hatte der Jüngling ihr gestanden, kein Gerber zu sein, und das Geschäft nur als Vorwand benutzt zu haben um sie, ohne die er nicht mehr leben konnte, seit er sie zuerst gesehen, täglich um sich zu haben, und an ihren Lippen, an ihrem Busen den Wonnebecher irdischen Verlangens und irdischer Glückseligkeit zu leeren; und eben so hatte sie ihm geantwortet, daß auch sein Bild sie am ersten Tage schon wunderbar ergriffen, daß sie sich bei seinem Anblick bange und doch so unendlich wohl gefühlt, und daß sie jetzt erst wisse, was Liebe und was das eigentliche Lieben im Leben sei.

So träumte sie einen seligen Traum, und je näher sie im stand, desto tiefer empfand sie den Werth seines Besizes, nicht ahnend, nicht begreifend, daß sie nur das Spiel seiner Laune sein könne, und daß

er sie, zum Ueberdruß genossen, endlich kalt und gefühllos von sich stoßen könne.

Das Jahr war um, auf das er sich bei Meister Gotschalk verbunden, und statt, wie er es ihr mit den heiligsten Eiden zugeschworen, diese Zeit zu verlängern, sie von dem Vater zur Gattin zu erbitten und zum Altare zu führen, — was jetzt um so nöthiger wurde, als sie täglich ihrer Niederkunft entgegensehen durfte, — war er aus dem Hause gegangen, ohne sich auch nur von ihr zu verabschieden. Man denke den Schmerz des liebenden und jetzt durch ihn entehrten Mädchens, man denke den Gram des unglücklichen Vaters, als er das ganze Verhältniß, das man ihm bisher sorgsam verheimlicht hatte, erfuhr.

Wie manche Reiderin Schön-Mädchen auch hatte, ihr Unglück fand allenthalben Mitleid und stumpfte auch die schärfsten Zungen. Nur der Verführer freute sich deß mit teuflischer Bosheit. Mädchen's Fall, ihre Klage, ihr Schmerz um ihn, war ihm ein Triumph, den er, sich dreist und stolz mit dem Siege brüstend, weit und breit verkündete. Um aber den Frevel bis auf's Höchste zu treiben, ritt er fast täglich in seinem wahren Charakter, als Rittersmann Diether von Pöskirchen, — im Glanze seines Reichthums und Ranges mit hochflatterndem Reiherbusche auf sammtnem Barret, an der Spitze einer jubelnden Gesellschaft bei Gotschalk's Haus vorbei, und als er sie eines Tages am Fenster gewahrte, an dem sie, das Kindlein an der Brust, still weinend über dem unglücklichen Geschöpfe saß, hielt er mit seinem Gefolge an und rief, spöttischlächelnd zu der Armen hinaufzeigend: „Schaut die holde Magd dort oben, wie fein niedlich selbst unter Thränen, aber doch nicht fein genug, einen Ritter, der seine Kurzweil mit ihr trieb, auf ewig zu fesseln, wie sie es glaubte.“ Als er sah, wie Schön-Mädchen krampfhaft auftaumelte, das Kind an die hochwogende Brust drückend, setzte

er seinem Rappen beide Sporen in die Weichen und tausend flog der Haufen mit wildem Jauchzen davon. — Seit diesem Auftritte schienen Annschen's Thränen versiegt; sie schien, in dumpfem Starrsinne versunken, weder Freude noch Schmerz mehr zu kennen.

So vergingen einige Wochen, als Herr Diether abermals dort vorbei ritt, um der unglücklichen Maid in rauher Lust zu spotten. Da ergriff die heftigste Wuth die Arme, ohne Besinnung stürzte sie die Treppe hinab, schleuderte ihr Kind vor die Füße des Pferdes, das der Reiter anspornte und — so sein eigenes Kind vom Hufe des Rosses zertreten ließ. Maria riß ihm aber mit der Kraft der Raserei das Schwert aus der Scheide und stieß es ihm, eh' er sich des versah, tief in den Leib, daß er todtewund vom Pferde sank.

Entsetzt stand Alles ringsumher und sah auf die blutige Scene, dann wollten Einige auf Annschen eingehen, sie zur Verantwortung zu ziehen, aber sterbend rief Diether: „Laßt sie! laßt sie! ich habe es verdient, ich habe sie tausendfach gemordet. Verzeihe mir Annschen! Der ewige Richter möge mir gnädig sein!“

Theilnahmslos sah sie ihn sterben, dann brach sie in ein wildes Lachen aus, das einem Jeden gräßlich bis in die Seele schnitt, und rief dazu: „Herrlich, o herrlich, schöner Bräutigam! Fluch dir, den Verführern allen ein mahnendes Vorbild! Fluch, tausendfacher Fluch allen Männern; doch ich schwöre es feierlich, daß ich keine Ruhe im Grabe suchen und finden will, eh' ich nicht noch tausend solcher Blatzüngler nach meinem Tode gemordet und die Welt von diesen Meineidigen befreit habe!“

Einige Tage später sah man einen Karren nach Melaten zur Richtstätte fahren, auf dem der Leich-

nam einer Mörderin lag, ein alter von Gram tief gebeugter Mann folgte mit wankenden Schritten. Es war Schön-Annchen, die im Gefängniß im furchtbarsten Wahnsinn gestorben war, und der alte Mann, war der unglückliche um sein einziges Kind trauernde Vater.

Man hatte nach jener grausen Scene den todtten Körper des Ritters so wie den des Kindes fortgeschafft, Annchen war durch die Diener der Gewalt-richter verhaftet und in's Gefängniß gebracht worden, wo sie nach drei Tagen starb.

In der Straße aber, wo der Doppelmord verübt, sah und hörte man jezt Nachts von 12 bis 1 Uhr eine weiße Gestalt seufzend und klagend einherschreiten, die bei dem freundlichsten Aeußern der aus der Rosenzeit ihres Lebens Geschiedenen, doch dem Schwure, dem Männergeschlechte zu schaden, getreu, wie mancher vormizige Bursche erfahren.

Der arme verlassene Vater baute auf der Stelle seines Hauses ein großes prächtiges Nonnenkloster, damit das Gebet der frommen Schwestern die Gottheit mit der unglücklichen Tochter versöhne. Er selbst aber beschloß sein elendes Leben fern von Köln in einer Wüste unter fasten und beten.

Die Straße und das Kloster, das vor Kurzem noch stand, heißt seit jener Zeit: „An der weißen Frau“. —

Das Crucifix im Kloster zu den weißen Frauen.

Weltlust und Eitelkeit hatte die Herzen der Nonnen bestrickt, die im Kloster zu den weißen Frauen in strengster Regel Magdalenen der Büßerin leben sollten. Ihre heiligen Pflichten ganz vergessend, war-

ihr Sinn nur auf das Weltliche gerichtet und sie spotteten aller Ermahnungen, verlachten alle Drohungen ihrer geistlichen Obern. Nur eine Schwester blieb treu ihrem Gelübde, ließ sich nicht verlocken durch den sündigen Sinnenreiz, und wie die Andern sie auch verhöhnten, im eifrigsten Gebete suchte sie Stärke und Trost vor einem Crucifix, das einsam im Kreuzgange des Klosters hing. Früh und spät sah man das fromme Nönnlein hier beten, denn Abende und Mitternachten wurden im Kloster gar nicht mehr gehalten. Darob erbosten die Verirrten und gingen so weit, das Crucifix von der Wand, wo es hing, fortzunehmen. Die fromme Nonne war zwar betroffen, als sie das Kreuzbild nicht mehr fand und flehte zum Himmel, daß er den von der Hölle Verblendeten vergeben möge. Sie nahm nun eine Kohle und zeichnete sich, so gut es immer gehen wollte, ein Crucifix an die Stelle des Vorigen. Bald haben die bösen Schwestern das Bild fortgeschabt. Die Fromme geht wieder getrost an's Werk und zeichnet von Neuem ein Kreuzbild dahin; aber am Abende kommt die Schaar der Frevleriinnen, um es wieder zu zerstören. Mit der geschäftigsten Eile der Schadensfreude sind sie am Kraken, Schaben und Waschen, da blendet plötzlich ein heller Glanz ihr Auge, daß sie alle verwirrt und betroffen stehen; und sieh, aus der Mauer hartem Steine bildet sich von selbst ein Crucifix, ganz gestaltet, wie es das fromme Nönnlein hingezeichnet hatte.

Ob diesem Wunder wird die Reue mit einem Male in ihren verstockten Herzen mach, betend sinken sie vor dem Crucifix nieder, und wie ihren sündigen Herzen hier der Trost der Reue ward, so fanden später vor dem Gnadenbilde Tausende und Tausende Hülfe und Trost. Das Crucifix selbst wurde, als das Kloster zu den weißen Frauen abgebrochen, in die Kirche zur h. Maria in der Schnurgasse versetzt, wo es sich noch jetzt befindet.

Das verhängnißvolle Haus.

In allen deutschen Landen des heiligen römischen Reiches mochte in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wol keine Stadt gefunden werden, die es an äuprer Pracht und Glanz der freien Reichsstadt Köln gleich that; keine gewährte eine so herrliche Ansicht, als Köln von der Rheinseite. In stolzer Majestät dehnte sich der Halbmond der Ringmauern mehr denn eine Viertel Stunde weit in kühner Sicherheit am Ufer des Rheines hin; von hundertten Thürmen der Kirchen, Stifter und Edelfeige überragt *), bauten sich die stattlichen Giebel und Firken in den mannigfaltigsten Formen und Verhältnissen in malerischer Pracht über den festen Mauern empor und schauten schülend auf die rührige Thätigkeit, welche in der schönen Jahreszeit den Strom und seine Ufer von der Frühe des Tages bis zum späten Abende belebte und die Stadt mit Wohlstand und Reichthum segnete. Mit dem äußern Glanze, welchen uns Antonius von Worms in seiner Ansicht Kölns aufbewahrt hat, wetteiferte die innere Pracht der Wohnungen, die Bequemlichkeit des Lebens durch den Kunstsinu der Bürger verschönt, so daß Köln

*) Köln zählte vor dem Jahre 1802, d. h. vor der Aufhebung der Klöster, 116 Kirchen und Kapellen, am Ende des 15. Jahrhunderts aber nur 92, da um diese Zeit verschiedene Mönchsorden hier noch keine Aufnahme gefunden hätten. Die meisten Häuser der Patrizier, wie die Höfe der auswärtigen Abteien und andre Edelfeige hatten Thürme, die aber meist niedergerissen, wodurch der Stadt Ansicht ihr schönster Schmuck geraubt wurde. Jetzt hat Köln noch 19 Pfarrkirchen.

mit dem stolzen Namen „das deutsche Rom“ beehrt, und ein Sprichwort bedeutungsvoll sagte: „Wer Köln nicht sah, hat Deutschland nicht gesehen!“

Wie herrlich Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in der Stadt selbst blühten, so emsig waren die kölnischen Kaufherren nach aussen, denn wie sie in London das erste Gildehaus deutscher Kaufleute schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gründeten und so durch ihre Hanse oder Bund den Grund zu der spätern großen deutschen Hanse legten, so fand man sie mächtig und thätig in Nowgorod, in Bergen, geachtet und geschätzt in den gewerbfleißigen Städten Flanderns und Brabants, gern gesehen auf dem San Markus-Platz in Venedig und selbst im fernen Kiew; allenthalben grüßte man sie mit dem Ehrennamen „die Herren von Köln in Ehren“.

Um diese Zeit, als Köln also blühte, sah man in der Nähe des Domes, nicht weit vom alten Ufer, unter den stattlichen Häusern, die eher Edelfitzen als Bürgerwohnungen glichen, ein Haus, dessen Aufsees sich mehr durch das wunderliche Schnitzwerk des Giebels, als durch Größe und Pracht vor allen der Nachbarschaft auszeichnete. Ueber der hohen Thüre gewahrte man, von seltsamen Figuren in buntem Gemische des Heiligen und Profanen umgeben, einen Schwan gemalt, der ein goldnes Kreuz im Schnabel trug, deutend auf des Hauses Schild, welches die Inschrift „Zum goldnen Kreuze“ führte. Der Bewohner dieses Hauses wurde von der ganzen Nachbarschaft hochgeachtet, und wenn er sich in seinem Sonntagsputze zeigte, reich wie ein Rathsherr in Sammet gekleidet, mit kostbarer, Pelz verbrämter Schaubе, die goldne Ehrenkette auf der Brust und dabei ernstfreundlich aus dem tausendfältigen Spitzentragen, der seinen Hals und den zierlich gestuften Bart in weiter Form umgab, lächelnd grüßte, dann

konnte man aus dem ehrfurchtsvollen Benehmen Aller, die ihm begegneten, wol merken, wie sehr er geachtet und geschätzt wurde. Aus Flandern nach Köln übergesiedelt, hatte Meister Michael Wäsfersmek seiner mit hergebrachten Kunst des Bücherabschreibens Ansehen und gebiegenen Wohlstand zu verdanken. Es gab keinen gewandteren Cleriker am ganzen Rheinstrom von Straßburg bis nach Köln, als eben unsern Meister, dessen Bibeln und andre Bücher ihrer Genauigkeit und des Fleißes der Ausführung wegen so gesucht waren, daß er mit fünfzehn Abschreibern und Malern bei der angestrengtesten Thätigkeit alle Aufträge nicht befriedigen konnte.

Das Haus zum goldnen Kreuz glich stets einem emsigen Bienenstocke im Frühjahr oder Sommer, die Königin war Adetta, des Meisters einzig Tochterlein, die eben so gewandt, wie ihr Vater, die Bücher mit den kunstvollsten Initialen, Randverzierungen und Bildern schmückte und, was die Zartheit und Zierlichkeit ihrer Arbeit anging, ihres Gleichen suchte. Adetta, ihres Vaters Wonne, war das Bild einer niederländischen Schönheit; in ihrem großen blauen Auge spiegelte sich Sanftmuth und Herzengüte, und wahrhaft bezaubernd wurde ihr milder beseligender Blick durch die zarte Frische ihres schöngeformten offenen Antlitzes, von den reichsten blonden Haarflechten, welche gewöhnlich einige Goldspangen um das niedliche Köpfchen festnestelten, wie von goldnen Sonnenstrahlen umgeben. Nicht übertoll, waren ihre Formen in den schönsten Verhältnissen, gehoben durch eine freie, ungekünstelte Haltung und durch die zierliche Einfachheit ihrer Kleidung, wodurch die Jungfrau, sich selbst unbewußt, ihre jugendlichen Reize in den Augen alter und junger Männer gerade zu Siegern machte. Froh geschäftig gling es daher immer in der geräumigen Werkstätte zu, wenn Adetta hier ihren kunstvollen Arbeiten oblag; doch geschah es auch häufig, daß die

jüngern Schreiber Sinn und Wort vergaßen, wenn Abetten's Blick sie zufällig traf, so daß Meister Wassermetz oft recht ärgerlich, da er häufig beim Vergleichen der Abschriften Fehler fand, die er sonst nicht zu finden gewohnt war. Abetta hatte keine Ahnung von dem Unheil das sie verursachte, denn, Allen eben freundlich, zeichnete sie Keinen vor dem Andern aus und war zu unschuldig, um sich die Seufzer und Blicke der jungen Männer deuten zu können, welche der Minniglichen in stiller Liebe zuge-
than, es jedoch nicht wagten, der Jungfrau mit offenem Geständnisse zu nahen.

Glücklich in seinem häuslichen Leben, das ganz seiner Tochter geweiht, sah Meister Wassermetz sein Geschäft mit jedem Tage dergestalt zunehmen, daß er wirklich verlegen um tüchtige Schreiber. Erwünscht mußte es ihm daher sein, als sich eines Tages ein junger Deutscher aus dem obern Reiche bei ihm meldete, und ihm seine Dienste anbot. Schön und äußerst genau waren die Proben, seiner Kunstfertigkeit welche Kaspar vorlegte, und der Meister mußte sich gestehen, nie eine so gleiche Schrift gesehen zu haben. In seiner Freude bat Meister Wassermetz den jungen Schreiber, nach altem Herkommen, den Imbiß bei ihm zu nehmen. Auf des Meisters Ruf brachte Abetta das Frühstück, wurde aber sichtlich verlegen, hohe Röthe jagte ihr das Blut über die Wangen, als sie des Fremden ansichtig ward; mit flüchtigem Gruße verließ sie ganz verwirrt das Gemach. Im Traume, der sie in verwichener Nacht beglückt, hatte sie mit einem stattlichen jungen Manne den Ringelreihen getänzt — und das Bild ihres Traumes glich ganz dem Fremden.

Der Meister hatte Abetten's Verlegenheit nicht bemerkt, entgangen war es aber dem Jüngling nicht, welchen Eindruck seine Erscheinung auf die Jungfrau gemacht, die er in des Meisters Hause nicht zu finden erwartet. Er pries sich glücklich, bei dem Mei-

ster um Beschäftigung angefragt zu haben, und war auch sogleich mit den Bedingungen des Lohnes zufrieden, welche ihm Meister Wassermetz machte.

„Wir wären nun einig,“ hub der Meister an, morgen fangt ihr an zu arbeiten. Euer Probestück soll eine Abschrift der Psalmen sein, die mir der hochwürdige Abt von Altenberg bestellt, aber sie müssen fein sauber und korrekt geschrieben sein, denn der Herr Abt ist ein grundgelehrter Kenner.“

„Laßt mich nur machen,“ war des Jünglings Antwort, „sollt zufrieden sein, Meister; doch hätte ich bald vergessen Euch zu sagen, daß ich nur daheim in meiner Wohnung arbeite; ihr wißt, ein Jeder hat seine Kunstgriffe.“

Der Meister stuzte, er wollte Einwendungen machen, Kaspar kam ihm aber zuvor mit den Worten: „Wie Ihr wollt, Meister Wassermetz, es hängt von Euch ab; gebt Ihr meinem billigen Wunsche nach, so ist die Abschrift in drei Wochen fertig, wo nicht, sind wir geschiedene Leute.“

Da der Meister noch mit der Antwort zögerte, erhob sich der Jüngling und schickte sich zum Weggehen an. Der Meister hielt ihn zurück, vertraute ihm die Handschrift und Papier an; doch mußte Kaspar seine Schmuckkette als Pfand zurücklassen, und das Versprechen wiederholen, in drei Wochen mit der Abschrift fertig zu sein.

Gespannt war der Meister und seine Schreiber auf Kaspar's Werk, des Meisters Tochterlein aber noch mehr auf den Jüngling selbst, der auch fast jeden Tag in Michael's Werkstätte zusprach, wo ihn Adetta mit heißer Sehnsucht erwartete. Nie hatte sie das Auge so oft von ihrem Pergament erhoben, um nach der sich öffnenden Thüre zu schauen und flüchtig zu erröthen, wenn der Ersehnte nicht eintrat.

Kam Kaspar, konnte Adetta nicht mehr arbeiten; denn er wußte so viel Schönes zu erzählen, in seinem Auge lag ein so milder Ausdruck der Aufrichtigkeit, daß die Jungfrau ihm oft verstohlen in dasselbe schaute, — und immer schmollte sie mit sich selbst, wenn der Jüngling wieder ging.

Bedenklich schüttelte Meister Michael den Kopf, denn Kaspar war Nichts weniger als fleißig; es sei denn an den Festtagen beim Ballspiel oder in der Herberge der Maler gewesen, zu denen die Eserifer oder Abschreiber sich hielten. Einen gewandteren Ballschläger gab es nicht, und tanzen konnte er, wie ein Edelknecht; singen und die Zither schlagen wie ein welscher Sänger. Aber bei diesem Leben in Saus und Braus konnte die Abschrift nicht fertig werden, und Meister Wassermetz stellte den Jüngling ernst darüber zu Rede; erhielt aber die kurze Antwort: „Meine drei Wochen sind noch nicht vorüber, ich halte mein Wort; halt' ich's nicht, dann Meister mögt ihr mit mir rechten.“

Ein solches Leben mußte dem ernstesten Meister mißfallen, sein Trost war nur die goldene Kette, die er von Kaspar zum Pfande hatte. Die übrigen Schreiber lachten aber schadenfroh in's Häustchen, denn sie glaubten fest, der Meister werde durch Kaspar, den er so hochgepriesen hatte, angeführt. Dabei fing bei Manchem das böse Gift der Eifersucht zu wirken an, weil Adetta den Fremden augenscheinlich vorzog und sich so gern mit ihm unterhielt.

Die drei Wochen waren verstrichen und Kaspar erschien auch mit der Frühe des folgenden Tages, um dem Meister die Abschrift der Psalmen zu überreichen. Wassermetz traute den eigenen Augen nicht, denn eine pünktlichere Arbeit hatte er noch nicht gesehen, und das in der kurzen Frist. Freudig zahlte er dem Jüngling seinen Lohn und rief seine Gesellen zusammen, um mit ihm das Werk zu bewundern. Keiner konnte begreifen, wie Kaspar dies in so

kurzer Zeit hatte vollenden können, und selbst Meister Michael konnte sich des Zweifels nicht erwehren; denn wie war es möglich, daß ein so lustiger Bursche, dessen Fleiß nicht sehr zu rühmen, in drei Wochen zu Stande brachte, worüber auch der fleißigste Schreiber gewiß drei Monate verwandt hätte. Die Abschrift selbst überzeugte ihn von der Wahrheit, er mußte jedoch seinen Zweifel gegen Kaspar aussprechen.

„In vierzehn Tagen liefere ich Euch deren noch zwei,“ war Kaspar's einzige Entgegnung, und zum Erstaunen überrascht, konnte der Meister doch ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken. Er dachte aber des Gewinnes und gab dem Jüngling das nöthige Papier. Hatte Kaspar in den drei Wochen, die er zur ersten Abschrift gebraucht, wenig zu arbeiten geschienen, so war er jetzt die meiste Zeit im Hause des Meisters, und dennoch waren die beiden Abschriften am bestimmten Tage fertig, und zwar eben so sauber und korrekt, wie die erste; es fanden sich in denselben ebenfalls nur die kleinen Verstöße, welche der Meister einer Gewohnheit des Abschreibers zurechnete. Meister Wassermelz, welcher sich die größte Zeit seines Lebens mit Abschreiben beschäftigt hatte und diese Kunst verstand, wie kein Andrer, betrachtete stundenlang die von Kaspar gefertigten Abschriften, und immer wunderbarer kam es ihm vor, daß er die Möglichkeit nicht fassen konnte, solche Arbeit, selbst bei dem unermüdblichsten Fleiße, in so kurzer Frist zu vollenden. Begreifen konnt' er nicht, daß es mit rechten Dingen zugehe, und wenn sein Aberglaube ihn auch vor dem kunstfertigen Jünglinge zurückschrecken hieß, zog die Gier des Gewinnes ihn immer näher an denselben, und Kaspar selbst war glücklich. Adetta liebte ihn mit derselben Glut, die in seinem Herzen für die schöne züchtige Maid loderte, und ihn nur um so mehr anspornete, sich auf jedmögliche Weise die Gunst des Meisters ganz zu

gewinnen. Als er diesem nach Verlauf von drei Monaten eine ganze Bibel übergab, auf das Trefflichste ausgeführt, da stand es bei dem Meister und allen seinen Gesellen fest, der Jüngling stehe mit dem Bösen im Bunde, denn ein Werk, das bei dem Geübtesten wenigstens ein Jahr erforderte, lag hier mit der größten Pünktlichkeit in einem Viertel der Zeit vollendet. Gern hätte der Meister dem Jünglinge den Abschied gegeben, da er trotz aller Bitten und Fragen sein Geheimniß nicht ergründen konnte und ihn für einen Schwarzkünstler hielt, in dessen Nähe es ihm und seinen Gesellen immer ganz wunderbar zu Muthe ward, so daß er und auch seine Gehülfen heimlich das Kreuz schlugen, wenn Kaspar in die Werkstätte trat. Die Aussicht auf den großen Gewinn überwand aber bald alle Gewissensbisse und Bedenklichkeiten, wenn der Meister auch die Bibel, die Kaspar darauf in sechs Wochen vollendet hatte, nicht ohne Gramen in die Hand nehmen konnte.

Meister Wassermetz mochte bemerkt haben, daß Abetta dem Jünglinge nicht gleichgültig, daß sie ihn geseßelt; die Tochter sollte seiner Habgier zum Mittel dienen, seine mit jedem Tage steigende Neugier zu stillen; — denn Kaspar und sein Treiben wurde ihm immer räthselhafter, da er sogar in Monatsfrist wieder eine vollständige Bibel lieferte. Abetta liebte aber den Jüngling zu sehr, als daß sie in ihrem Herzen den Argwohn, welcher ihren Vater gegen den Jüngling umstrickte, hätte Raum geben können, und war es ihr auch selbst unmöglich, sich das wunderbare Treiben Kaspar's zu deuten. Sie hatte dem Jünglinge schon manchmal ihr Erstaunen geäußert, mit leichtem Scherze hatte er sie stets zu beruhigen gewußt; aber mit der Versicherung, sie werde sein Geheimniß, das sie mit ihm glücklich machen sollte, zur Zeit erfahren, die Neugierde auch bei ihr rege gemacht. Wie hoch erfreut war sie aber, als sie hörte, daß Kaspar auf des Meisters drin-

gendes Ersuchen, künftig mit ihr unter einem Dache wohnen, er immer in ihrer Nähe weilen werde. Nur die Liebe zu Adetta hatte den Jüngling dazu bestimmt, in des Alten Vorschlag einzugehen; er hatte sich jedoch, um sein Geheimniß zu bewahren, vorbehalten, in einem eigenen Zimmer zu arbeiten, welches selbst der Meister nicht betreten durfte. Im Dunkel der Nacht hatte er seine Geräthschaften nach dem Hause gebracht. Ein unheimliches Grauen hielt den Meister und seine Gehülfsen aber befangen, seitdem der Jüngling mit seiner Kunst in das Haus zum goldenen Kreuz gezogen. Kaspar änderte seine Lebensweise durchaus nicht, den ganzen Tag über scherzte und koste er mit Adetta und trieb sonstige Kurzweil, und dennoch erhielt der Meister in Jahresfrist fünfzehn Bibeln von ihm und noch einige Psalter, sodaß er die größte Anzahl seiner Gehülfsen entlassen konnte, welche also doppelt gereizt, dem Fremden Rache schwuren, denn sie waren überzeugt, daß Kaspar einen Pakt mit dem Bösen gemacht und schwarze Kunst triebe. Meister Michael meinte den Verstand zu verlieren, da er selbst nicht einsah, wann der Jüngling arbeiten konnte, weil dieser im Tage nie daran dachte. Auf seine Fragen gab Kaspar zur Antwort: er arbeite während der Nacht. — Die Neugier, gespornt durch die Aussicht des Gewinns, ließ den Meister nicht rasten und ruhen. Im Dunkel der Nacht schlich er hin zum Kämmerlein, wo Kaspar, nach aller Meinung, seine Werkstätte aufgeschlagen, um hier zu lauschen und das Geheimniß zu ergründen. Der Lampe Schein, die allnächtlich in Kaspar's Zimmer brannte, fiel durch die Oeffnung des Schlüsselloches; — er horchte — lauschte gespannt, und was vernahm er? Kaspar schlief ganz gerastet. Wie oft auch der Meister den Versuch machte, den Jüngling in der Nacht bei der Arbeit zu überraschen, — immer fand er ihn schlafend.

Die Gehülfsen, die Meister Wassermetz verabschiedet, hatten bald das Gerücht verbreitet, wie der Fremde, welchen der Meister in seinem Hause aufgenommen habe, durch schwarze Kunst mit des Bösen Beistand die Bibeln und andre Werke vervielfältige, und nur zu leichte Aufnahme fand diese Sage bei der leichtgläubigen Menge. Manche fromme Seele, die an dem Hause zum goldnen Kreuze vorbei mußte, sprach ein Stoßgebetlein, und die wundersamsten Märlein waren bald auf den Zünften und in den Herbergen über Das, was in dem Hause vorgehen sollte, in Umlauf.

Meister Michael kümmerte sich wenig um das Gespräch der Stadt und war nur darauf bedacht, das Geheimniß seines Gehülfsen zu erfahren, weil sein Geschäft noch nie so geblüht hatte; denn da Kaspar die Bibeln und Psalter in so kurzer Zeit und so richtig und sauber abschrieb, konnte er sie, bei dem reichsten Gewinn, doch weit billiger, denn früher abgeben. Oft schon hatte der Meister versucht durch Schmeicheln und Anerbieten, den Jüngling zur Mittheilung seiner Kunst zu bewegen, umsonst hatte er sich hinter Adetta gesteckt, um durch sie etwas zu erfahren. Als er nun eines Tages wieder in den Jüngling drang, ihm das Geheimniß mitzutheilen, sprach dieser:

„Euer ist mein Geheimniß, Meister, das uns Beide reich machen kann, wollt ihr mir eine Bitte gewähren.“

„Und die wäre?“ frug Wassermetz in aller Hast.

„Gebt mir Euer Lächerlein zum Weibe.“

Hegte die Seele des Meisters auch heimlichen Abscheu gegen den Jüngling, dessen Kunst ihm ein Werk der Hölle schien, so nahm er, bei der Aussicht des Gewinnes, den sie ihm bringen mußte, keinen Anstand und gab sein Jawort. Adetta hatte an der Thüre gelauscht, außer sich vor Freude stürzte sie herein und innigst ihren Vater umhalsend, sprach die

Thräne der Seligkeit, die in ihrem Auge schwamm, den heißesten Dank. Sie waren glücklich; der höchste Wunsch ihrer Liebe sollte gekrönt werden. Meister Wassermetz schien aber keinen Antheil an der Glückseligkeit seiner Tochter zu nehmen, er beschied den Jüngling in sein Gemach, um nur baldigst Mitwiffer seines Geheimnisses zu sein. Kaspar erzählte nun dem Meister, wie ein Bürger der Stadt Mainz, Gutenberg, eine wunderbare Kunst erfunden, Bibeln und andre Bücher mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit zu fertigen, und in so vielen Exemplaren, wie er nur immer wollte.

„Und diese Kunst kennst Du?“

„Die Kunst selbst ist noch des Erfinders und seiner Genossen Geheimniß. Ich verschaffte mir die Bibeln und Psalter von ihnen, um sie zu verkaufen, und wandte mich an Euch, Meister, um alles Aufsehen zu vermeiden, denn die Menge ist nun einmal geneigt, Alles, was sie nicht begreifen kann, dem Bösen zuzuschreiben. Bei Euch, als Abschreiber geltend, konnte ich meine Bibeln, die ich von Mainz mitgebracht, leicht absetzen, ohne daß es auffiel. Halten wir nun das Geheimniß für uns, können wir des reichsten Verdienstes sicher sein. Noch dreißig Bibeln hab' ich in Vorrath, kann deren eben so viele schaffen, als wir nur immer bedürfen.“

Meister Wassermetz war nur halb zufrieden mit Kaspar's Mittheilung; Mißtrauen wurde bei ihm rege, und er rastete nicht eher, bis Kaspar ihm genau mitgetheilt, wie er sich zu verhalten habe, um die Bibeln direkt zu beziehen. Gern gab der Jüngling über Alles Auskunft, denn Aldetta war ja sein, und heimlich wurden von ihr die Vorbereitungen zur Vermählung schon veranstaltet. Der Vater hatte auf ihre Bitte den Tag der Hochzeit schon festgestellt, und freudig überrascht fühlte sich Kaspar, als ihm Aldetta mit jungfräulicher Schüchternheit die fröhliche Kunde brachte.

Nichts schien ihr Glück trüben zu können, denn rein war ihre Liebe; aber Herr seines Schicksals ist Niemand, und wo wir das Unglück gar nicht ahnen, da trifft seine eiserne Geißel am Ersten. Nur den Augenblick der Gegenwart kann der Sterbliche sein nennen, denn er weiß, was er ihm gebracht; was diese Stunde erbaut, zerstört die folgende.

Das Glück Adettens, frommselig in ihrem Brautstande, erfreute den Meister Wassermetz nur halb, denn er konnte sich des Argwohns gegen Kaspar nicht erwehren, mit welchem er auch noch die Frucht des Geheimnisses theilen sollte.

Kurz vor dem Tage, der zur Hochzeit bestimmt war, trat einer seiner frühern Abschreiber zu ungewöhnlicher Stunde bei ihm ein, reich geschmückt, wie ein Edelf knecht, und erklärte ihm nach dem ersten Gruß, daß er komme, um die Hand Adettens zu werben, die er unaussprechlich liebe und welcher er jetzt das reichste Loos bieten könne. Durch den Tod eines Lehms war er Besitzer eines unermesslichen Vermögens geworden, das er mit Adetten zu theilen bereit.

Meister Michael war höchlichst überrascht, einen schweren Kampf kämpfte sein Inneres; er konnte nicht zum Entschlusse kommen und suchte umsonst nach einer ausweichenden Antwort.

Der Werber bestand aber dringend auf seinem Antrage, so daß der Meister genöthigt war, ihm zu erklären, Adetta sei schon die Braut eines Andern. Mit beleidigtem Stolz fragte der Freier, wer denn sein Nebenbuhler sei, wem er das Feld räumen müsse? — Wassermetz zögerte verlegen mit dem Bescheide; auf des neuen Werbers zudringliches Mahnen nannte er endlich Kaspar's Namen. Mit einem gellenden Hohn Gelächter wiederholte der Jüngling denselben, nahm mit den Worten: „Eine saubere Ehe, welche der Henker einsegnen wird“, sein Birett und hatte schon die Thüre gefaßt, als ihm der Meister den Weg vertrat. „Ihr wollt doch —

„Zu dem Grafen, um ihm den Handel anzuzeigen. Denn glaubt Ihr, Meister Wassermeh, man wüßte nicht, daß der saubere Vogel einen Pakt mit dem Bösen gemacht, der ihm in seiner Arbeit hilft. Ihr könnt dann auch Eures Lohnes gewiß sein, denn Ihr seid mit dem Schwarzkünstler einverstanden. Findet er seinen Lohn auf dem Scheiterhaufen, könnt Ihr der Stadt auf ewig Lebe wohl sagen, wenn man Euch nicht einspinnt.“

„Aber bedenkt, Herr Johann, ich bin unschuldig und —

„Wird sich schon zeigen, denn die Scheffen werden kein Kurzweil treiben, um das böse Gezücht von der Erde zu tilgen. Sehet aber, Meister, die Liebe ist blind, gebt Ihr mir Eure Tochter, so werd' ich schon dafür sorgen, daß alle Anklage gegen Euch niedergeschlagen wird; Kaspar kann aber seinem Geschicke nicht entgehen, er ist dem Blutrichter verfallen, wenn ich's zur Anzeige bringe. Und das werd' ich. An Zeugen fehlt es nicht. Nun könnt Ihr erwägen, wozu Ihr entschlossen und bereit seid.“

Mit stolzem Gruße verließ der Jüngling den Meister, auf dessen Gemüth Furcht, Zweifel und Aberglaube einstürmten. Er sah sich selbst schon zum Feuertode verdammt, betrogen um Seel' und Seligkeit, weil er sich in Gemeinschaft gegeben mit Einem, der sich dem Bösen verschrieben, wie der Meister anders nicht glaubte. Auf der einen Seite also Schmach und Verderben, auf der andern Glück und Ansehen, wenn er das Bündniß seiner Tochter mit Kaspar löste und den Jüngling seinem Geschicke Preis gab. Aberglaube, Furcht, die Liebe zu seinem Kinde stritten lange um den Sieg in des Meisters Gemüth, den zuletzt Furcht und Aberglaube errangen. Sobald der Abend eingebrochen, warf Meister Michael seine Schaubе um, und eilte nach der Wohnung des reichen Freiers, um ihm sein Jawort zu bringen, und auf diese Weise das ihm drohende Unheil von

sich abzuwenden. Er erhielt von dem durch des Meisters Jawort hochbeglückten Jünglinge auch sogleich das feierliche Versprechen, daß seiner in der Anklage gegen Kaspar gar nicht gedacht werden sollte. Mit leichtem Herzen trat der Meister den Heimgang an, und nannte sein Herz auch Unrecht, was er an der Tochter that, so entschuldigte ihn doch sein Aberglaube, und wurde Adetta Ehefrau eines so reichen Mannes nicht glücklich, wie er sich zur Beschwichtigung aller Bedenklichkeiten und Zweifel so gern glauben machte.

Aus seinen Gedanken schreckte ihn lautes Gebrüll und Toben auf, als er in die Nähe seiner Wohnung kam. Er eilte rascher und fand sein Haus von einer wildtobenden Menge umringt, die in der ungewissen Beleuchtung der qualmenden Fackelbrände einen schauerlichen Anblick bot, und den Meister ahnen ließ, was vorging. Er drängte sich durch; als er mit Mühe zur Thüre gelangt, schleppten die Henkersknechte eben den schwer mit Ketten belasteten Kaspar heraus. Kaum ward der Haufe seiner ansichtig, als tausend Stimmen durcheinander brüllten: Steinigt, zerreißt den Zauberer — den Schwarzkünstler! Brennt des Teufelsnest nieder! Zur Hölle mit der Satansbrut! —

Meister Wassermey blieb aber einer Bildsäule gleich stehen, als er Adetta gewahrte, die Kaspar fest umschlungen hielt, aber, von einem der Gerichtsdienner mit roher Gewalt fortgerissen, ein Bild des Todes und der Verzweiflung besinnungslos zur Erde gefallen wäre, wenn der Meister sie nicht aufgefangen in seinen Armen. Mit furchtbarem Geschrei, unter Verwünschungen und Flüchen, folgte der rasende Pöbel dem schuldlosen Opfer seines Aberglaubens, — und Meister Wassermey stand allein im Dunkel der Nacht mit seinem unglücklichen Kinde.

Kaspar's Prozeß war eingeleitet. Wie er auch seine Unschuld behauptete und sich auf den Meister Wassermetz berief, er fand kein Gehör; seine Richter waren zu befangen in dem Uberglauben der Zeit und schrieben Alles, was sie nicht fassen konnten, wie die rohe Masse des Volkes, den Einwirkungen des bösen Feindes zu. Als Kaspar standhaft auf seinem Längnen verharrte, wurde ihm die Folter zuerkannt, und der Schmerz preßte ihm alle Geständnisse ab, die man nur von ihm verlangte.

Das Todesurtheil erging über ihn — er ward als Schwarzkünstler zum Scheiterhaufen verdammt, und gezwungen, ehe das Urtheil an ihm vollzogen wurde, öffentlich vor dem Dome und vor dem Hause des Meisters ein Bekenntniß seiner Schuld abzulegen.

Idetta's Schmerz fand lange keine Thränen. Willenlos schien sie, und kein Wort der Widerrede kam über ihre Lippen, als der Vater ihr den neuen Bräutigam vorstellte. Wie geschäftig Alle, welche sie umgaben, Kaspar's Schuld mit den grellsten Farben zu schildern, ihr Herz sprach ihn frei. Sie wußte den Heißgeliebten schuldlos, hörte aber mit derselben Gleichgültigkeit die Kunde des über ihn ergangenen Urtheilspruches, als sie auch von ihrem Bräutigam vernahm, wann ihre Hochzeit gefeiert werden sollte.

Der Tag der Hinrichtung erschien. Als Kaspar auf dem Umrinder-Karren vor des Meisters Haus hielt, um hier, wie es das Urtheil wollte, öffentlich seine Schuld zu bekennen, erhob er sich mit seiner Ketten Last, und zu des Meisters Haus gewandt, sprach er mit fester Stimme: „Ich sterbe ein Opfer des häßlichen Verraths, des scheußlichsten Undanks, das weiß Meister Michael Wassermetz. Mein Blut komme über sein Haupt, und Fluch der Stätte, dreimal Fluch dem Hause, wo schnöder Undank an mir zum Verräther ward!“ — Mit einem fürchterlichen Scheul unterbrach die sich zu dem blutigen Schau-

spiele drängende Menge den Jüngling und seine letzten Worte wurden nur von Einem, von dem Meister selbst, gehört. —

Auf's Glänzendste hatte des Meisters reicher Schwiegersohn seine Hochzeit begonnen; aber kaum war ein Vierteljahr verstrichen, und Meister Michael beweinte auch schon den Tod seiner Tochter. Der Schmerz hatte das liebende Herz Adetten's gebrochen. Wassermey starb wahnsinnig. Alle welche nach ihm in seinem Hause wohnten, traf Unglück. Verlassen und verödet stand es lange, ein warnendes Denkmal, bis es endlich durch die Zeit in Trümmer sank. Wenn auch seine Spur schon längst verschwunden, so lebt aber noch immer die Sage von dem — verhängnißvollen Hause *).

*) Eine ähnliche Erzählung gibt es über das Geschick des Deutschen, welcher die ersten Drucke nach Paris brachte. Der Gründer der ersten Buchdruckerei in Köln war übrigens Ulrich Zell aus Hanau. In Mainz, in der Offizin Gutenberg's, des Erfinders der herrlichen Kunst, hatte er gelernt und kam im Jahre 1462, als in Mainz durch die Belagerung des Grafen Adolph von Nassau das Geschäft ganz stockte, nach Köln, wo der kunstgeübte Mann in den Herren von Eyskirchen freigeübte Gönner fand. An Eyskirchen selbst, in dem Hause, das jetzt „zur schönen Aussicht“ heißt, legte er seine Offizin an, also die erste Druckerei in Köln, und gab hier 1466, als erster in Köln erschienener Druck, ein 10 Blätter starkes Werkchen in 4: Chrysostomus super psalmo quinquagesimo liber primus heraus, und schon 1470 eine lateinische Bibel in zwei Bänden, Großfolio. Im Jahre 1478 druckte auch schon Johannes Guldenschaiff in Köln, und zwar die Statuten des Erzstiftes; 1499 druckte Johann Koelhoff die Chronik der heiligen Stadt. Köln war seit dieser Zeit als Druckort sehr berühmt und zeichnete sich sowol durch seine schönen Drucke, als durch die Menge derselben und seinen ausgedehnten blühenden Buchhandel aus.

Kölnische
V o l k s l i e d e r.

Wo man singt, da laß Dich nieder;
Schlechte Menschen haben keine Lieder.

Das ganze Wesen des deutschen Charakters offenbart sich am Herrlichsten im deutschen Volksliede und dessen Singweisen, da das Volk, aus dem reinen Bronnen seines Gemüthes schöpfend, Alles, was sein innerstes Leben bewegt, seine Liebe, seinen Haß, seine Freude, seinen Schmerz, seine Lust, seine Klage, seine Wünsche und Hoffnungen in demselben wieder klingen läßt. Es sollen und müssen uns eben aus diesem Grunde die Volkslieder heilig sein und werden es sein, so lange wir unsre Volksthümlichkeit zu bewahren wissen.

Wie sich nun jeder einzelne deutsche Stamm durch seine Volkslieder wieder in seiner ganzen Eigenthümlichkeit darstellt, so auch mehr oder minder die einzelnen Städte, in welchen sich ein eigenes Volksleben bildete und bilden konnte. Wenn dasselbe sich auch durch Umwälzungen und andre politische Verhältnisse, durch die Bestrebungen und Richtungen der Zeit nach und nach anders gestalten mußte, mit den äußern Erscheinungen auch den innern Gehalt und die eigentliche Bedeutsamkeit einbüßte, so haben die einzelnen größern Städte Deutschlands doch bis jetzt noch den Grundcharakter ihres frühern großartigen Bürgerlebens bewahrt, — und so auch Köln. Lebenslust und Geselligkeit sind

die schönsten Grundzüge im Charakter des Kölners; immer lebensfroh, weiß er dem Ernste des Lebens auch immer eine heitre Seite abzugewinnen. Was den Kölner im öffentlichen Leben auch berühren mag, und wenn es ihn auch noch so tief trifft, seine heitre Laune verläßt ihn nie, sie hilft ihm das Schwerste tragen, indem sie sich in einem treffend schlagenden Witz immer Luft zu machen weiß, unbeschadet der Gemüthlichkeit und Herzlichkeit. Dies spricht sich in den meisten kölnischen Volksliedern auf das Bestimmteste aus; alle tragen daher den Stempel einer gemüthlichen Satire, welche nie bitter verlegt und formlos über alle Verhältnisse des Lebens ihre Geißel schwingt. Jede neue Erscheinung im gewöhnlichen Leben, was nur immer Auffallendes geschieht und die Volksklasse in etwa berührt, gibt auch noch jetzt Stoff zu einem Liede, nach irgend einer Lieblingsmelodie des Tages gebildet, das aber, sobald ein anderer Gegenstand und eine andre Singweise die Aufmerksamkeit des Volkes fesselt, auch wieder vergessen wird. Das Lied muß der Laune, dem Spott und dem Muthwillen der Menge immer seine Stimme leihen. Klein lokal, haben diese Kleinlein gar keinen praktischen Werth und verdienen nur in so weit Beachtung, als sie den satirisch-launigen Geist des Volkes charakteristisch bekunden. Wenige derselben werden wir in unsrer Sammlung aufnehmen, mehr aber die ältern, größern Lieder in kölnischem Dialekte

die noch im Munde des Volkes leben, dann auch einige neuere, welche meist dem kölnischen Karneval ihren Ursprung verdanken, sogleich aber zu Volksliedern gestempelt wurden und jetzt noch allgemein gesungen werden, weil sie gerade in dem, das echt-kölnische Volkslied bezeichnenden, Geiste, der gemüthlich-scherzenden Satire gedichtet sind und also im Gemüthe des Volkes auch Anklang finden mußten.

Wiegen- und Kinderlieder, Tanzweisen und Reimsprüche finden wir viele in kölnischer Mundart. Wenn auch manche derselben allgemein in der Provinz sind und auch sonst in Deutschland in der Schriftsprache und andern Mundarten mit einigen Veränderungen wiedergefunden werden, so ist dies das schönste Zeichen ihres Werthes; als deutsches Gemeingut haben die Kölner sich dieselben nur mundgerecht zu machen gesucht und nennen sie ihr Eigenthum, da Niemand ihre eigentliche Heimath aufzufinden im Stande ist, wie dies auch bei einzelnen Volksliedern in der Schriftsprache der Fall ist, welche heimisch in Köln und in der Rheinprovinz, ohne daß man angeben kann, woher sie stammen. Sie haben sich entweder mündlich fortgepflanzt, oder sind uns in fliegenden Blättern aus Köln aufbewahrt worden, und tönen noch immer im Munde des Volkes, weshalb auch einzelne derselben in unsrer Sammlung aufgenommen werden sollen. Daß aber wieder viele Lieder ihres Inhaltes und allzu spezieller Be-

ziehungen wegen gar nicht mitgetheilt werden konnten und durften, wird Jeder leicht einsehen, der nur dem heutigen Volksgesange in Köln einmal ein aufmerksames Ohr geschenkt hat. Ueberhaupt haben wir die strengste Sorge getragen, in dieser Hinsicht alles Schmutzige und Anstößige zu vermeiden, und sogar manche Lieder einzelner Stellen wegen ganz wegzulassen, wie originell sie auch in ihrer Art sein mochten.

Was nun die Schreibung der kölnischen Mundart betrifft, so ist es rein unmöglich, die Verschiedenartigkeit der Laute der Vokale ihrer Mitteltöne wegen genau durch die hochdeutsche Schriftzeichen und ihre Zusammenstellungen zu bezeichnen; wir haben uns der kölnischen Aussprache, so viel möglich, zu nähern gesucht. In den Erklärungen haben wir nur das Hauptsächliche, sowol in sachlicher, wie in sprachlicher Beziehung, um nicht zu weitläufig zu werden, wobei wir immer einen allgemeineren Lesekreis berücksichtigten.



Malbrök.

(Parodie des französischen Volksliedes:
Malborough s'en va-t-en guerre).

Malbrök ging unger et Freikor,
Mirum tum tum metum tere.
Malbrök ging unger et Freikor,
We lang bliev hä wal uus? 2 Mal.

Et sal wal Poschie ¹⁾ wäden
Auch Kirmes en zinter Vring ²⁾. :: ::

Vrings-Kirmes wohr vorüvver,
Un Malbrök quohm ³⁾ noch net. :: ::

Ma Frau ⁴⁾ klom op ehr Tönchen ⁵⁾,
Esu huh se klemme kunt. :: ::

Se süht de Staafjung ⁶⁾ kumme,
We 'ne Gaffelbott ⁷⁾ ahngedohn. :: ::

Och Friedes ⁸⁾, sag ens, Friedes
Wat neus es op dem Platz ⁹⁾? :: ::

1) Pascha — Ostern. 2) Sankt Severin. Zint — heilig, holl. sint — entstanden aus saint, im altfödn. sent — sente. Dieses zint nicht zu verwechseln mit dem altfödn. sint — jetzt zinder, d. h. seit. 3) Kam. 4) So wurden die Damen der höhern Stände angerebet. 5) Thürmchen. 6) Stabjunge. Dem reaierenden Bürgermeister wurde ein Stab als Zeichen seines Amtes vorgetragen. 7) Zunftbote — denn die Zünfte hießen Gaffeln — jetzt heißt es soviel als Zeichenbitter. 8) Gottfried. 9) Rathhaus. Wie das italienische la piazza gebraucht, da man in den freien Städten Italiens das Rathhaus immer so bezeichnete, weil bei demselben der Sammelplatz der Bürgerschaft.

Ich brengen üch de Reuen,
Et es zum Kriesche ¹⁰⁾ sehr. :: ::

Hähr Malbrök es verscheeden,
De Finstre sin all zo. :: ::

Ich hoht et vum Lungenbroder ¹¹⁾,
Se laufen ald öm den Deens. :: ::

Loht üch dä Reinarz ¹²⁾ kumme,
Un gelt üch en flohre Mötz. :: ::

Mem Krieschen mut ehr waaden,
Do hat ehr hück ¹³⁾ kein Zick. :: ::

Met Rechnen un Bezahlen,
Hat ehr hück vil Geläufs. :: ::

Der Köster un Zeresche ¹⁴⁾ brenge
Dem Duhde sing Rechnung glich. :: ::

Der Hähr Pastor gar wieslich
Borg dat Begrävnes nit. :: ::

Wann Alles dann bezahlt es,
Dann goht un kriescht üch satt. :: ::

Hück mut ehr in hösch senken.
Ma Frau hä en rüch nit good. :: ::

Bestell im geng ¹⁵⁾ zwelf Kähzen,
Schekt Stutten ¹⁶⁾ en et Ermenhuus. :: ::

Dann weed hä staats ¹⁷⁾ begraaven,
Der Hähr was huh em Rang. :: ::

10) Weinen. 11) Merianer. Krankenwärter, so genannt, weil ihre gemeinschaftliche Wohnung früher in der Lungen-gasse. 12) Name eines Haubenmachers. 13) Heute. 14) Biererin, welche die Leichen schmückten. 15) Schnell, rasch. 16) Weißbrod, nach der Form sogenannt. Holl stut, Säule. 17) Stattlich, prachtvoll. Das holl. staatsi, Pracht, Pomp.

Kunstavler ¹⁸⁾ sollen in dragen
 Verborgen ungen dem Doch. ∴ ∴

Dann gohn rund öm de Lich her
 Auch der Pedellen veer. ∴ ∴

Der eine dräht sing Rothmötz ¹⁹⁾,
 Der andre dräht sing Pürck. ∴ ∴

Der drette dräht sing Mühlen ²⁰⁾,
 Der veet' sing plüsche Boz ²¹⁾. ∴ ∴

Sy Graav eröm wehs Oellig ²²⁾,
 Verdrief de kodde Möf ²³⁾. ∴ ∴

Wann dat dann all gedohn es,
 Dann geit ein jeder heim. ∴ ∴

Der eine bei sing Huusfrau,
 Der andere bei sing Baas. ∴ ∴

De Vetre bei Matente,
 De Knünche bei eer Griet. ∴ ∴

Ich sal üch nix mih sagen,
 Söns git et noch Verdross. ∴ ∴

18) Constabler. 19) Rothmützen. 20) Pantoffeln — das holl. muil, franz. mule. 21) Das Wort Boz bezeichnet die Hosen, wie ursprünglich die Strümpfe genannt wurden, wie noch im köln. und im engl. hose. Das Wort Boz, mittelh. bozze, bezeichnete Anfanglich auch nur eine Art Stiefel und hängt somit mit dem franz. botte zusammen. Die beiden Hosen oder Bozen wurden erst spät durch eine Naht zusammengefügt. 22) Zwiebel. 23) Böse Gestank. Kod — niederb. guad, holl. quadt. Möf — Gestank, von dem Stiw. müssen, riechen von faulenden Sachen. Das holl. mus — müssen.

Einzug der Franzosen in Köln.

Veer un nüngzig woehr et Johr, fidefidefidfidefom.

Do nohmen sei Köllen en förwohr, etc.

Kaum wohren se drei Wochen he, etc.

Do hatten se Geld un meer Papeer. etc.

Do han mer auch der Dag erläv, etc.

Dat mer dat Geld met Pap ¹⁾ gekläv; etc.

De ganz' Armee, de log em Feld, etc.

Un hatte nix als papeere Geld. etc.

Wer hatt dat Geld dann uusgedaach? etc.

'N Nazion vun Lumpe gemaach, etc.

Se ginge domet wahl üvver der Rhein, etc.

De schönste Klöpp ²⁾ de brahten se heim. etc.

Scharschant, Major un Kapetein etc.

De quomen en Kölln ohn' Schohn herein; etc.

Dä Offzeer und General etc.

Hatten kei Geld dazumal. etc.

Karmanjole ³⁾ stief vun Nester, etc.

Allerhand Westen vun Manchester, etc.

Fraulüksrök zo Bozen gemaht, etc.

Rök ohne Mauen ⁴⁾ woehr eer Draach. etc.

Kohmen auch met Freiheitskappen, etc.

De wohren gezeet met allerhand Lappen, etc.

Grosse Höt, un kooz dä Zopp: etc.

Drogen se op ehrem Kopp. etc.

Dä eine grön, dä andre gries, etc.

Dä drette gähl, dä veete wies, etc.

1] Kleister — Pappe. 2] Prügel, von klopfen. 3] Carmagnole, ursprünglich der Name eines franz. Nationaltanzes, dann Bezeichnung einer Art Jacke und der Soldaten der Revolutionsarmeen. 4] Kermel. Das holl. mouw.

Dä fünfte bloh, dä sechste ruth. etc.
O Gott, helf uns uus dieser Nuth! etc.

De Kähls de hatten kein Manere, etc.
Sugar auch nit em Exerzeere, etc.
Do woher dä Volksrepresentant etc.
Dä log om Nühmaat op der Bank. etc.

Des Ovends om Paradeplaz etc.
Trof jede Karmanjol si Schaz; etc.
Dä Mädcher hatte keinen Hang — etc.
Papeere Geld hät keine Klang. etc.

De kölsche Kirmesen ¹⁾).

Alaaf ²⁾ de kölsche Kirmesen
Dot geit et löstig zo,
Su 'n es gein Gottsdrag ³⁾ wick und breit,
Gein Kirmes bei of noh.

Ze Mergens- ⁴⁾ Kirmes nömt ⁵⁾ mer zwor,
Doch schleit se Jedermann,
Wiel de zo stell un vörnehm es,
Als Kirmes gar nit an.

De eezten es de Weyerstrohss,
Kreschtöffel und Girguhn ⁶⁾

1) Durch die Güte des Verfassers, Herrn Stadtrath De Noël, bin ich in den Stand gesetzt, das Lied in seiner ursprünglichen Gestalt zu geben. Es ist ganz lokal und wird noch allgemein gesungen, wenn auch die meisten Auspielungen nur auf frühere Verhältnisse passen. Kirmes, holl. Kermis Kirchweihe. 2) Hoch lebe! — alt köln. Ausruf. 3) Die feierliche Frohnleichnam's-Prozession, sogenannt, weil das Hochwürdigste um den ganzen Stadtbann getragen wurde. 4) St. Marien im Capitol. 5) Rennt — das holl. noemen, frz. nommer. 6) St. Christoph u. Gereon, Namen von Kirchen.

Dann halden ich em Rippet ⁷⁾ auch
Geine Fuss ⁸⁾ van mingem Luhn.

Beim Weber ⁹⁾ un beim Rodiges ⁹⁾,
Doh schmählt der Wing meer räch,
Beim blechen ¹⁰⁾ Alexander ⁹⁾ es
Et Spiel noch lang nit schläch.

Em Kämpchen es der Wing wahl goot,
Doch bliven ich beim Beer,
Dann wammer ¹¹⁾ sich unger ¹²⁾ de Hähre mengt,
Dann hät mer kei Pläseer.

Ich han mich op der Ehrestrohss
Em Kohberg ¹³⁾ mich vermaat ¹⁴⁾,
Ich danzten deer de Sibbensprüng ¹⁵⁾
Morjö! dat hatt enen Aat.

Der Pehdches-Weeth ¹⁶⁾ am Nümaat schriev
Zoviel met dubbeln Knick ¹⁷⁾
Un wammer dat Dinge beim Leech besüht ¹⁸⁾
Dat en es dröm geine Profick.

De Eigelsteiner-Kirmes es
Mer Withofs Huus ¹⁹⁾ zo eng,
Un wammer en de Zweipann ¹⁹⁾ kümb ²⁰⁾
Dann sitz mer em Gedräng.

7) Seitentasche, die man auf den Rippen trägt. 8) Der vierte Theil eines Stübers — Pfennig. 9) Namen damaliger Wirthe. 10) Blechern. 11) Wann man. Eine im kölnischen Dialekte häufig vorkommende Zusammensetzung, so hanner, gommer — han mer, von mer — haben wir, gehen wir. 12) unter. 13) Namen einer Weinschenke. 14) Sich gütlich thun. 15) Sieben Sprünge, Name eines Nationaltanzes. 16) Wirth zu den zwei goldnen Pferdchen auf dem Neumarkt, nach den Pferden, die im Söllerfenster der jetzigen Wohnung des Herrn Heuser standen. [S. die Sage von der Frau Richmod.] 17) Kreide. 18) Besieht. 19) Namen von Weinschenken. 20) Kommt.

De Insel Malta ²¹⁾ es noch wahl
 'Nnen amusanten Oht,
 Dä Bunget ²²⁾ trickt viel Lück dohin,
 De Kugelbahn auch voht ²³⁾.

De princepalste Kirmes es
 Dann doch noch Zinter Vring ²⁴⁾,
 Doh kritt meer fosche ²⁵⁾ Brezelen
 Un auch e goot Glas Wing.

Bern Mosler un en Bädorps Huus ²⁶⁾
 Wat geit et doh pläsant,
 Wat friss meer an Zint Görres nit
 En Clohrens Huus ²⁶⁾ scharmant.

Beim Leges am Makeikuleg ²⁷⁾
 Doh hät mer doch noch Plahz,
 Un em zerbrochen Balken, ha!
 Doh danz et sich dann staats! ²⁸⁾

Der Baas ²⁹⁾ vun alle Gaden es
 De Krottige Kathring ³⁰⁾;
 Doch ein Deil, dat es schad, hä zap
 Verdamnte soore Wing.

Lieskirche-Kirmes hassen ich,
 Dat es auch avgeschmack,

21) Weinschenke in der ehemaligen Maltheser Comthurei zu St. Johann und Cordula. 22) Baumaarten, wie Winget Weingarten, so auch Bungert und Wingert. Mitthd. Wingert. 23) Gar — das holl. voorts, das Mitthd. vorder. 24) Sankt Severin — Zinter — zint — heilig. 25) Frische, franz. fort. 26) Namen von Weinschenken. 27) Eine geschlossene Gesellschaft an S. Eion, die an Kirmestagen fe em geöffnet war. Makei, dicke Milch mit Zucker und Zimmet. Wallon. Makeie. 28) Schön, prächtig, wie stattlich. 29) Der Erste — Baas, das holl. baas, Meister. 30) Weinschenke in der ehemaligen deutsch Ordens-Comthurei an St. Catharinen, der Wirth hieß Krott.

Doh hät meer glich Krakilerei ³¹⁾
 Mem Hexemächersch-Pack ³²⁾.

En Lupus-Kirmes han ich of
 Mi Geld verhaseleet ³³⁾,
 Un en Brigitten döckes ³⁴⁾ mich
 Rechtschaffen verlösteet ³⁵⁾.

Zint Jan's un dan de Rocheser
 De sind noch wahl alläht ³⁶⁾,
 Dröm wohr Kapellches-Kirmes ³⁷⁾ och
 Sie Lebtag nitt vill wäht.

Wat süht mer nitt e Stähne- ³⁸⁾ Spill
 Un Lumenation ³⁹⁾
 Met Rühmcher ⁴⁰⁾ de der Cunrads ⁴¹⁾ mäht
 Om Böchel ⁴²⁾, dä Cujoon ⁴³⁾.

Un wann de Beyer-Kirmes küt
 Wat süff mer Appeldrank ⁴⁴⁾,
 Un wer sich nitt voll suffe deiht,
 Dä friss sich dann doch krank.

Zo Johren, als ich droppe wohr,
 Mord kränk, wat ging et doll!
 De Glaserhött hat Plahz zo klein,
 De andre wohre voll.

Ich hatt dann Glück am Kocheschlon ⁴⁵⁾,
 De Andre maht ich soor ⁴⁶⁾,

31) Streit, holländ. Krakkeel. 32) So nannte man die Schmuggeler — Hexenmacher. 33) Verschwendet. 34) Dft. Mitthd. dicke, holl. dickwils. 35) Lustig gemacht. 36) Munter, franz. allerte. 37) Kirchweihe der von Groote'schen Familienkirche zum Etend, auch Rndchelcheskirmes genannt. 38) Sterne von Holz und bunt verziert werden an den Kirchweihtragen an den Straßen aufgehängt. 39) Beleuchtung — illumination. 40) Reime. 41) Ein Stadtkölnischer Reimschmied und Transparentenmaler. 42) Name einer Straße — Büchel, Bühel. 43) Hier Schalk. 44) Apfelwein. 45) Ruchenschlagen — ein Volksspiel. 46) Einen sauer machen — Alles von Jemanden gewinnen.

Un wat ich auch gewann, dat gink
Am Drihbrett ⁴⁷⁾ all zom Troor ⁴⁸⁾.

Mer hatten em Murjohn ³⁹⁾ des Dags
Fressen, Tacker moht ⁵⁰⁾!
Zup, Kulleraben un Schinkefleisch
'Ne Stump, un satt Gebroht.

En Beerchen — hör ens Climens ⁵¹⁾, met
Zitronen un Beschoht ⁵²⁾,
Der Kümpches Wing wor nix dervör,
Och hätt'st d' et ens gekoht ⁵³⁾!

Un Spill — et Hetz dat danzten der —
En Urgel un Lavum ⁵⁴⁾,
Der Döppe ⁵⁵⁾ met dem Dudelsack,
En Hackbrett un en Trumm.

Doch fehlten et Schötzelchen ⁵⁶⁾
Met singer Vigelin;
Hä satz uus drop, ich kann en och
Nit löchten ⁵⁷⁾ un nit sinn ⁵⁸⁾.

Un hätt ich in allein gehatt,
Mer hätten ihn zerschwaad ⁵⁹⁾,
Dann blev an singem krommen Balg
Gei Knöchelche mih grad.

Mer hooten Spill em Weldemann,
Un ginken fresch eren,
Doh trof ich dä Kalfakter ⁶⁰⁾ an,
Dat wor mer minge Sen.

47) Drehbrett, eine Art Hazardspiel. 48) Zum Troor (Trauer) gehen, verloren gehen. 49) Name eines Wirthshauses. 50) Fluch. 51) Clemens. 52) Muskatnuß. 53) Verkosten — kuren. 54) Tamburin. 55) Ein berühmter Dudelsackspieler auf der Friesenstraße. 56) Name eines ehemaligen Stadtfiedlers. 57) Dulden — leuchten, so auch im holl. niet luchten. 58) Sehen. 59) Geprügelt — Schwaat — die Haut. 60) Heimtücker.

Ich fing glich Strick me'm Flittörp ⁶¹⁾ an
 Un worf in op en Hohr ⁶²⁾
 Met Hals un Balg de Finster eruus,
 Hä spilden de Hubohr ⁶³⁾.

De Helgeknächte ⁶⁴⁾ — säht h' esuh —
 De hätten in gemeht,
 Hä spilte nit für uns, dan wöht
 H' auch nit gekritesect.

Nu mach dich ald nit frech, säht ich,
 Du krummen Urgeless ⁶⁵⁾, —
 Un wann do uns nit schrumpfe ⁶⁶⁾ küss,
 Dann schrumpen ich der de Kess ⁶⁷⁾.

Drop packte mich der Tönigs Jung,
 De Kähzen flogchen uus,
 Dat schloch, ich daach, jiz küss do nit
 Labendig mih noh Huus.

Se klatschte mich de Bank eraav,
 Ich woht esu verbaas ⁶⁸⁾,
 Ich hat der auch en Bühl em Kopp
 We dem Steinemann sing Nas ⁶⁹⁾.

Mie Glöck dat wohr e Kleiderschaaf ⁷⁰⁾,
 Doh fuschden ich mich en,
 Un quohm ⁷¹⁾ ich nit eruus, ich söss
 Scherovend ⁷²⁾ auch noch drenn.

61) Namen eines damals berühmten Kirmesprüglers. 62) Auf ein Haar — beinah. 63) Hoboe. 64) Träger der männlichen Heiligenbilder bei den Prozessionen. 65) Organist — Orgeldreher. 66) Fibern. 67) Kiste — hier Rücken, Budel. 68) Erschrocken, verwirrt; holl. verbaast — verbaazen. 69) Bei Entstehung des Liebes ward die Nase des steinern Mannes auf dem Steinweg auf eine ungebührliche Weise verlängert. 70) Kleiderschrank, holl. schap und schapraai. 71) Altköln. kam. 72) Diesen Abend.

Kaffe met get derzo.

Döckes ¹⁾ es ald en der Welt
 Manche Saach, de uns gefällt, (Pause)
 De verleechs ²⁾ vill wäth nit schingt ³⁾ (Pause)
 Un der Deechter doch besingt.
 Drömm well ich mich nit schineeren,
 Hann ich jitz bei meer gedaach,
 Singen auch ens met Maneeren
 Fresch vun minger Sach.

Zum Exempel weiss ich Ein,
 De es zwor noch klitzeklein ⁴⁾, (Pause)
 Un kann doch Mirakel dunn, (Pause)
 Un dat es de Kaffe bunn.
 Dann, wat sollt dat eckesch ⁵⁾ gevven,
 Wann et keine Kaffe göv ⁶⁾,
 Blev ⁷⁾ kei Mädchen uns am Levven,
 Un dat wör bedröf ⁸⁾!!!

Kümmt mer Morgens us dem Bett,
 Fehlt uns he un do noch get, (Pause)
 Alles es uns evvevill ⁹⁾; (Pause)
 Hööt mer dann de Kaffe müll!
 Och! dat luckt ¹⁰⁾ dann, su zo sagen,
 We de schönste Musik grad,
 Un em Liev et Hätz mem Magen
 Danz en Gallopad.

1) Ost. Mitthd. dicke, holl. dikwils. 2) Vielleicht. 3) Scheint. Das ein der hochd. Sprache geht im Kölnischen gewöhnlich in ing über. 4) Gar klein. Klitz, von Mth. Kliezen, spalten; daher Klitter, kleines Stück, dän. Klat. 5) Nur. 6) Gäh. Das hochd. h geht am Ende der Wörter immer in das niederd. v über, ae wie oe. 7) Blieb. Der Umlaut geht über in e, wenn h darauf folgt. 8) Betrübt. 9) Gleichviel. Das holl. even veel. 10) Lautet.

Nommedags zo reechter Zick
 Kommen eesch de Nobersch-Lüick ¹¹⁾, (Pause)
 Schwögerinnen vör un noh, (Pause)
 De Frau Baas es och ald do!
 Hingendrenn kütt ¹²⁾ der Herr Vetter,
 Mäht 'nen Baslemanes ¹³⁾ schön,
 Säht: das ist heut schönes Wetter,
 Wellékum Frau Möhn ¹⁴⁾.

Kümmt och endlich de Frau Godd ¹⁵⁾,
 Weht der Kaffe opgeschott ¹⁶⁾. (Pause)
 Glich sitz Alles, ein, zwei, drei (Pause)
 Oemmu de Kann ald en der Reih,
 Un et Threeschen, noch et Nettchen
 Höht mem sechste Köppchen ¹⁷⁾ op,
 Drinken ehr genühdigt Pöttchen ¹⁸⁾
 Doch noch bovven dropp.

Wör der Kaffe selvs ens schleech,
 Un hä schmeckte gar nit reech, (Pause)
 Dat es Alles einerlei, (Pause)
 Wör et auch half Zuckerey ¹⁹⁾!
 Weht bis Ovends doch gesessen,
 Keiner weht es ehder möhd,
 Wann de Hauptsach nit vergessen,
 Wat derzo gehöht.

Botterbrezlen ²⁰⁾ bovven an,
 Donoh kummen Knipplätz ²¹⁾ dran, (Pause)

11) Leut. Das t geht am Ende häufig in k über. 12) Hinter drein kommt. 13) Kragfuß, Compliment, vom spanischen besar las manos, die Hände küssen. 14) Ruhme. Im niederländ. möne, holländ. moie. 15) Pathin. In der engl. Volkssprache goody. 16) Angeschüttet. 17) Tasse. Kopf in der Bedeutung von Gefäß, im holländ. kop, im engl. cup und im franz. coupe, wie auch kölnisch. Banner Kopp, ein Becher, welchen die Bannerherren zum Geschenk erhielten. 18) Töpfchen — Pott, Topf, wie im holl. und engl. pot, franz. pot. 19) Chiforie — holl. suckerci, engl. succory. 20) Butterbrezel. 21) Knipp- oder Knickplätz, ein Backwerk.

Kölnische
S p r i c h w ö r t e r
und
sprichwörtliche Redensarten.

Die Völker haben in ihren Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten den reichsten Schatz ihrer Erfahrungen, ihre dem Leben abgewonnene Weisheit niedergelegt und Jahrtausende als heilig bewahrt, weil sie von Mund zu Mund gingen und also lebendig blieben im Volke. Reich ist das deutsche Volk an Sprichwörtern, tief und sinnig, heiter und launig, wie sein Charakter; und da viele so alt, wie das Volk selbst, ist es natürlich, daß wir sie auch bei allen Nationen deutschen Namens wiederfinden; sie sind das Ureigenthum des großen deutschen Volkes, aus einer Quelle entsprungen, nicht von den einzelnen Nationen unter einander geborgt. Nach der charakteristischen Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationen, der Beschaffenheit der Wohnsitze, ihren Beschäftigungen u. s. w. finden wir eine und dieselbe Wahrheit, Lehre oder Lebensansicht bei ihnen auch in verschiedenem Gewande, und dies ist auch in Deutschland selbst der Fall nach den Hauptstämmen des Volkes, nach den einzelnen Landschaften und Dialekten, selbst nach den einzelnen Städten. In allen Städten aber, in denen sich ein so eigenthümliches Leben gestaltete, wie in Köln, mußte sich ein Schatz rein örtlicher Sprichwörter bilden, und auf diesen habe ich in der folgenden kleinen Sammlung

besonders geachtet, wenn ich auch nicht umhin konnte, manche aufzunehmen, die deutsches Gemeingut, aber im kölnischen Dialekte eine originelle Färbung erhielten und so immer für Jeden interessant sind, so wie auch viele, welche unsrer ganzen Provinz angehören, aber in Köln selbst noch lebendig im Munde des Volkes sind. Das mitunter Derbe, Ungeschminkte des Ausdrucks charakterisirt eben den echten Kölner, welcher jede Sache gern bei ihrem Namen nennt, und wird auch Niemand, für welche die Sprichwörter aufgezeichnet, und der weiß, was sie wollen und sollen, daran Anstoß finden. Für die Magen Derer, welche daran Anstoß nehmen könnten, ist diese derbe Hausmannskost nicht gemacht, wir wollen ihnen ihre feine ästhetische Nahrung lassen.

Den reichen Schatz der kölnischen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten werde ich in einem eigenen Werke, an dem ich schon seit mehren Jahren arbeite, dem Publikum zugänglich machen, und zwar historisch und sprachlich erklärt, weshalb ich auch hier auf einen allgemeinen Lesekreis zählend, nur kurze Andeutungen und Erklärungen geben konnte. Möge den Kölnern das theure Erbtheil, welches sie in ihren Sprichwörtern von ihren Vätern erhielten, auch fürder ein heiliges sein, und sie bedenken:

Ä Spröchwot auch ä wohr Woh!



Wenn de Dag fangen an zo längen,
Fangen se auch an zo strengen ¹⁾.

Schneit et en der Dreck,
Dann freet et, dat et bäck.

Danzen de Möcken em Januar,
Wed et Foder ²⁾ un auch de Botter rar.

Lechmessen ³⁾ hell,
Schindt dem Boor et Fell.

Der Mähz
Schött der Stähz.

Em Mähz
Spaat der Koch en Kähz.

Mähzer Schniee
Deit dem Boore wieh.

Mähzer Grön
Es nit schön.

Der Apreel
Deit noch, wat hä wel.

Et es keinen Apreel esu good,
Et schneit dem Boore op der Hood.

Mai köhl un nahss,
Föllt de Schör un auch et Fahss.

1] Kälter werden. 2] Futter. 3] Lichtmeß.

Sin öm Pingsten de Erbeln ¹⁾ rief ²⁾,
Geit em Hervs et Kelter stief ³⁾.

Wann et op Medardus rähnt ⁴⁾
Sich der Wingboor krüz un sähnt ⁵⁾.

Der heil'ge Zinter Vring
Wirf der kahle Stein en der Ring.
Zint Gedrück ⁶⁾ met der Muus,
De hölt en widder eruus.

Chresdag an der Döhr,
Ostern öm et För.

'Ne gröne Chresdag,
'Ne wihsse Posche.

Kriht der Hahn om Nes,
Bliev et Wetter we et es.

Wann der Wolf künt spören,
De Krohl ⁷⁾ künt scheren,
Dan künt geine Boor sich ernähren.

Wann der Boor niten moss,
Röht ⁸⁾ hä nit Hand noch Foss.

Ene Boor, 'nen Beer ⁹⁾ un ene Steer ¹⁰⁾
Dat sin drei grover Deer ¹¹⁾.

Motten, Mühs, München un Mahden,
Wo de no sin, do dun sei auch Schaden.

1] Erdbeeren, so auch Worbeln für Walbbeeren. 2] Reif.
3] Steif — d. h. gibt es ein gutes Weinjahr. 4] Regnet.
5] Segnet. 6] St. Gertrud. 7] Krähe. Engl. crow. 8]
Rührt. 9] Das männliche Schwein — der Eber. Mthd.
Ber. Engl. boar. 10] Stier. — 11] Thiere.

Hück ene Kaufmann,
Morge ene Laufmann.

Wer traut enem Wolf op der Heid,
Enem Boor op singen Eid,
Enem Jüd op si Gewessen,
Un we hä sich stellt, hä es bed —

Wat mer nit weiss,
Met einen nit heiss.

'Nen Drunk op der Zalât,
Dat schaadt dem Dokter en Dukat,
'Nen Drunk op en Ei,
Dat schadt er imm ¹⁾ zwei.

We mer einem deit ²⁾,
Esu et einem geit.

Mössiggang
Es des Drüvels Schloofbank.

Als dat geschaach ³⁾,
Do brannt de Baach,
Do leschden ⁴⁾ de Boore met Strüh ⁵⁾.

Wer dat gläuvd
Un sin Bett verkäufd,
Dä litt mem ⁶⁾ Aasch ⁷⁾ om Strüh.

Alles verzäht vör singem Eng
Git e richdig Testament.

Löstig geläv un sillig gestorven,
Dat es dem Deuvel de Rechnung verdorven.

1) Ihm. 2) Thut. 3) Mittdln. Geschah. 4) Löschen.
5) Stroh. 6) Mit dem. 7) Hintern. Holl. Aars.

Prakeseere es de Kunst, sähd de Frau, do saz ¹⁾
sei der Lappe neven et Loch.

En Unglück hät breit Füss, sähd de Frau, do
soch ²⁾ se ene Kappeziner kummen.

Wohd ³⁾ sin kein Stüver ⁴⁾ sähd der Deuvel,
do soch hä ä Messenboch.

Wat mer vör et Geld nit all en mähd ⁵⁾,
sähd ⁶⁾ der Boor, do soch hä en Aap.

Hä laach we en Geis, de Brezzeln friss.

Hä laach wie enen Boor, de Zantping ⁷⁾ hät.

Geld uusgevven un Zäng ⁸⁾ uus rihsen ⁹⁾, dat
es en haat Ping ¹⁰⁾.

Wat kammer ¹¹⁾ vun em Ohsen auch mih ver-
langen, als e Stöck Rindfleisch.

Gang nomm ¹²⁾ Deuvel, dann stüss do auch
geinen Helgen ömm ¹³⁾.

Do plogs ¹⁴⁾ mich mih, als mi Geld.

Alles wessen mäht Köpping ¹⁵⁾.

Et geit imm erenn ¹⁶⁾, we 'ne Vikarjes en der
Dom. (Er ist ein tüchtiger Esser oder Trin-
ker.)

1) Setzte. 2) Sah. 3) Worte. 4) Stüber. 5) Macht.
6) Sagte. 7) Zahnschmerz. 8) Zähne. 9) Ausreißen. 10)
hatte Pein. 11) Kann man. 12) Nach dem. 13) um.
14) plagt. 15) Kopfschmerz. 16) hinein.

Bl 76 50

Marcellinus oder die Holzfahrt.

(Der Hölzges-Tag.)

Die Ubier, ein deutscher Volksstamm, dessen Sitze sich am rechten Rheinufer von den untern Sieggengen bis in die Ebenen unterhalb Düsseldorf dehnten; standen schon frühe mit den diesseitigen Völkern und vorzüglich mit den Galliern in Handelsverkehr. Ihr Handel verschaffte ihnen Wohlstand, und dieser erregte den Neid und die Habsucht der benachbarten Stämme. Die Sueven, kampfsgewohnt und beute-lustig, der Ubier nächste Nachbarn, bedrängten diese dergestalt, daß ihnen Julius Cäsar im Jahre 54 vor Christi Geburt ein willkommener Schutzherr am Rhein erschien. Auf kurze Zeit ward ihnen durch die gefürchtete Nähe Cäsar's Ruhe und Frieden, ungestört konnten sie ihrem Handel obliegen. Kaum hatten die Sueven aber nicht mehr für die eigene Sicherheit zu sorgen, so war der Ubier Gau wieder der Tum-melplatz ihrer Waffen, der hier gefundene Reichthum ihre Beute. Also von den Sueven verfolgt und nicht vermögend, ihnen Widerstand zu leisten, zu sehr besorgt für den Besitz des im Handel Erworbenen, war es den Ubiern äußerst willkommen, als ihnen Marcus Vipsanius Agrippa um das Jahr 37 v. Chr. Wohnsitze auf dem linken Rheinufer und somit auch der Römer Schutz antrug. Sie warfen sich freudig in der Römer Arme, zogen auf die linke Rheinseite und schlugen in der weiten Rhein-bucht, an der jetzt Köln liegt, wo die Römer selbst vielleicht schon eine feste Lagerstätte hatten, ihren Hauptsitz auf, welchen die Römer oppidum Ubiorum,

der Ubier Stadt, nannten. Treue Anhänger und Freunde fanden die Römer in ihren deutschen Schützlingen, welche dem Gewinn des Handels und seiner Sicherheit sogar nach und nach deutsche Sitte und Brauch opferten. Ihr Hauptsitz, auch der Bundessitz ihres Stammes, daher Ara Ubiorum, der Ubier Altar, genannt, war nicht selten der Aufenthaltsort der römischen Feldherren, welche die in dieser Rheinstrecke lagernden Legionen befehligten. Dies gab dem Orte Ansehen, wie der Handel seiner Bewohner ihm Reichthum und Wohlstand verschaffte. Der junge Held Germanicus, welcher das im Jahre 9 n. Chr. jenseits des Rheines durch die Völkerschlacht im teutoburger Walde vernichtete Ansehen der Römer gegen Hermann wieder herzustellen suchte, hatte der Ubier Stadt zu seinem Sitz erwählt, und hier gebar ihm seine Gattin Agrippina, Tochter der Vipsanius Agrippa und der Julia, Augustus Tochter, im Jahre 16 n. Chr. eine Tochter, nach der Mutter ebenfalls Agrippina genannt.

Agrippina wurde die Gemalin des Claudius, des vierten Imperator Roms. Die Stolzge wollte ihren Geburtsort verherrlicht sehen; sie schickte daher im Jahre 50 n. Chr. römische Veteranen nach der Ubier Stadt, welche sie zur Colonie erhob und mit ihrem Namen beehrte. Die neue Colonie hieß daher Colonia Claudia Agrippina und wurde von ihrer Gründerin auf's Prachtvollste und Glänzendste verschönert und erweitert. Die Urbewohner selbst vergaßen aber ihre deutsche Abkunft ganz und nannten sich stolz, als ihre Stadt zur Hauptstadt des untern Germanien erhoben, Agrippinenser, wie den deutschen Namen so auch deutsche Sitten und Sprache mit römischer vertauschend, und römischem Gesetze und Rechte huldigend, weil es ihnen und ihrem Handel Schutz bot, dem jetzt das weite, unermessliche Römer-Reich offen stand.

Mit dem Ansehen der Agrippina-Colonie wuchs

auch ihr äußerer Glanz; Tempel, Theater, Cirkel, Bäder und andre öffentliche Gebäude entstanden zur Zierde der Hauptstadt der Provinz, und mit dem Luxus und der verschwenderischen Pracht ihrer Gebieter wetteiferten die Agrippinenser, selbst reich, mächtig durch ihren Handelsverkehr, so daß die Colonie bald die schönste Stadt am ganzen Niederrheine und die meisten Römer-Niederlassungen in Deutschland an Größe und Stattlichkeit des Außern überbot. Eine treue Bundesgenossin Roms, bewährten sich ihre Bewohner auch als solche, als Civilis, der Bataver, das linke Rheinufer vom römischen Joche befreien wollte und seine Waffen in den Jahren 70 und 71 die römischen Adler bis zur Nahe siegreich verfolgten. Die Agrippinenser huldigten nur scheinbar dem Sieger und der deutschen Sache, des Handels Vortheil war bei all' ihrem Thun die überwiegende Triebfeder, denn als sie erfuhren, daß Rom mit neuen, kampfmuthigen Legionen gegen die Bataver anrückte, erschlugen sie alle Deutschen in ihren Mauern, und weiheten in Zülpich die Krieger zweier deutscher Volksstämme dem Tode. Sorglos hatten die Kämpen ein Gastgebot ihrer Wirthe angenommen, und als sie in der vollsten Freude der Gasterei, legten die Agrippinenser Feuer an das Gebäude, dessen Ausgänge sie verwahrt, und Alle kamen jämmerlich um in den Flammen. Civilis hatte auf seinem Heerzuge Gattin und Tochter den Agrippinensern zur Hut anvertraut; die Treubruchigen überlieferten auch diese den Römern, welchen es bald darauf gelang, den Aufstand zu dämpfen, wodurch die Agrippinenser der Rache des Bataver-Helden entgingen.

Nicht lange nach diesen blutigen Kämpfen, mit deren Beendigung deutscher Sinn und deutsche Art auf dem linken Rheinufer ganz erloschen schien, genossen die Agrippinenser die Früchte des Friedens und ihres Verraths. Die am Niederrheine lagernden

Legionen Roms hatten einen ihrer Anführer als Kaiser gegen Vespasian ausgerufen, dessen Namen uns die Chronisten aber nicht aufbewahrt haben. Köln blieb treu seiner Mutterstadt Rom und verwehrte auf's Tapferste dem neuen Imperator den Besitz der Stadt. Marsilius, der Vorsitz der kölnischen Senats, ein mannlicher Held, stand an der Spitze der Agrippinenser und wußte ihren Muth aufrecht zu erhalten und sie zur Ausdauer zu ermuntern. Lange wirkte sein edles Beispiel, und kühn trosteten die Bürger allen Angriffen der Belagerer, wehrten muthig ihre Stürme ab und ließen sich nicht verlocken durch die Gerechtsamen und Freiheiten, welchen ihnen der Imperator anbot, wenn sie ihm die Stadt übergeben wollten. Als aber allmählig die Lebensmittel begingen und alle Zufuhr abgeschnitten war, so daß aller Handel und Verkehr stockten, wurden die Bürger wankelmüthig und Marsilius mußte sein ganzes Ansehen aufbieten, um sie in den Schranken des Gehorsams zu halten. Mit jedem Tage wurde die Noth ärger, die Sturmangriffe heftiger und häufiger, größer der Unville und die Zaghaftigkeit der Bürger. Als endlich der Hunger in den Mauern zu wüthen anfieng, das Nothdürftigste fehlte, brach der Unville in laute Empörung aus, und von allen Seiten ward Marsilius gedrängt, die Stadt dem Feinde zu öffnen.

Der Held stellte sich den Wüthenden mit kalter Ruhe entgegen und redete sie also an: „Schmählich ist Euer und der Eurigen Ende, wenn ihr die Stadt ergebt; Eure Feigheit, Euer Kleinmuth wird Euch dem Verderben weihen, dem Ihr entgehen könnt, wollt ihr meinem Rathe folgen. Wo die Kraft und Muth nicht helfen können, da wird nicht selten die List mit Sieg gekrönt. Vertrauen wir der List. Laßt Eure Frauen sich wappnen und mit dem nöthigen Gezeug hinausfahren in den Wald, als wollten sie Holz fällen. Wenn der Feind sie verfolgt und leicht-

ten Siegs gewiß ist, fallen wir ihm in den Rücken, und sind wir muthig und fest im Angriffe, ist der Sieg unser, und frei die Stadt."

Mit lautem Beifalle wurde sein Rath angenommen, und besonders wetteiferten die Frauen und Mägdelein sich zur Holzfahrt zu rüsten. Sie dachten weder der Gefahr, noch der Mühen, es galt die Freiheit der Stadt, und bald sahen die Männer, die sich indeß, Alt und Jung, zum Kampfe gerüstet hatten, ihre Weiber und Liebsten in wohlgeordnetem Zuge mannlich gerüstet aus einem der westlichen Thore nach dem Walde ziehen, als wollten sie Holz fällen.

Raum wurde der Feind des Zuges ansichtig, als er ihm in aller Hast nachsetzte. Schon fingen die Frauen an zaghaft zu werden, als sie der Krieger Haufen in wohlgeordneten Schaaren anrücken sahen, schon sprachen Viele von Flucht in den nahen Wald; aber einige unter ihnen mahnten sie, den Zug ruhig fortzusetzen und nur ihren Männern zu vertrauen. Immer näher wälzten sich die feindlichen Haufen, sich ausdehnend in der Ebene, um also die ganze Schaar einzuschließen, da brauste es wie Sturm und Unwetter in der Feinde Rücken. Es waren die Kölner, Marsilius, dem Blitze gleich, an ihrer Spitze. Unerwartet und so rasch war der Angriff von allen Seiten, daß der Feind in der ersten Ueberraschung weichen mußte und, die vor ihm ziehende Schaar der Frauen für Männer haltend, nach den Flanken auswich, so daß die Kölner bald den Mittelpunkt durchbrachen. Blutig war der Kampf, von allen Seiten wurde mit der Kraft der Verzweiflung gekämpft. Die Kölner, angespornt durch die Gegenwart ihrer Frauen, die laut auf zum Himmel flehten, und die Ihrigen mit Wort und Zeichen zum Muth ermahnten, sahen den Feind weichen; immer muthiger erneuerten sie ihre Angriffe, und bald war der völlige Sieg errungen. Der Imperator war unter

ihren Gefangenen, und nur wenigen der Feinde gelang es, sich durch die Flucht zu retten.

Als die Kölner nun im Triumphe in die Stadt gezogen und das Fest des Siegs und der Befreiung jubelnd begangen, sprach der Senat das Todesurtheil über den Imperator. Schon war er zum Richtplatze geführt, schon kniete er nieder, um den Todesstreich von Henkershand zu empfangen, da bat er flehentlichst um Gnade, und gelobte den Kölnern Alles zu gewähren, was sie nur immer wünschen und verlangen könnten. Marsilius gab hier wieder den Entscheid. In einem Buche hatten die Kölner alle ihre Privilegien, Gerechtsame und Freiheiten aufgezeichnet, dies legte Marsilius dem Imperator zur Bestätigung vor, und als er dieses gethan, gab man ihm die Freiheit.

Köln war also befreit, der Retter und Begründer seiner Freiheiten Marsilius. Dankbar waren die Kölner, denn auf der westlichen Seite der Stadtmauer, der Straße gegenüber, die jetzt vom St. Aposteln-Kloster nach der Stätte führt, wo einst die Reinolds-Kapelle stand, errichteten sie dem Helden ein prachtvolles Grabdenkmal, welches die späte Nachwelt noch mit dem Namen Marsilius- oder Marzellenstein bezeichnete, jetzt aber, wie so Vieles des Altherwürdigen, auch verschwunden ist *). In späterer Zeit wurden Agrippa und Marsilius die Schildhalter des kölnischen Wappens und sind

*) Noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren Ueberbleibsel dieses Denkmals vorhanden, in welchem die Einfalt mancher Studenten die Grabstätte des Aristoteles sah, weshalb sie auch bei demselben nicht selten Wachskerzen opferten. Das Ganze bestand aus einem Mauerbogen, auf welchem der Sarkophag ruhte; der Bogen stürzte aber schon 1566 theilweise ein, jedoch erhielt sich der Theil, welcher dem Sarkophage zur Stütze diente. Als man das Denkmal ganz abtrug, wurde derselbe in's städtische Zeughaus gebracht, ist aber, soviel uns bekannt, nicht mehr vorhanden.

als solche über den östlichen Eingängen des Kaufhauses Gürzenich, am Rathhause nach dem Heumarkte zu und in den herrlichen Glasfenstern des linken Seitenschiffes unsres Doms angebracht. Agrippa führt als Gründer der Stadt die Legende:

„Der herrliche Marcus Agrippa ein heidnisch Mann
Bur Gotz Geburt Agrippinam nu Coelen begann.“

Marsilius, der Retter der Stadt, führt folgende Legende:

„Marsilius Heiden ind der fere stoulze
Bezielte Coelen ind sy voeren so Houlze.“

Bis in die spätesten Zeiten ehrten die Kölner aber das Andenken ihres Befreiers, und der Holzfahrt- oder Hölzges-Tag, welcher am Donnerstage nach Pfingsten gefeiert wurde, war ein wahres Volksfest. Schon am Pfingst-Dienstage zog der Senat der Stadt, im Geleite der Geistlichkeit, der Zünfte und der Schuljugend, festlich geschmückt aus der St. Pantaleonskirche in feierlicher Prozession den Bach entlang, bis nach der Kirche St. Jakob auf dem Waidmarkte, die jetzt auch niedergerissen ist, dann die Severinstraße hinauf an der Schurgasse vorbei durch das Weerthor nach dem Sülzer Kapellchen, wo der Abt von St. Pantaleon ein feierliches Hochamt hielt. Nach Beendigung dieser Kirchenfeier begab sich der Zug, außerhalb der Stadtmauern von bewaffneten Reisigen begleitet, unter Gesang und Gebet nach St. Pantaleon zurück. Als Karl der Kühne von Burgund, den Erzbischof Ruprecht von der Pfalz unterstützend, Neus belagerte und selbst Köln bedrohte, wurde im Jahre 1474 zur Sicherheit der Stadt, um dem Feinde keine Punkte zu lassen, wo er sich festsetzen konnte, das Sülzer Kapellchen niedergerissen, der Gottesdienst später aber an der Stelle unter einem Zelte gefeiert.

War lustig ging es den folgenden Tag in Köln zu, es wurde nämlich von der Bürgerschaft gewöhnlich ein großes Bogelschießen gehalten, wozu der

Magistrat die Preise oder Herren-Kleinode aussetzte, und daß er nicht selten in allen rheinischen Landen ausschrieb, so daß Schützen von allen Seiten herbeizogen, um in Köln ihre Geschicklichkeit zu erproben, sich irgend einen Preis zu erwerben und zugleich ihr Glück zu versuchen, denn bei dieser Gelegenheit ließ der Magistrat eine Art Lotto ziehen, wozu die Spiel lustigen, durch Anschlagzettel an den Kirchthüren und in den Zunfthäusern, auf denen die Preise und Gewinne angegeben waren, eingeladen wurden. Was den Rittern und Edlen die Turniere, das waren den Bürgern die Schießspiele, eine edle Waffenübung, die seit dem Jahre 1409 auf dem jetzigen Neumarkte Statt fand, später aber, als das Feuergewehr die Armbrust verdrängte, in den Stadtgraben verlegt wurde *).

Am folgenden Tage, am Donnerstag nach Pfingsten, beging man die eigentliche Holzfahrt. Die Bürger wählten unter sich einen Anführer, den sie den Ritter oder Rittmeister nannten. Zu Fuß und Truß bewaffnet, zog der Ritter an der Spitze der Bürger nach dem Ossendorfer Büschchen oder nach dem Häuchen, einem Wäldchen bei Gürb, wo sich die Bürgerschaft, nachdem sie ihrem Anführer ein Kränzlein aufgesetzt, erlustigte. Das Kränzchen war eine Anspielung auf den Sieg, welchen Marius durch die Holzfahrt über die Feinde der Stadt errungen hatte, und wurde in einem eignen Schrein bei dem Stadtbanner aufbewahrt. Wurde bei feier-

*) Die Kölnische Chronik gibt uns Kunde von vielen Schießspielen, die in Köln mit außergewöhnlicher Pracht gefeiert wurden, unter denen sie aber besonders das im Jahre 1483 (s. köln. Chronik S. 348 a.) begangene, seines Glanzes wegen, hervorhebt. Es bildete sich später eine eigne Schützen-gesellschaft, deren Patron der h. Sebastian, die noch besteht und ihre Schießübungen im Stadtgraben am Ehrenthore hält. Öffentliche Schützenfeste finden in Köln nicht mehr Statt.

lichen Gelegenheiten oder wenn Gefahr die Stadt bedrohte, das Stadtbanner ausgesteckt, zeigte man das Kränzchen der Bürgerschaft, um sie gleichsam an jenen Sieg des Marsilius zu mahnen, sowie auch dann, wenn der halbe Bannerrath ausgestorben war. Der Rittmeister selbst kehrte, nachdem er mit dem Kränzchen geschmückt worden, nach der Stadt zurück und beschloß hier die Feier des Hölzges-Tages mit einer großen Gasterei, die er in seinem Hause hielt, und zu welcher die Vornehmsten der Stadt gebeten waren.

Die Bürgerschaft beging den Tag in Jubel und Freude, selbst in einigen Klöstern der Stadt und in manchen Gegenden des Erzstifts wurde die Holzfahrt durch Schmausereien und ähnliche Festlichkeiten gefeiert und so das Andenken erhalten an den kölnischen Helden Marsilius *).

*) Die großartige Feier der Holzfahrt soll schon um das Jahr 1500 eingestellt worden sein, doch kam es im 17. Jahrh. beim Magistrate zum Vorschlage, das Fest wieder in seinem altherkömmlichen Glanze, wie es seit undenklichen Zeiten gehalten worden, einzuführen, man kam aber zu keiner bestimmten Entscheidung. Die Zünfte und vor allen der Weyerstraßer Gerichtsprengel feierten den Hölzgestag aber noch bis kurz vor der Ankunft der Franzosen. — Wir finden übrigens in vielen Städten Deutschlands den Gebrauch, daß die Bürger in den Pfingsttagen hinaus ziehen nach ihrer Stadt nahe gelegenen Holzungen und hier einen Tag in Freude und Jubel begeben. — Historisch läßt sich die Sage von dem Helden Marsilius nicht begründen, die Kölner scheinen aber seit den ältesten Zeiten unter diesem Namen einen ihrer Wohlthäter gefeiert zu haben.

Der heilige Gereon

und

seine Gefährten.

Diofletian, ein Mann niederer Herkunft, führte unter dem Kaiser Carus im Orient den Befehl über die Legionen Roms. Als Carus vom Blitze erschlagen, und sein Sohn Numerian von seinem Oheim Aper ermordet worden, riefen die Legionen des Orients den Diofletian am 7. September 284 zum Kaiser aus, und zogen gegen Carinus, des Carus zweiten Sohn, der in Mössien als Imperator aufgetreten war und dem Diofletian die Kaiserwürde streitig machen wollte. Carinus wurde besiegt und getödtet. Den Befehl im Abendlande gab Diofletian seinem Feldherrn Maximinian und erhob ihn sogar zum Cäsar und seinem Mitregenten. Als aber die Bagauden, ein gallisches Landvolk, unter der Anführung des Amandus und Melian sich gegen die Herrschaft und Willkühr des Maximinian empörten, sandte Diofletian diesem Völker des Orients zu Hülfe, und so auch die thebaische Legion, also genannt, weil sie in Thebais oder Oberägypten gestanden. Hier war aber das Christenthum schon weit verbreitet, und die ganze thebaische Legion bestand aus Bekennern desselben; denn ihr Anführer Mauritius nahm nur Christen unter seine Fahnen auf.

Als das Heer über die Alpen gezogen, wurde eine Abtheilung der thebaischen Legion rheinabwärts gesandt in das Land der Trierer und Abier, die Hauptmacht lagerte aber bei Octodurum, dem heutigen

Dorfe Martigny oder Martinach im Walliserlande. Ehe nun das Heer gegen den Feind zog, gab der Kaiser den Befehl, den Göttern ein feierliches Opfer zu bringen, um seinen Waffen Glück zu erslehen. Die thebaische Legion, welche den Götzendienst verabscheute, weigerte sich an dem Opfer Theil zu nehmen, und schlug ihr Lager bei Muganum auf, dem jetzigen St. Moritz, 3 Stunden oberhalb Octodurum. Da alle Mahnungen und Drohungen Maximilian's umsonst, und Nichts vermochte die Christen zu dem Götzopfer zu zwingen, ließ er in seiner Wuth den zehnten Mann niederhauen. Angefeuert durch das Beispiel ihres Führers Mauritius, blieben die christlichen Krieger aber standhaft, unerschütterlich in ihrem Glauben, als selbst nochmal der zehnte Mann niedergemacht wurde. Der Kaiser ließ die Legion mit den größten Versprechungen ermahnen, seinem Befehle zu gehorchen und den Götzen zu opfern, und drohte ihnen, sie alle niedermetzeln zu lassen, wofern sie bei ihrem hartnäckigen Weigern beharrten. Nichts konnte die standhaften Bekenner in ihrem Glauben wankend machen, sie gaben dem Kaiser zur Antwort, daß sie immer dem Kaiser geben würden, was des Kaisers, daß sie aber ihren Herrn, den gekreuzigten Heiland, Jesum Christum, nicht verläugnen könnten, und freudig ohne Widerstand für ihren Glauben in den Tod gehen und sich selig preisen würden, mit ihrem Blute die Göttlichkeit der Lehre des Heilandes zu bekräftigen; denn sie würden als Bekenner des Vaters, des Urhebers aller Dinge, und seines eingebornen Sohnes, Jesus Christus, zu sterben wissen.

Da entbrannte Maximian's Zorn auf's Höchste, er ließ das ganze Heer gegen die widerspenstige Legion anrücken, und, wie sie gesagt, ohne Widerstand ließen sich die glaubensstarken Krieger mit ihren Anführern, sich gegenseitig zur Standhaftigkeit im Glauben ermunternd und den dreieinigen Gott preisend, niedermachen, daß das Blut in Strömen dahin

floß und rings die Martyrstätte von den verstümmelten Körpern der glücklichen Legion bedeckt war.

Da Maximilian nun fürchtete, die Cohorten der thebaischen Legion, welche er schon an den Rhein gesandt hatte, möchten sich bei der Kunde des schrecklichen Endes ihrer Genossen empören, sandte er ihnen seinen Unterbefehlshaber Nictius nach, mit dem Auftrage, Alle, die sich weigern sollten, den Göttern zu opfern, zu ermorden. Bei Trier fand dieser den Thyrsus mit seinem Häuflein, welche auch alle freudig und frohlockend den Martyrthod als Bekenner der Lehre des Heilandes starben. Bei Verona, wie sonst das heutige Bonn auch genannt, stieß Nictius auf eine Schaar der thebaischen Legion, unter dem Befehl des Cassius, Florentius und Pius. Standhaft weigerten sich Alle den heidnischen Gottesdienst zu begeben, wie Nictius von ihnen heischte, und Alle fielen unter dem Schwerte ihrer Verfolger.

Vor den Mauern Kölns lagerte Gereon mit 318 Mann und eine maurische Cohorte, 360 Mann stark, unter ihrem Fürsten Gregorius, welche zur thebaischen Legion gehörend, sich alle öffentlich als Christen bekannten. Auch an sie erließ Nictius die Aufforderung, der Christus-Lehre abzusagen und den Göttern Roms ein Opfer zu bringen. Sie gaben seinem Befehle keine Folge und keine Drohungen konnten sie bewegen, untreu zu werden ihrem Glauben. Als Nictius nun sah, daß sie Alle eben standhaft, wie ihre Genossen, welche den Martyrthod schon gelitten, ließ er den zehnten Mann nach dem Loose niedermetzeln, und mußte zu seinem Aerger vernehmen, wie die Uebrigen die Blutzengen, die für ihren Glauben als Bekenner gestorben, glücklich und selig priesen. Gereon und Gregorius ließen nicht ab, die Ubrigen zur Standhaftigkeit zu ermahnen und sie zu erinnern an das heldenmüthige Beispiel, das ihnen Mauritius und seine Schaaren durch ihren Tod gegeben hatten. Zu wiederholten Malen war der zehnte

Mann niedergewürgt worden, aber jemehr des Blutes floß, um so standhafter wurden die Uebriggebliebenen, bis Nectius sie zuletzt alle niedermetzeln hieß. Lobpreisend den Herrn, reichte Gereon und Gregorius ihren Mördern und Henkern den Hals dar, ihrem Beispiele folgten die ganze Schaar der Thebäer und Mauren, die Waffen wegwerfend, dem glaubensmuthigen Beispiele ihrer Führer. Die meisten Leiber der Martyrer wurden in einen Brunnen geworfen, — und noch heißt der Ort, wo das Blutbad am 10. Oktober 286 vorgefallen, der — Mordhof.

Als Kaiserin Helena, Constantin's Mutter, nachdem sie sich auch zur Christuslehre bekannt hatte, an den Rhein nach Köln kam und sich hier etliche Jahre aufgehalten, ließ sie die Leiber der heiligen Martyrer aus dem Brunnen ziehen und über der Martyrstelle eine runde Kirche erbauen, die dergestalt mit Gold und kostbarem Gestein ausgeschmückt war, daß man sie nicht anders, als zu den goldenen Martyrern (*ad aureos martyros*) nannte. Die einzelnen heil. Körper ließ sie mit purpurnen Kriegemänteln, deren Saum aus Gold gefertigt war, und die auf der Brust ein vergoldetes Kreuz schmückte, zieren und that Alles, um die Glaubenshelden ihrer Thaten würdig zu verehren. Sie setzte, reichlichst begabt, einige Priester an die Kirche, auf daß sie den Herrn lobpriesen, der in dem Starkmuthе seiner Bekenner Zeugniß gegeben von der Göttlichkeit seiner Religion.

Im fünften Jahrhundert wurde die Kirche des heiligen Gereon aber von den Hunnen ihres Schmuckes und ihrer Pracht beraubt, denn Nichts blieb von diesen rohen Räuberhorden auf ihren Verheerungszügen verschont. Was vielleicht ihrer Zerstörung entgangen und frommer Glauben in etwa wieder hergestellt hatte, wurde am Ende des neunten Jahrhunderts (882) durch die Normannen, die, Alles verwüstend, rheinaufwärts kamen, vernichtet. So stand

die Kirche verlassen, und nicht mehr geehrt wurde die heilige Stätte, wie sie es verdiente, als Anno, der Heilige, auf dem erzbischöflichen Stuhle Kölns saß.

Da geschah es, daß der Erzbischof in einer Nacht von einem gar wunderbaren Gesichte heimgesucht ward. Er sah nämlich die maurischen Martyrer sich versammeln im strahlenden Glanze der Himmelsglorie, wie zum Gerichte, bei dem der heil. Gregorius den Vorsitz hatte. Als Anno nun so bei sich erwog, wer hier zu Rechenschaft gezogen werden sollte, wurde er selbst vor die Schranken geführt, und hier mußte er den Vorwurf hören, daß die Martyrer seit langer Zeit in Köln nicht mehr mit gebührender Achtung und Ehrerbietigkeit verehrt würden, ihre Körper noch an ungeweihter Stätte ruhten, und die Kirche selbst, die ihnen zu Ehren erbaut, dem Verfall nahe und gar nicht besucht werde. Man forderte ihn auf, sich darüber zu rechtfertigen, und da er umsonst nach irgend einer gütigen Entschuldigung suchte, erging der Urtheilsspruch über ihn, daß er gegeißelt werden sollte.

Alsobald ward er entkleidet und die Geißelung an ihm vollzogen.

Auf's Heiligste gelobte er, das Versäumte nachzuholen und Alles aufzubieten, was in seinen Kräften stehe, zur Verherrlichung des Andenkens der hh. Blutzeugen. Man ließ ab von der Strafe.

Anno erwachte, und was ihm nur ein Traum geschehen, ward ihm bald zur vollsten Gewißheit, denn sein ganzer Körper trug blutige Spuren der Geißelhieße.

Anno ließ schon am folgenden Tage in dem Mordhose nachgraben und fand hier auch eine Menge der heiligen Leiber. Werkmeister und Steinmessen beschied der mächtige Erzbischof aus Italien nach Köln und ließ mit möglichster Pracht das Langhaus, die Chorrundung und die beiden Thürme der Ge-

reonskirche aufführen, daß sie sich, ein würdevoller Tempel, außerhalb dem Mauerringe der alten Stadt erhob. Unter dem Chore ließ er eine Krypta oder Unterkirche bauen, auf's Zierlichste ausmalen und mit Muffvarbeiten schmücken, denn als man hier auf altes Mosaikwerk des Bodens stieß und dies aufhob, fand man den Körper des h. Gregorius in purpurnem mit Gold verbräntem Wappenrocke.

Noch jetzt erhebt sich in der Mitte der Krypta ein marmornes Denkmal zur Bezeichnung der Stelle, wo der h. Leichnam des maurischen Fürsten gefunden wurde. Ueber dem Brunnen, in welchem die Fenster des Nictius die h.h. Leiber versenkten, stehen, gerade unter dem Hochaltare, drei Gräber. Jetzt, nachdem die Kirche so prachtvoll erweitert, die Krypta am 21. Oktober 1067 und die ganze Kirche sammt dem Chore am 29. August 1069 mit einer großen Feier vom Erzbischof Anno eingeweiht und der Gottesdienst hier mit gebührender Würde begangen wurde, ward sie immer besuchter und berühmter in allen Landen, da sie sogar zur adligen Stiftskirche erhoben worden.

Im Jahre 1121 predigte der h. Norbertus, der Gründer des Prämonstratenserordens, in Köln, und war, seines gottesfürchtigen, bußfertigen Lebenswandels wegen, allgemein verehrt. Als er nun zum Schutz seines Ordens etliche von den vielen Reliquien gewünscht, an denen die heilige Stadt so reich, erlaubten ihm der Probst Hermann von St. Gereon und die Kanonichen des Stifts, daß er sich in ihrer Kirche auswählen könne, was ihm gefiel. Norbertus brachte die ganze Nacht im Gebet zu, und es gab ihm der Geist Gottes ein, in der Kirche des h. Gereon an einer Stelle graben zu lassen, wo Niemand ein Grab vermuthete, nämlich in der Mitte der südlichen Seite, wo die Stelle noch durch weiße Steine bezeichnet ist.

Am 13. Oktober, den folgenden Tag nach der Vision des h. Norbertus, wurden die Nachgrabungen von Welt- und Ordensgeistlichen angestellt, und man fand auch wirklich ein Grab, in welchem die Leiche eines rüstigen Kriegsmannes ruhte, mit purpurfarbem Waffenrocke bekleidet, und darüber einen seidnen kürzern Rock. Auf der Brust glänzte in Gold gestickt ein fußlanges Kreuz, seine Füße waren mit Schuhen versehen, deren gestickte Binden noch unversehrt. Das Wehrgehänge aus schwarzem Leder und der eiserne Degenknopf wurden auch gefunden, sowie blutgetränkter Rasen, auf welchem das halb vom Rumpfe getrennte Haupt rastete. Es war der h. Leib des Blutzengen Gereon, der am 24. Nov. desselben Jahres vom Erzbischof Friedrich I. in Beisein aller Aebte, Präbste, der ganzen Geistlichkeit Kölns und einer zahllosen Menge Volks aus seinem Sarge erhoben wurde. Da die Kölner aber erfahren, daß der Probst und das Kapitel dem h. Norbertus versprochen, die gefundene Reliquie mitnehmen zu dürfen, fingen sie laut an zu schreien, daß sie lieber ihr Leben drau setzen wollten, als diesen Schatz, die Reliquie des Patrons der Vaterstadt zu verlieren, weshalb sich dann auch der heilige Mann nur mit einem Arm des thebaischen Glaubenshelden begnügen mußte.

Reich und mächtig war das edle, freigräfliche Stift von St. Gereon, und Nichts scheuten die Stiftsherren, um die innere Pracht des schönen Tempels seiner würdig zu erhalten. Im Jahre 1683 ward die ganze Kirche neu vergolddet und mit neuen Teppichen ausgeschmückt, sowie 1766 eine neue Orgel gebaut, die Kirche im Innern ganz ausgebessert und ihr die Einrichtung gegeben wurde, die sie noch hat. Verlor sie auch ihren schönen Kreuzgang und manche ihrer alterthümlichen Denkmale, so hat man doch in der jüngsten Zeit bei einem zweckdienlichen Wiederherstellungsbaue Alles aufgeboten der Stadt in dieser Kirche eine der großartigsten Zierden zu

erhalten, wo sie ruhen die hh. Beschützer Kölns St. Gereon und St. Gregorius sammt ihren Genossen. Voller Majestät thürmt sich der herrliche Tempel im reichsten Rundbogenstyle mit seiner stattlichen Kuppel, seiner Chorrundung und den beiden in den schönsten Verhältnissen, in sechs Abstufungen schlang zum Himmel strebenden Thürmen über der Ringmauer der Stadt empor, und in feierlich ernster, melodischer Harmonie laden die fünf Glocken *) des Tempels die Gläubigen zur Anbetung des Ewigen, dessen Ruhm und Lehre die Glaubenshelden verherrlichten, welche an der Stätte, über der sich jetzt der heilige Bau wölbt, den Martyrthod starben.

*) Das schönste Geläute Kölns ist das der Kirche zum h. Gereon. Es besteht aus fünf Glocken, welche Martin Legros aus Malmédy, Ehrenbürger der Stadt Köln, im Jahre 1779 auf Kosten des damaligen Stiftes goß.

Die Säule in St. Gereon.

In der Kirche des heiligen Gereon bemerkt man links beim Eingange in die Rotunda eine leere Nische. Bis zum Jahre 1795 stand in derselben eine mächtige Säule aus Granit, und über derselben, in Messing gegraben, folgende Inschrift:

Adde fidem, fuit hic pridem fusus cruor idem
Ad lapidem, si dem me male, punit idem. *)

Die Franzosen brachen die Säule aus, um sie mit den Granitsäulen des Aachener Münsters nach Paris

*) Zu Deutsch:

Glaub' es rein, an diesem Stein soll einst das Blut
geflossen sein.
Sollt' ich schuldig sein, so ist hier die Strafe mein.

zu schleppen; die Säule aus St. Gereon zersprang aber, und einzelne Stücke derselben sind jetzt in der Vorhalle der Kirche bei andern Denkmälern eingemauert.

Die h. Helena, Gründerin der Kirche des heil. Gereon, brachte diese Säule aus dem gelobten Lande nach Köln, und eine alte Sage bezeichnete sie als die, an welcher der Erlöser gegeißelt worden. Eine wunderthätige Kraft wohnte der Säule bei, denn wer einen Meineid begangen, oder sich sonst einer schweren Sünde schuldig gemacht hatte, starb bei dem bloßen Anblicke derselben eines jähen Todes. Sie hieß daher schon im hohen Mittelalter die Schreckliche, und weder Jerusalem noch Rom hatten eine ähnliche aufzuweisen, die sogar für den Unschuldigen einen andern Anblick bot, wie für den Schuldigen. Wie bei ihr das Verbrechen gestraft wurde, erzählt uns folgende Sage.

Die blutigsten Gräucl und Frevel brandmarken die Geschichte der nächsten Nachfolger des Franken-Königs Chlodwig, und was nur Sittenloses, Unmenschliches und Grausames gedacht werden kann und Menschen üben können, ging aus von dem fluchbeladenen Geschlechte; denn wo Blutschande, Kinder- und Brudermord saßen, kann nur Fluch geerntet werden.

Nicht selten war aber die Stadt der Agrippinenser, welche die Franken zuerst Köln (Colonia) nannten, der Schauplatz der gräßlichsten Schandthaten ihrer Könige, da sie Köln zu einem ihrer Lieblings-sitze erkoren hatten und in ihren wilden Kämpfen, in denen Kinder gegen ihre Eltern, Brüder gegen Brüder standen, oft hinter seinen festen Mauern Schutz zu suchen genöthigt waren.

Als Fredegunde, Chilprich's Gemalin, im Jahre 597 gestorben, suchte die blutige Brunehilde, Siegbert's Wittwe, die ganze Macht im Frankenreiche, welche sie bis dahin mit ihrer schrecklichen Nebenbuhlerin theilen mußte, an sich zu reißen. Ihre Enkel,

die Brüder Theudebert II. und Thiederich II., eben so grausam blutig wie sie, standen sich durch ihr Anstiften feindlich gegenüber und übten Mord und Frevel gegeneinander, und deß freute sich die Gräßliche, sie konnte um so leichter Herrin werden über alle Gewalt und Macht, nach der es ihr einzig gelüstete. Theudebert hatte seinem Bruder Thiederich das schöne Elsaß entrißen, dieser verband sich mit König Chlotar II., dem Sohne Fredegund's, und blutig war der Sieg, den er bei Toul über den Bruder erkämpfte; aber noch gräulicher das Schlachten in der Ebene von Zülpich im Jahre 612, denn so gräßlich und wüthend war der Kampf, daß die Todten nicht zur Erde sinken konnten, zwischen den Lebendigen eingeklemmt aufrecht stehen blieben und also von den Kämpfenden fortgerissen wurden. Thiederich blieb Sieger. Theudebert floh nach Köln, wurde aber gefangen und mußte sehen, daß sein Söhnlein Merowich, auf Brunehild's Geheiß, an einem Fels zerschmettert wurde. Sein Loos war das Kloster und früher Tod durch Meuchelmord.

Thiederich hielt Hof in Köln. Als er sich nun eines Tages des Jahrs 613 mit seinem ganzen Hofgesinde in der Kirche des heiligen Gereon befand, um hier zu beten, fühlt er plötzlich, so wie er der schrecklichen Säule ansichtig wird, einen heftigen Stich in der linken Seite, ohne daß er gewahrt, daß Jemand eine Waffe gegen ihn geführt hatte. Laut schreit er auf, man möge die Thüre verschließen, da man ihn ermorden wolle und sinkt hin. Sein Hofgesinde drängt sich um ihn, man hebt ihn auf, entkleidet ihn sogleich und entdeckt in seiner linken Seite einen rothen Punkt, wie eine Stichwunde. Er war todt *).

Brunehilde, die greise Sünderin, spottete der

*) Thiederich starb wirklich plötzlich und zwar nach einigen Annalisten zu Meß an der Ruhr. Die vorstehende Sage wird aber auch von den Chronisten erzählt.

Säule und der Warnung des Himmels. Ihr Maß war aber voll, erschöpft des Ewigen Langmuth. Sie mußte bald darauf sehen, wie die Ostfranken von ihr abfielen und sich an Chlotar schlossen. Große Heeresmacht warb die Blutige, aber der Verrath herrschte unter ihren Reihen, denn als sich bei Chalons beide Heere gegenüberstanden und es zur Schlacht kommen sollte, zogen sich Brunchild's Schaaren plötzlich zurück, und Chlotar rückte siegreich bis in's Waadtland vor, wo Brunchild selbst in seine Gewalt fiel. Ueber die graue Mörderin erging ein strenges Gericht, denn außer all den Gräueltthaten, die auf ihr lasteten, waren zehn Franken-Könige durch Brunchild umgekommen. Drei Tage lang ward die Schreckliche auf jedmögliche Art gefoltert, ganz verstümmelt auf ein Kameel gesetzt und, den rohen Kriegern zum Spott, durch die Reihen geführt, dann mit den Haaren, mit einem Arme und einem Fuße an den Schweif eines wilden Renners gebunden, der sie zu Tode schleifte. Dies geschah im Jahre 613. —

Die verhängnißvolle Säule in der Kirche des heiligen Gereon war aber und blieb ein Schrecken des Verbrechers. Kein Eid war furchtbarer, als der, welcher bei der schrecklichen Säule geschworen wurde. Der bei ihr abgelegte Reinigungseid galt so viel, als ein Gottesurtheil; aus allen Landen sah man daher Pilger nach St. Gereon wallen, um sich vor der Säule durch feierlichen Eid von dem Verdachte irgend eines Verbrechens zu reinigen.

Die Inschrift, welche die verhängnißvolle Kraft der St. Gereons-Säule bekundete, ist längst verschwunden, sie selbst wurde zertrümmert und das Andenken ihrer Kraft und des Rufes, den sie genoß, einzig in einem lateinischen Gedichte aus dem neunten bis zwölften Jahrhunderte, welches Reinard den Fuchs und seine Thaten besingt, aufbewahrt *). Die

*) Reinardus Vulpes. Herausgegeben von Franz Joseph

angeblichen Trümmer derselben sind daher, der hohen Bedeutung wegen, die sie schon in den ältesten Zeiten des Mittelalters hatte, wol der Beachtung werth, und sollte das Andenken an dieselbe auf irgend eine Weise erhalten werden, da sie uns mahnt, daß das Verbrechen nie seiner verdienten Strafe entgeht.

Mone. Stuttgart und Tübingen 1832. — Die eigentliche Säule, welche die h. Helena zum Schmuck ihres hier in Köln errichteten Bethauses aus dem Morgenlande hinübergebracht hatte, soll auf dem Wege nach Paris in Bergheim ganz zerbrochen sein. Ob das in der Vorhalle der St. Gereons Kirche, sonst unter der Hufen genannt, wo der Dechant und das Kapitel von St. Gereon Gericht über ihre Herrlichkeit zu Kriel hielten, jetzt eingemauerte Stück Säulenschaft aus Granit von jener berühmten Säule herrührt, läßt sich nicht ermitteln, ist aber wahrscheinlich. — Von großer Wichtigkeit ist die Geschichte der Säule für den Freund deutscher Rechts-Alterthümer.

Die Gereons-Kiste.

Allen heirathslustigen Jungfrauen Kölns ist die Gereonskiste ein Gräuel; denn schwindet ihnen des Lebens Frühling, ohne daß sie das Brautfränzlein geschmückt, und naht gar ihres Sommers Abend, ohne sie unter der Haube zu sehen, dann heißt es: sie kommen in die Gereonskiste, um hier als alte Jungfrauen oder, wie der Kölner sagt, als Quisellen *) bei der Kunkel des Lebens Herbst und Winter in einsamer Abgeschiedenheit zu verträumen.

*) Benennung alter Jungfrauen, Corruptirt aus dem lateinischen Ausdruck: quae sola.

Drum nicht zu spröde und zu wählig, wenn der Freier naht, denn mit den Jährchen reissen die Netze, mit welchen man früher die Männer fängt, und zuletzt bleibt der einzige Zufluchtsort — die Gereonskiste *).

Nicht von diesem Asyl, sondern von einer andern Gereonskiste lebt aber noch eine schauerliche Sage, die wir hier erzählen wollen, wie sie uns alte Annalisten aufbewahrt haben.

Es wohnte vor grauen Jahren in der Nähe der Kirche des heiligen Gereon ein über alle Maßen reicher Wucherer. Reich, wie er war, ging sein Dichten und Trachten nur darauf hin, seine Güter zu mehren, und zu diesem Zwecke war ihm kein Mittel unerlaubt. Ihn rührte weder die Thräne der Armuth, noch das Flehen und Wehklagen des Unglücks, noch die Verzweiflung der Wittwen und Waisen, die er um das Ihrige gebracht hatte. Ein ärgerer Wucherer mochte in den deutschen Landen nicht sein; wer an seine Thüre pochte, um Hülfe zu suchen in augenblicklicher Noth, fand so lange taube Ohren, bis er mit dreidoppelten Zinsen und Verschreibung seiner liegenden und fahrenden Habe die Geldkasten des Goldwolfs sich öffnete, um bald ganz von ihm verschlungen zu werden. Seines Nächsten Unglück war der Acker, auf dem er mit teuflischer Geschäftigkeit säete, und mit tausendfältigem Zins wucherte ihm die böse Saat.

Wimmerten auch die Noth und das Elend umsonst an seinem Thore, um ihren Hunger zu stillen, ihre Blöße zu decken, er selbst lebte und schwelgte in Sauf und Brauf und dachte nicht der Stunde, in welcher der Herr kommen würde, Rechenschaft zu fordern von seinem Thun lassen. Jeder Rechtschaffene flog ihn wie einen Pestfieber, und sein Name

*) Die Gereonskiste ist ein bloßer Scherzname, welchen man dem Convent zur heiligen Magdalena für alte Jungfrauen, das nahe bei der Kirche des h. Gereon liegt, gegeben hat.

wurde zum Schreckrufe für jeden ehrlichen Mann; das Unglück, die Noth können aber leider nicht immer erwägen und wählen, und so war er stets der reichsten Beute sicher.

Auch fehlte es nicht an argen Gesellen, die, gelockt von dem Bankettiren des reichen Prassers, all seinen Launen zu Dienst waren und mit ihm schwelgten und schlemmten, wenn er in wüsten Gelagen die zuweilen furchtbar mahnende Stimme seines Gewissens zu ersticken suchte. Was an einem solchen wilden Abende der Verschwendung geopfert wurde, mußte der Zinswucher wieder doppelt einbringen, dem er, je älter er wurde, mit immer größerer Gier nachging.

Der Rächer seiner Frevel wachte aber. Er wurde schwach und hinfällig; böse düstre Träume scheuchten die Ruhe von seinem Lager und umsonst rang er nach erquickendem Schlafe. Als er nun einst nach einem wilden Bankette taumelnd seine Ruhestätte suchte, senkte sich der Schlaf zwar auf seine Augenlieder, ein furchtbares Traumgesicht schreckte ihn aber bald aus seinem fieberhaften Schlummer auf. Bleiche, abgeärmte Gestalten, in denen er die Unglücklichen erkannte, welche seinem Wucher zum Opfer geworden, umstanden sein Lager und warfen ihm vor, wie er an ihnen gesündigt. Umsonst wollte er sich unter den Pfäulen verbergen, seine Ohren schließen vor den gräßlich mahnenden Tönen, immer lauter, immer schauerlicher wurde der Weheruf der Schaar, die sich mit jedem Augenblicke mehrte; hier streckte ihm eine abgezehrte Gestalt ein Kind entgegen, das Hungers gestorben, oder der Mutter Hand gar im Wahn der Verzweiflung ermordet hatte; aus vielen Gesichtern sprach die böse That, zu welcher sein Wucher, seine Hartherzigkeit die Armen getrieben; gräßliche Blicke der Verzweiflung stierten ihn an, es klangen ihm die Wunden entgegen, welche diese sich selbst geschlagen, um der Noth, der Schmach und der Schande zu entgehen, denen er, — er allein die Un-

glücklichen Preis gegeben hatte. Des Todes Schauer durchrieselte sein Gebein. Er fühlte Reue in seinem Innersten erwachen über seine Missethat, und sich händeringend auf seinen Eiderdunen umherwerfend, die ihm zum Dornenlager wurden, vermischte sich sein Zeterruf mit den gräßlichen Flüchen der Verzweiflung, mit dem Gewimmer des Elendes, mit der Klage des Grams und dem Weheruf des Kammers, welche er in so reichem Maße unter seinen Mitmenschen ausgeübt hatte.

„Herr! Allbarmherziger! Gott der Gnade“, stöhnte er flehentlichst in seiner Todesangst, „Du siehst meine Reue, laß mir, dem schweren Sünder, Gnade werden; gern will ich büßen, will Gutes thun, um meine Schuld zu sühnen — Gnade! Erbarmen! Erbarmen!“

Da riefen ihm die Gestalten in fürchterlichem Chöre zu: Auch wir flehten vor dir um Erbarmen, auch wir riefen dein Mitleid an, auf daß du menschlich gegen Menschen handeltest, aber dein Herz war und blieb kalt und hart, wie Stein. Du kanntest kein Mitgefühl und jede menschliche Regung war deiner Seele fremd. Auch dir werde kein Erbarmen!

Er zersfleischte sich das Antlitz, mit den Nägeln grub er sich in die Seiten, daß sein Blut floß, und ganz erschöpft winnerte er: „Allbarmherziger nimm meine Reue, gern will ich hingeben, was ich besitze. Kein Opfer soll mir zu schwer, keine Buße zu hart sein!“

Wie die Posaune des Gerichtes erhob sich jetzt eine furchtbare Stimme, deren Klang die geheimsten Fibern seines Lebens erbeben machte: „Welch' ein Frevel der Sterbliche auch begehe, und beflecke er selbst die verfluchte Rechte mit dem Blute Derer, die ihn gezeuget, seine Reue, wenn sie wahr ist, kann Gnade und Erhörung finden vor dem Allmächtigen, doch nicht so leicht findet Gnade vor ihm der Wucherer! Des Mörders, des Brandstifters, des Bluts-

sauers Fleisch wird der Raben Speise, auf dem Hochgerichte muß sein Gebein bleichen, zum schreckenden Beispiele; des Wucherers Leib soll und kann aber nicht einmal ein Grab finden, selbst die Aasvögel verabscheuen es, und auf ewig verflucht soll es dem giftigen Gewürm, wie es die Nacht und Finsterniß zeuget, zur Speise werden. Und dies wird auch dein Geschick sein!"

Man fand den Wucherer am andern Morgen, seinem Ende nah, neben seinem Lager, und als er wieder in etwa zu Kräften gekommen, begehrte er dringend nach einem Priester. Als nun ein frommer Mann zu ihm beschieden und dieser zu ihm an's Lager trat, fing er laut auf an zu weinen und zu wehklagen, daß er verzweifle an Gottes Barmherzigkeit und keine Verzeihung hoffe zu finden vor dem Richtersthule des Ewigen!

Worte des Trostes sprach der Priester und suchte ihn zu beruhigen mit den Verheißungen des göttlichen Mittlers. Der Wucherer erzählte nun, welch' ein Gesicht ihn in verwichener Nacht geschreckt, und legte ab ein reumüthiges Bekenntniß aller seiner Sünden. Der Diener des Herrn konnte ihm aber, wie er auch flehte und bat, die Losprechung nicht geben, weil es nicht in seiner Macht stand, denn allzugroß war des Frevlers Sündenlast. Dringend ermahnte der Priester ihn zur Buße und Gott zu bitten, daß wahr und rein werde seine Reue, auf daß ihm Verzeihung zu Theil werde. Er gebot ihm, zurückzuerstatten, was er auf unerlaubte Weise gewonnen, um des Himmels Zorn also zu sühnen.

Alles versprach und gelobte der Wucherer; aber wol sagt ein altes Wort: Es ist eher möglich, daß das Wasser bergauf fließe, als daß ein Wucherer abstehe von seinem schändlichen Gewerke! — Kaum fühlte der Unmensch, daß er besser ward, und vergessen war, was er noch so heilig versprochen hatte; er schien nicht mehr eingedenk zu sein der guten

Vorsätze, die er sich gemacht hatte, und folgte wieder eben so freventlich, wie vorher, der Bahn des Lasters. Nochmal schreckte ihn ein fürchterlich grauenhaftes Traumbild. Er spottete aber der Warnung, und da er ihr gar kein Gehör gab, traf ihn die strafende Gerechtigkeit des Himmels.

Eines Morgens erwachend, fuhr er mit einem lauten Schrei des Entsetzens von seinem Lager auf, denn es wimmelte von Kröten und anderm scheußlichen Ungeziefer. Umsonst war der Diener Bemühungen, das Haus zu reinigen, umsonst floh der Wucherer von Geschoss zu Geschoss, aus einem Zimmer in's andre, so wie sein Fuß einer Gemach's Schwelle betrat, krochen auch aus allen Ritzen und Spalten Unken, Kröten und Schlangen hervor, und was er auch that, wie er sich bemühte, er konnte sich des Ungeziefers nicht erwehren. In den Falten seiner Gewänder barg sich das scheußliche Gethier, und wo er nur kurze Zeit weilte, wimmelte es in scheußlich buntem Gemische. Der Bissen, den er zum Munde führen wollte, schien ihm zur mißgestalteten Unke zu werden; aus dem Becher, der ihm Labe spenden sollte, zischten ihm Schlangen und Molche entgegen, daß er ihn entsetzt wegschleuderte, wollte er ihn eben an die Lippen bringen. Was er nur berührte, schien sich in eine giftgeschwollene Kröte oder Schlange zu verwandeln.

Jetzt kam die Reue, aber es war zu spät. Reiche Spenden ließ er an die Armen vertheilen, suchte das begangene Unrecht wieder gut zu machen, aber was er auch that, nicht mehr entgehen konnte er seiner Strafe, der fürchterlichsten Plage, die ihn Tag und Nacht verfolgte, ihm nicht einen Augenblick der Ruhe und Rast gönnte, und ihn bald in die düsterste Verzweiflung trieb. Er war verlassen und verabscheut von aller Welt, nur mit schwerem Golde konnte er zuletzt seine Diener bewegen bei ihm zu bleiben, selbst die Arminth floh voller Graus die Schwelle des

Gottverfluchten, welchen jetzt auch die mieden, die früher an seiner Tafel geschwelgt und der Unglücklichen Habe mit ihm vergeudet hatten. Ihm war das sieche Leben die unerträglichste Bürde, aber wie er nie Erbarmen gefühlt und gekannt, sollte ihm auch kein Erbarmen werden, und gefristet sah er sein Dasein unter den gräßlichsten aller Plagen.

Als er sich zuletzt der Verfolgungen des scheußlichen Gethiers nicht mehr zu erwehren vermochte, wo er nur ging und stand, Kröten und Schlangen aus seinen Kleidern zu wachsen schienen, und kein Mittel sie vertilgen konnte, ließ er sich eine große wohlverschlossene Kiste machen und diese an die Decke eines seiner Zimmer hängen, um in derselben Schutz gegen das Ungeziefer zu suchen, denn es verwandelte sich sogar das Brod, das er für die Armen backen ließ, in Kröten und Schlangen. Reichlichst ließ er die Kiste mit Nahrung versorgen und legte sich in dieselbe, um hier Ruhe und Sicherheit zu finden und bereuend seine Schuld zu büßen.

Als der Priester, dem er zuerst sein Sündenbekenntniß abgelegt hatte, ihn nach Verlauf einiger Wochen wieder besuchen wollte, fand man den Unglücklichen in seiner Kiste, ein abscheuliches Gerippe, ganz verzehrt von Kröten und Schlangen, die sich hier in eckelm Gemisch durcheinander knäuelten. — Man schritt eiligst zur Beerdigung; aber die Glocken der Kirche des h. Gereon klangen nicht, als man zum Begräbniß läuten wollte, und umsonst war jede Bemühung die Kerzen auf den Altären anzuzünden, als man die Leiche in die Kirche gebracht, um das Todtenamt zu feiern. Man folgte diesem Fingerzeig des Himmels und verscharrte diese Kiste mit des Wucherers Ueberbleibseln neben der Vorhalle der St. Gereonskirche an einem sumpfigen Orte, der bis dahin der Aufenthalt unzähliger Kröten, die aber gänzlich verschwanden, sobald die Gebeine des Bü-

ßers an dieser Stelle begraben worden, und noch soll der Boden keine lebendige Kröte dulden *).

-
- *) Kein Laster und kein Verbrechen erscheint im Mittelalter so verabscheuungswürdig, als eben der Bucher, und daher auch die Menge der darauf bezüglichen Sagen leicht zu erklären. — Cäsar von Heisterbach erzählt in seinen Memorabilien die vorstehende Sage. Aus einem edlen kölnischen Geschlechte um das Jahr 1180 geboren, wurde er von seinen Eltern, da er sehr schwächlich war, zum geistlichen Stande bestimmt, und trat 1199 in den Cisterzienserorden zu Heisterbach. Im Jahr 1222 schrieb er hier die 12 Bücher seiner Memorabilien, eine wunderseitsame Sammlung von Klostersagen und Wundergeschichten, von denen ein ganzes Kapitel nur von Bucherern handelt.
-

Der Kinder Engel.

Wenn in jener guten alten Zeit, von welcher uns die Mährchen und Sagen so Viel des Schönen berichten und unsre Großeltern so Mancherlei zu erzählen wußten, fromme Kinder in Köln sich zum Spiele versammelten und munter herumtummelten, geschah es oft, daß sich ein gar schönes Kind zu ihnen gesellte und Theil nahm an ihren unschuldigen Spielen. Wie freuten sich die Kleinen auf des holdseligen Kindes Erscheinen, wußten sie auch nicht, woher es kam und wohin es ging, wenn es sie wieder verließ. Immer brachte das Kind seinen Gespielen etwas mit: Blumen, wie sie sonst in keinem Garten zu finden, hellglänzende Steine und die wohl-schmeckendsten Früchte. War das Kind bei ihnen, dann verstanden sie der Vögel Lieder, und lauschten gern der Mährlein, welche die Blätter der Bäume oder die Blumen ihnen leise flüsternd erzählten; die

Vögel kamen zu ihnen geflogen und lehrten sie die lieblichsten Weisen; die Bienen brachten ihnen den süßesten Honigseim, und Schmetterlinge und Käfer, zierlich und bunt gepuzt, wußten ihnen gar Vieles von ihren lustigen Fahrten und lustigen Abentheuern zu erzählen, so daß sie nicht selten das Nachhausegehen vergaßen, und Vater und Mutter wol zuweilen mit den Säumigen schmälten. Sie versprachen, sich zu bessern, und konnten doch nie scheiden von dem schönen Kinde, das aber Niemand, als die Kinder selbst, sehen konnte.

Auch das Kostbarste, was ihnen die Eltern gaben, das Christkindlein oder der heil. Niklas bescheerten, wollte ihnen nicht munden, wenn sie es nicht theilten mit dem fremden Kinde, welches ihnen aber stets viel Kostbareres zum Gegengeschenke machte. Aufmerksam horchten sie seinen Erzählungen von den schönen Gärten seiner Heimath, in denen immer die süßesten Äpfel, Birnen und Nüsse zu finden, die herrlichsten Blumen dufteten und nie verblühten, wie man dort gar keinen brennend heißen Sommer, keinen trüben Herbst, noch eisigen Winter kannte, und die Helle des Tages immer eben müd, ohne je dem Dunkel der Nacht zu weichen, das Auge erfreute, Alles so schön und lieblich anmuthig, daß auch nie ein Wunsch diese Seligkeit des Daseins trübte. Wenn nun die Kleinen das Kind neugierig fragten, wo denn seine schöne Heimath, an welchem Thore man hinaus müsse, um dahin zu gelangen, und wie denn der Fragen noch so viele waren nach dem herrlichen Lande, wo die prachtvollen Gärten, die goldnen Häuser, von denen es so viel erzählte, war immer seine Antwort:

„Wo die goldnen Schäfchen stehen,
Wann kleine Kinder schlafen gehen.“

Wol wunderten sich die Eltern, wenn die Kleinen von dem schönen Kinde erzählten, wie sein Haar in

reichen, goldenen Locken ihm Kopf und Schläfe zierte, und sein Antlitz blühte wie zarte Rosen und Lilien, sein Auge glänzte wie milder Sternenschein; wol erwachte dann auch in ihrer staunenden Seele ein Sehnen, das Kind einmal von Auge zu Auge sehen zu können; aber nur den frommen Kindern war dies vergönnt, und selbst auch ihnen nur so lange sie fromm gesittet blieben.

In jenen Tagen trug es sich auch nun wol zu weilen zu, daß eine Mutter ihren Säugling, den sie ganz frisch gesund verlassen, todt in der Wiege fand. Ein sanftes Lächeln spielte um den Mund der also gestorbenen Kinder, und nur zu schlummern schienen sie in süßem Traume, aus dem sie aber zu diesem Erdenleben nicht mehr erwachten. Weinten die Eltern dann trostlos, daß ihnen der harte Tod so früh das sorgsam gepflegte Blümlein geknickt, das sie gar so herzinniglich liebten, dann erzählten die andern Kleinen, wie das schöne Kind während der Eltern Abwesenheit bei ihnen gewesen und mit ihnen und dem kleinen Brüderchen oder Schwesterchen gespielt habe, und daß diese, so lange das schöne Kind bei ihnen geblieben sei, durchaus nicht geweint hätten. Als sich das schöne Kind zum Fortgehen angeschickt, habe es das Schwesterchen oder Brüderchen in der Wiege sanft geküßt und sei dann lächelnd weggegangen. — Das schöne Kind nannten die Eltern — der Kinder Engel.

Die K r e b s e.

In den Tagen, von denen wir erzählen, gab es in Köln noch gar viele reiche Kaufherren, die nicht

wußten, was sie besaßen, und deren Schiffe eben so willkommen in London, Lübeck, Bergen, Königsberg und Danzig, als ihre Namen in den gewerbthätigen Städten Flanderns, auf den Märkten von Troyes, Venedig und Amalfi einen so guten Klang hatten, wie die vollwichtigsten Goldgulden. Wenig Handelsstädte im deutschen Vaterlande mochte es geben, wo nicht kölnische Kaufherren schon Prägschatz bezahlt hatten; wie die Schwalben dem Frühlinge entgegenziehen, um ihn uns wieder zu bringen, so zogen auch sie nach Ost und Süd, nach West und Nord dem Gewinne nach, welchen sie auch reichlichst fanden, denn umsonst hieß es nicht in allen Landen: „Er ist so reich, wie ein kölnischer Tuchmacher!“

Daheim führten die Kaufherren ein emsig-thätiges Leben, weil es noch nicht Mode, zwei Gulden zu vergeuden, wenn man nur einen im Säckel hat, weil es noch nicht Sitte war durch äußern Glanz und Pracht zu blenden, und sich den Credit zu begründen und zu halten durch bloßen Schein. Damals ging dem Kölner Nichts über die Destigkeit, eine Tugend, die ihm in seinem ganzen Wesen so eigen, daß seine Nationalsprache auch einzig ein Wort besitzt, den Begriff erschöpfend zu bezeichnen. Destig war bei ihm Alles, seine Kleidung, sein Hausrath, seine Lebensart, Alles zeigte eine gediegene Wohlhabenheit, und wenn der kölnische Kaufherr ein Fest gab, dann glänzten die feinsten flandrischen Linnen auf den Tischen, die sich bogen unter der Last der Silbergeschirre, wie sie die kölnische Meister kunstvoll zu fertigen verstanden; die kostbarsten Weine des Rheins und der Mosel dufteten in den schönsten Pokalen und Bechern, und biedere Herzlichkeit und Gastfreundschaft war immer der Feste köstlichste Würze. Große Familiengelage, Hochzeiten und ähnliche Gelegenheiten, wo die ganze Sippschaft der Familien eingeladen wurde, und jeder Theilnehmer, nach altem Brauche, seinen Antheil spenden mußte, wurden in dem Hause

zum Quatermarkt gefeiert, und wahrhaft fürstlich war oft die bei solchen Festlichkeiten aufgebotene Pracht, in welcher die Bürger ihren gediegenen Wohlstand mit einem gewissen Stolge zur Schau boten.

So festlich und noch großartiger ging es aber fast täglich in dem Hause des Kaufherrn Dietbold zu, der aus Antwerpen nach Köln gezogen und ein stattliches Haus auf der Brückenstraße bewohnte. In seinem ganzen Haushalt schien Dietbold mit den reichsten der edlen Geschlechter zu wetteifern und überbot sie nicht selten, denn unerschöpflich waren seine Mittel und zudem schien ihn das Glück gleichsam zu verfolgen. Alles, was er nur angriff, brachte ihm dreifachen Gewinn, wenn Andre an ähnlichen Unternehmungen Verlust litten. Traf die Schiffe anderer Kaufherren Unglück auf der See, die Seinigen entgingen jeder Gefahr; wurden Gütersendungen durch Wegelagerer aufgetrieben, seine Güter waren stets geborgen. Aber nicht immer waren es rechtliche Wege und Mittel, durch welche er seine Schätze täglich zu mehren suchte. Er trieb unerlaubten Zinswucher, und auch der krummste Weg war ihm ein gerader, wenn er nur zum Gewinne führte. Manche Familie wurde von ihm betrogen, mancher Kaufherr, der sich mit ihm in Geschäfte einließ, an den Bettelstab gebracht, und wenn auch die öffentliche Meinung ihn als einen Betrüger, als einen Zinswucherer bezeichnete, er wußte seine Geschäfte so einzurichten, daß es seinen Feinden, und deren waren viele, immer an Beweismitteln fehlte, um ihn zu überführen und seine Schandthaten an's Licht zu bringen.

Die Kaufherren Kölns betrachteten den reichen Dietbold zwar mit einer gewissen Verachtung, aber sein ausgedehnter Handelsverkehr, der große Umschlag, den er in allen möglichen Waaren machte, nöthigte die Meisten seine Verbindung zu suchen, und wie zu

allen Zeiten, gab es auch damals auf der andern Seite Viele, welche dem Hoffährtigen zugethan schienen, weil seine fürstliche Gastlichkeit ihnen Gelegenheit bot, in Ueppigkeit zu schwelgen, oder weil sie sich auf andre Weise von ihm abhängig gemacht hatten. So sah Herr Dietbold täglich einen zahlreichen Kreis von Gästen um sich her versammelt, und selbst Manche der Vornehmsten verschmähten eben so wenig seine Tafel, wie seine Börse, die ihnen nicht selten aus peinlichen Verlegenheiten helfen mußte. An Scheinfreunden fehlt es dem Reichen nie, immer findet er Menschen, die, Vortheils wegen, seinen Lauen huldigen und Wahrheit und Offenheit ihm fern halten.

Glücklich pries also die Menge den reichen Dietbold, denn an zeitlichen Gütern mehr denn Einer gesegnet, erblühte ihm in seiner Tochter Mechtild noch ein kostbares Kleinod, um welches ihn selbst Viele mehr, denn um seine Schätze beneideten. Wenn Dietbold nicht im Rausche glänzender Festgelage oder im Gewühle der vielseitigen Geschäfte die streng und ernst mahnende Stimme des Innern betäuben konnte, fand er allein Ruhe in Mechtildens Nähe, denn in ihren Zügen lag noch rein der Unschuld Himmel, aus ihrem milden Auge sprach die Zuversicht kindlichen Frommsinns. Sie war ihres Vaters guter Engel, ihr Wort hielt ihn ab von mancher harten Handlung gegen Unglückliche, welche ihm zu viel getraut hatten, und kein Armer, kein Bedrängter verließ Dietbold's Haus ohne Hülfe und Trost, wußte er sein Anliegen vor Mechtilden zu bringen. Traf auch mancher Fluch den hartherzigen Wucherer, so ersuchte aber aufrichtige Dankbarkeit den reichsten Segen des Himmels über seine engelgute Tochter.

Es hatte sich einer der reichsten Kaufherren Antwerpens um Mechtilden's Hand beworben, und von ihrem Vater das Jawort erhalten. Dietbold's hochfahrender Stolz hatte sich zwar schon einen Schwie-

gersohn aus hochadeligem Geschlechte geträumt; des Freiers unermessliche Reichthümer und Verbindlichkeiten, die ihm Dietbold sonst schuldig, gaben den Entscheid. Mechtilde war eine gehorsame Tochter, sie gab, weil der Vater es wollte, ihr Jawort, empfand ihr Herz auch nicht die entfernteste Neigung zu dem Bräutigam, dessen Haupt schon winterlich grau, und dessen ganze Persönlichkeit eher Abneigung als Liebe einflößen mußte.

Der Tag der Hochzeit war gekommen, geschlossen hatte des Priesters Segen auf ewig den ehlichen Bund, und versammelt waren in dem Festsaale Dietbold's die Hochzeitsgäste, um auf mehr denn fürstliche Weise die Hochzeit zu begehen. Dietbold hatte sich vermessen, ein Fest geben zu wollen, wie die heilige Stadt noch keines gesehen, und wirklich überbot auch der Glanz und die Pracht, welche der übermüthige Kaufherr bei dieser Gelegenheit mit unbegreiflicher Verschwendung entfaltete, Alles, was Köln je noch Festliches gesehen hatte. Verblendet ward das Auge durch den Schimmer und Glanz der goldenen und silbernen Gefäße, der kostbarsten Kristallbecken und Schalen, in welchen die edelsten Steine ihre Farbenglut abspiegelten, denn Tausende ambra duftender Wachsfackeln erhellten den mit morgenländischen Teppichen ausgeschlagenen Saal, von dessen Wänden seltene venetianische Spiegel die rings herrschende Zauberpracht, den Jubel der Gäste tausendfältig wiederstrahlten. Was das ferne Morgenland, Welschland, Frankreich und Hispanien nur des Kostbaren an seltenen Speisen und Weinen liefern konnten, davon strotzten die längst den Wänden hinaufenden Tafeln in Ueberfülle, süßberauschenden Duft durch den Saal verbreitend und in den wundervollsten Formen und Gerichten zum Genuße einladend.

Unter einem reichen Thronhimmel saß das Brautpaar. Mechtilde glich der Lilie, die nach einem

schwülen Tage trauend das Haupt senkt, selbst von des Abends Kühle keine Erquickung hoffend. Es war nicht Kummer und Schmerz was aus ihren Zügen sprach, es war duldende Entsagung. Nur zuweilen, wenn einer der Gäste einen wohlgemeinten Wunsch auf des Bräutchens Wohl ausbrachte, und alle laut einstimmten, daß der Jubel den rauschenden Klang der Zinken, Zimbeln und Trompeten übertrönte, dann belebte ein schwermüthiges Lächeln das Antlitz der holden Braut, die in wahrhaft fürstlichem Püze, mit dem goldnen Brautfränzlein geschmückt, eine Königin des Frühlings neben dem greisenden Bräutigam, dem sie des Vaters Habgier geopfert hatte.

Immer lauter wurde die Lust, immer fröhlicher schmetterten die Trompeten, Wünsche und Grüße wechselten, nach alter Sitte, mit Rundgesängen, und immer reicher floßen die köstlichsten Weine aus den silbernen Schenkkrügen. Seelenvergnügt überschaute Herr Dietbold, der zur Seite seiner Tochter saß, den fröhlichen Kreis seiner Gäste. Eben hatte er sich erhoben, um Bescheid zu thun auf einen Gruß, der ihm, dem Brautvater, ausgebracht worden, als plötzlich die weite Flügelthüre des Saales, wie durch Sturmgewalt aufflog, und ein Mönch im düstern Gewande der Karthäuser hineintrat. Ein weißer dichter Bart floß ihm bis zum Gürtel und das drohende Feuer seines Blickes spottete der abgelebten Züge seines ernsten Antlitzes. Festen Schrittes ging er auf Dietbold zu, dem das Wort auf den Lippen stockte und der schon erhobene Becher fast aus der Rechten sank, als ihm der Greis mit dröhnender Stimme, daß es rings im Saale dumpf wiederhallte, zurief: *Memento mori!* — Kalt überrieselte es die Mehrzahl der Gäste, ein beklemmendes Gefühl der Angst preßte ihnen die Brust zusammen, und gläsern stierte der Meisten Auge auf die furchtbare Gestalt, die drohend vor dem Kaufherrn stand und diesen mit ihrem Blicke zu durchboren schien.

Der Bräutigam war's, der sich zuerst von dem allgemeinen Schreck in etwa erholte, sich zwingend lachte er auf: „Hähä, ein sauberer Scherz! weil wir des Todes eingedenk sein sollen, wollen wir uns der heitern Gegenwart freuen. Darauf thut uns der Glaskopf auch Bescheid“. Er reichte dem Mönch einen Becher, welchen dieser auch annahm, und mit dem schauerlichen Rufe: *Memento mori!* stieß er mit dem Bräutigam und einigen der Gäste, die sich herangedrängt, an. Dietbold hielt, Muth fassend, seinen Becher dem Greise auch entgegen, doch mit Abscheu wies er ihn zurück. — „Und warum thust Du mir nicht Bescheid?“ herrschte Dietbold ihn an.

Da traf ihn wie ein Strahl der Vernichtung des Mönchs Blick, und entsetzt fuhren Alle auf von ihren Sitzen, als dieser dem Kaufherrn zurief: „Weil dein Becher mit Blut gefüllt!“ — Mit einem Schrei des Entsetzens sank Mechtild auf ihrem Sitze zusammen, der Becher war ihres Vaters Hand entfallen und blutig roth war das Tischtuch gefärbt. Stummer Schreck bemächtigte sich Aller; einer Bildsäule gleich stand der Kaufherr, sein Haar sträubte sich empor und stier bestete er den Blick voll Entsetzen auf den Schrecklichen, der, wie ein Engel des Gerichts, mit aufgehobener Rechte, vor ihm stand, und ihm mit donnernder Stimme zurief: „*Memento mori!* Dein Sündenmaß ist voll; des Ewigen Gericht wird über dich ergehen und schwer die Prüfung sein, die dich trifft. Wie du jetzt stolz dich blähest im Besitze irdischer Güter, also wirst du deinen Reichthum schwinden sehen, dann ärmer, als der ärmste der Bettler!“

„Elender Gaukler!“ fuhr jetzt Dietbold aus seiner Betäubung empor, „werft den Elenden hinaus, laßt ihn durch meine Hunde auf die Straße heßen! Ich arm werden? Hoho! eher kriechen die gesottenen Krebse dort aus der Schüssel, ehe meine Habe zu Grunde geht.“

Schon drängte sich der Diener Troß um den Mönch, ihres Herrn Befehl zu vollziehen, aber alle standen wie erlahmt, denn ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte das Haus in seinen Grundmauern, daß die Tischgefäße übereinander flogen, die Spiegel an den Wänden klirrten, und wie mit einem Schlage alle Lichter erloschen. Blitze folgten aber auf Blitze und ließen die schreckstarren Gäste gewahren, wie die rothgesottenen Krebse, glühend zischenden Flammen gleich, aus der Schüssel über die weiße Tischdecke hin und herfrohen.

„Blendwerk der Hölle!“ knirschte Dietbold und griff nach einem Messer, um mit demselben des Mönchs Brust, der noch mit drohender Geberde vor ihm stand, zu durchrennen. Ein furchtbarer Donnerschlag, und ein Blitzstrahl erleuchtete noch ein Mal schauerlich die weite Halle; des Mönchs mahnender Ruf: Memento mori! übertönte des Donners Rollen. Er verschwand, und bewußtlos sank Dietbold, wie vom Schlage getroffen, zusammen.

Von Graus und Entsetzen getrieben, stürmten die Gäste in wildem Gedränge die Treppen hinunter; dichter Rauch qualmte ihnen am Eingange der Hausflur entgegen. Der Blitz hatte gezündet, und bald loderten die Flammen an allen Ecken und Enden des stattlichen Gebäudes licht auf, so daß an keine Rettung zu denken war. Alles, das Haus, die reichgefüllten Lagerräume waren mit Tagesanbruch von der Feuersbrunst verzehrt, — und nur rauchende Trümmer bezeichneten die Stelle, wo des übermüthigen Kaufherrn prächtige Behausung gestanden hatte.

So verstrichen Jahre, und noch mahnte die traurige Brandstätte in der Brückenstraße an das Schicksal Dietbolds, der seit dem verhängnißvollen Abende verschollen war, so daß man allgemein der Meinung,

er habe sein Grab unter den Trümmern gefunden. Der Magistrat ließ die Trümmer und den Schutt nicht forträumen, da sich keine Erben Dietbolds eingefunden, dessen sonstige Güter, Schiffe und Lager, in kurzer Frist nacheinander durch unvorhergesehene Zufälle zu Grunde gingen.

Nicht gehener war es aber an der öden Brandstelle, und gewiß vermied es Jeder, wenn er nicht dringend mußte, am späten Abende vorbei zu gehen. Und wer vorbei mußte, bezeichnete sich an dem schauerlichen Orte andächtig mit dem Zeichen des h. Kreuzes; denn in den Trümmern sah man oft düstre Gestalten gespensterhaft umherirren, und unbeimliches Grauen erfaßte Jeden, der in ihre Nähe kam. —

In einem stürmischen Herbstabende trat ein altersschwacher Mann in die Kirche St. Columba und bat einen hier noch spät im Beichtstuhl sitzenden Priester, ihm zu folgen zu einem Sterbenden, der sich mit Gott zu versöhnen wünschte. Der Priester that, was seines heiligen Amtes und Berufes, und folgte dem Alten bis auf die Burgmauer in eine armselige Hütte, wo er auf morschem Stroh einen Sterbenden fand, das schrecklichste Bild menschlichen Elends.

„O, habt Dank, ehrwürdiger Vater,“ stöhnte der Kranke dem Priester entgegen, „daß ihr noch an diesem Abende kommt, um einem Unglücklichen in seinem letzten Stündlein beizustehen, ihm den Trost der Religion zu spenden, wenn er des Trostes noch würdig ist.“

Der Priester verwies dem Leidenden seine Rede, ermahnte ihn, zu vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, bei welcher der Reumüthige, und wie schwer er auch gesündigt habe, Verzeihung und Vergebung zu finden hoffen dürfe.

„Mir wird aber Gottes Gnade nicht,“ schluchzte der Sterbende, „zu schwer ist meine Schuld, tausendfacher Fluch lastet auf meinem Haupte, ich bin Dietbold, welchen des Herrn Hand schon so schwer getroffen.“

Unwillkürlich schauderte der Priester bei diesem Namen zusammen und ermahnte den Reuigen zum aufrichtigen Bekenntniß seiner Sünden, auf daß ihm Vergebung werde.

Dietbold hob mit schwacher Stimme an: „An jenem schrecklichen Abende, wo mich, den Frevler, die Hand des Gerechten so hart heimgesucht, rettete mich mein treuer alter Diener aus den Flammen, die meine ganze Habe, wie auch die Leiche meiner Tochter verzehrten.“ Der Schmerz der Erinnerung überwältigte ihn, vor Schluchzen konnte er erst nach einer Pause weiter reden.

„Diese elende Hütte war unser Zufluchtsort. Almosen gaben uns unsern karglichen Unterhalt. Hier betete und büßte ich den Tag über und flehte zu Gott, daß er mir, dem Sünder, gnaden möge. Nachts wagte ich mich mit meinem Diener auf die Brandstätte, und die letzten Ueberbleibsel meiner Habe, die edlen verschmolzenen Metallen, suchten wir dort aus dem Schutte. Was wir fanden, liegt hier aufgehäuft, und nicht klein ist die Summe. Nehmt es, ehrwürdiger Herr, und hier ist ein Verzeichniß der Vielen, die durch mich zu Schaden gekommen sind, welche ich betrogen habe. Ihnen laßt diesen Rest zu Theil werden; — denn ich kann sonst nicht ruhig sterben.“

Der Priester gelobte ihm, zu thun, wie er's verlangte und hörte ihn darauf Beicht. Reumüthig, tief zerknirscht bekannte er seine Sünden, und bald erlöste ihn der Tod von seinem elenden Dasein. —

Nachdem der treue Diener seinem Herrn den letzten Liebesdienst erwiesen, ihn zur Erde bestattet hatte, suchte er Unterkommen in einem Kloster, und brachte hier die letzten Tage seines Lebens in frommem Gebete zu.

Au die Stelle des Dietbold'schen Hauses auf der Brücke wurde ein neues stattliches Gebäude aufgeführt, über der Thüre desselben aber das Stand-

bild eines Greisen angebracht, der, zur Erinnerung an das Schicksal Dietbold's, in der Rechten einen großen Krebs hielt. —

Niemand traue zu viel auf die irdischen Güter. Was Jahrhunderte zusammenbrachten, kann der Augenblick vernichten *).

*) Dies Denkmal, dem diese Sage wahrscheinlich ihr Entstehen verdankt, war noch bis zum Jahre 1817 in einer Spießbogennische am ehemaligen Kesselroder-Hofe (jetzt die Häuser No. 8 und 10) auf der Brückenstraße angebracht und wird jetzt, aber beinahe verwittert, im Wallrasianum aufbewahrt. — Ähnliche Sagen werden auch noch in andern Städten, z. B. in Bonn, erzählt.

Erzbischof Anno, der Heilige.

Der zweite dieses Namens, wurde Anno, nach Einigen aus dem edlen Geschlechte der von Pfuldingen in Schwaben, nach Andern aus dem schwäbischen Grafengeschlechte von Hohenlande oder Sonnenberg, im März des Jahres 1056 auf Befehl des Kaisers Heinrich III. zum Erzbischofe von Köln erwählt, nachdem er das Erzstift schon längere Zeit unter dem Erzbischofe Hermann II. von der Pfalz, als Coadjutor, verwaltet hatte. Die kölnische Geistlichkeit sträubte sich anfänglich zwar, ihre Zustimmung zu der Wahl des strengen Mannes zu geben; Kaiser Heinrich, dessen Kanzler und vertrauter Rath Anno schon als Probst zu Goslar gewesen, war aber der Mann, seinen Willen gegen jedermanniglich durchzusetzen.

Raum sah sich Anno auf dem erzbischöflichen Stuhle, als Kaiser Heinrich III im Oktober 1056 starb und das deutsche Reich ohne Herrscher, der Willkür der Reichsfürsten hinterließ, denn sein Sohn

Heinrich war eben fünf Jahre alt, und die königliche Wittwe, Agnes, die Regentin, eine schwache Frau, die nur zu leicht vertraute und so ein Spiel der Parteien wurde. Anno, der Erzkanzler, war der Mann, auf den Deutschlands und Italiens Hoffnungen gerichtet waren, und welcher, konnte er allein handeln und riefen ihn des Reiches Angelegenheiten nicht zu oft nach Italien, Deutschland gewiß glücklich aus den Wirren gerettet hätte, welche es unter der wildbewegten Regierung Heinrichs IV. in seinem Innersten zerrissen. Anno stand, eine der größten Erscheinungen seines Jahrhunderts, in seinem gewaltigen Geiste über seiner Zeit, die wir in ihrem ganzen Wesen darstellen müßten, wollten wir alle Handlungen des mächtigen Erzbischofs verstehen und würdigen. Als er, verbunden mit dem Herzoge in Baiern, Otto von Nordheim und Ekbert, Markgrafen von Meißn, im Jahre 1062 um die Osterzeit der Kaiserin ihren Sohn in Kaiserswerth geraubt, war zwar sein Ziel die Reichsverweserschaft, doch wollte er zugleich dem deutschen Reiche einen tüchtigen Herrscher erziehen. Er hielt den jungen Heinrich in Köln oder auf seiner Beste in Honnef streng zur Zucht und zum Studium an, und nicht mangelte es an Züchtigungen und Entbehrungen, galt es den Eigensinn des Knaben zu beugen, ihn zum Gehorsam zu bringen; denn wer herrschen will, muß gehorchen können.

Anno mußte nach Italien, weil hier zwei verschiedene Parteien bei der Papstwahl aufgetreten, von denen die eine Honorius II. und die andre Alexander II. gewählt hatte. Er behauptete sein Ansehen und war hier Schiedsrichter für Alexander. Während seiner Abwesenheit hatte sich der Erzbischof Adalbert von Bremen des jungen Königs und mit ihm der Regentschaft bemächtigt. Hatte Anno mit der größten Strenge, vielleicht oft zu ernst und zu hart, Heinrich's Erziehung zu leiten gesucht, so

war Adalbert absichtlich zu nachsichtig gegen die Launen und Leidenschaften des Jünglings, denen er und die von ihm gewählte Umgebung nur schmeichelten, um Heinrich für sich zu gewinnen, dem ernstesten Anno und dem Sachsenvolke immer abgeneigter zu machen. Dies gelang, und eben in dieser verkehrten Erziehung, welche allen Leidenschaften und Neigungen Heinrich's freien Zügel ließ, haben wir die Hauptquelle des spätern Unglücks des Königs zu suchen, der eine von den Naturen, die von dem Eindruck des Augenblicks, durch das Gefühl bestimmt, eben so fähig zum Guten, wie zum Bösen, je nachdem sie geleitet werden.

Anno kam nach dem Sturze Adalbert's wieder an's Ruder des Reichs, das ihm König Heinrich sogar selbst bittend in die Hände legte, als Adalbert 1072 mit Tod abging. In weltlichen, wie in geistlichen Dingen herrschte die größte Verwirrung, Anno suchte mit eiserner Strenge dem Unfuge zu steuern, Ordnung und Gesetz brachte er wieder zu Ehren, das strengste Recht ließ er ergehen über das Verbrechen, und bewies in allem seinem Thun, daß er eben so würdig, das Scepter, wie den Bischofsstab zu führen, daß er unter den deutschen Reichsfürsten der Ausgezeichnetste und Würdigste, dem des Reiches Wohlfahrt, wie Keinem, am Herzen lag, wenn er's auch nicht vermochte, dem Reiche das Glück des Friedens zu geben, wie er es wünschte, wenn er auch dem Handel mit Kirchengütern und Priesterwürden nicht ganz steuern konnte, da ihm hier der König selbst und die übrigen Großen des Reichs zu sehr widerstrebten. Was er dem Vaterlande war, haben seine Zeitgenossen schon erkannt, denn sie nannten ihn bedeutungsvoll „das köstlichste Edelgestein, die Blüthe und das neue Licht Deutschlands.“

Am Abende seines Lebens hatte sich Anno freiwillig von der Last der Reichsverwaltung zurückgezogen und lebte, eben so geachtet als gefürchtet, in

Köln, seinem erzbischöflichen Siege, nachdem er im Jahre 1073 noch ein Mal nach Italien gegangen, um Heinrich's Angelegenheiten mit dem päpstlichen Stuhle zu schlichten, welches ihm aber nicht gelang, denn er ward von seinem Freunde, dem allgewaltigen Gregor VII., der auf Alexander II., zwar ein Greis an Jahren, aber jung und kräftig an Geist und Thatkraft, folgte, dazu erforen, dem Könige die erste Vorladung vor den päpstlichen Stuhl zu über bringen. Heinrich spottete dieser Ladung; mußte sich aber bald nur um so tiefer beugen. In Deutschland wüthete der Krieg der Sachsen gegen Heinrich, und war auch Anno bekannt als Sachsenfreund, so konnte der König seines Rathes nicht entbehren, welcher nur dahin wirkte, die Parteien zu versöhnen.

Die arggereizten Sachsen hatten im Anfange des Jahrs 1074 alle Burgen, die Heinrich in ihrem Lande, ein Zeichen seiner Macht, aufführen ließ, gebrochen und sogar seinen Lieblingsitz, die stattliche Harzburg, geschleift. In ihrer tolln Wuth waren sie aber so weit gegangen, selbst die Leichen eines Sohnes und eines Bruders des Königs, die auf dieser Burg ruhten, aus den Gräbern zu wühlen und zu beschimpfen, und hatten eben durch diese That Alle, welche dem Könige noch in etwa zugethan waren, gereizt und gegen sich empor.

Die Bürger Kölns waren, wie alle Städter, Heinrich ergeben, denn er konnte allein Schutz gewähren ihrer Freiheit, und war freigebig in Privilegien, um sich gerade in den Städten eine Macht gegen die Reichsfürsten, den Adel und vor Allem gegen den Papst zu sichern. Anno, der gefürchtete Erzbischof, war den Kölnern daher verhaßt, denn sie erkannten in ihm einen Freund der Sachsen, also ihres Königs Feind, und fürchteten in ihm zugleich den Grundherrschaft, der seine Rechte streng zu handhaben mußte.

Handel und Gewerbe und somit auch Wohlstand waren um diese Zeit schon blühend in Köln und fanden in Anno einen einsichtsvollen Beschützer, wie er denn auch Alles aufbot, den äußern Glanz seines Sitzes zu heben. Gleich nachdem er den erzbischöflichen Stuhl in Besitz genommen, ließ er die schöne Kirche Maria zu den Staffeln (*Maria ad gradus*) erbauen, wo die Königin Richenza von Polen, seine Gönnerin, ihre Grabstätte fand; die Kirche des heiligen Gereon erhielt durch ihn ihre jetzige Gestalt, und das St. Martinismünster schmückte er mit zwei neuen Thürmen. Als er aber den stattlichen festen Bau der St. Georgskirche vor dem südlichen Mauerringe auführen ließ, deuteten sich die Bürger denselben als eine Zwingburg, durch welche der Erzbischof seine Macht, sein Ansehen befestigen wollte. So wuchs die Unzufriedenheit, und leicht fand sich eine Gelegenheit den lang verhaltenen Grimm zum Ausbruche kommen zu lassen.

Auf das Feierlichste hatte Anno das Osterfest im Jahr 1074 in Köln begangen und zur Verherrlichung der Feier die angesehensten Geistlichen des Erzstiftes und so auch seinen Freund, den Bischof von Münster zu sich entboten. Als nun das Fest vorüber, und die Gäste wieder nach ihrer Heimath zogen, schickte sich auch der Bischof von Münster zur Heimreise an. Des Erzbischofs Hausgesinde erhielt den Auftrag, das Nöthige für die Reise und so auch ein Schiff für den von ihrem Herrn hochgeschätzten Bischof zu besorgen.

Sie fanden ein Schiff, das schon halb befrachtet, ihnen aber unter der Menge, welche vor Köln ankerten, am dienlichsten zu ihrem Zwecke schien. So gleich fingen sie an, die Waaren hinauszuschaffen, sich wenig an die Einsprüche kehrend, welche die Schiffsknechte machten. Von Worten kam es zu Drohungen, und da sich des Erzbischofs Diener aber

um nichts kümmern, und fortführen das Schiff zur Abfahrt zu rüsten, eilten die Schiffer, ihrem Herrn, einem der angesehensten Kaufleute Kölns, das Verfahren der erzbischöflichen Diener anzuzeigen.

Des Kaufherrn Sohn, ein rüstiger hochherziger Jüngling, hört kaum ihre Klage, die von dem Geschrei der müßigen Menge, welche sich an die Schaar der Schiffer geschlossen, unterstützt wird, als er nach dem Rheine eilt, auf seinem Wege Alle, die er begegnet, um Hülfe und Beistand gegen die Gewalt der Diener Anno's anrufend. So gelangt er mit einem Haufen zur Werfte, wo des Erzbischofs Diener noch beschäftigt, das Schiff zur Abfahrt auszurüsten. Da sie seiner Aufforderung keine Folge leisten, werden sie mit Gewalt vertrieben, und der Jüngling nimmt wieder Besitz von dem Schiffe seines Vaters. Laut jubelt die Menge, die Fliehenden mit spottendem Hohn verfolgend.

Nicht lange währt's, und der Stadtvogt erscheint mit bewaffneter Macht, um den Jüngling zu zwingen, den erzbischöflichen Dienern das Schiff zu überlassen. Der Gewalt wird Gewalt geboten, und dem immer mächtiger und kühner werdenden Haufen gelingt es, auch den Stadtvogt mit seiner Schaar in die Flucht zu treiben. Der Funke des Aufruhrs war einmal geschürt, und nur zu bald brannte er lichterloh. Immer größere Haufen rotteten sich am Rheine zusammen, bewaffnet mit Dem, was ihnen der Augenblick bot, denn das Gerücht hatte den Vorfall bald durch die ganze Stadt getragen. Der Stadtvogt selbst erschien auch wieder mit verstärkter Macht, und so standen zwei mächtige Haufen kampfsgerüstet und schlagfertig gegeneinander. Der Jüngling sah viele tüchtige Bürger um sich geschaart, die, wie natürlich, das Beginnen der erzbischöflichen Diener als einen Eingriff in ihre Rechte und Freiheiten verschriean, und kühn einer jeglichen Macht mit Gewalt Trotz zu bieten entschlossen wa-

ren. Das Unglück wollte, daß Anno, als er vernahm, wie sich die Bürger gegen seine Leute und den Stadtvogt in hellen Häufen zusammengerottet, anstatt auf dem Wege der Güte das Vorgefallene zu schlichten, einen seiner Diener an den Rhein sandte, mit den härtesten Worten den Aufwiegler mit seinem Gerichte drohend, in welchem er Das, was vorgefallen, auf's Strengste zu ahnden beschloß.

Des Erzbischofs Charakter kannte keine Milde, keine Nachsicht, das wußten die Bürger; sie hatten oft schon erfahren, daß Anno das, was er sprach, auch wahr zu machen im Stande war.

Ein Beispiel seiner unerbittlichen Strenge lebte noch in Aller Erinnerung. Die Scheffen Kölns hatten sich mancherlei Unrecht zu Schulden kommen lassen, und als nun ein armes Weib beim Erzbischofe klagend einkam, daß die Scheffen ihr kein Recht sprechen wollten, wie sehr sie auch darum gefleht, hielt der Erzbischof selbst Untersuchung, und da er der Scheffen Unrecht fand, ließ er ein strenges Gericht über die Schuldigen ergehen. Sechs der Scheffen wurden geblendet und dem siebenten ein Auge gelassen, daß er die andern führen konnte. Zu Aller Warnung ließ er an den Häusern der Geblendeten steinerne Köpfe ohne Augen anbringen *).

Seiner Drohung grimmige Strenge brachte daher eine ganz andre Wirkung hervor, als er erwartet. Zog sich auch die Menge zurück und schien der erste Aufstand beruhigt, so reizten doch wieder Andre die Bürgerschaft durch allerlei Reden auf.

„Zu seinen eignen Knechten will uns der Erzbischof machen“, hieß es, „denn er kümmert sich we-

*) Noch lebt in Köln die Sage, die steinernen Köpfe an den alten Giebeln, die sogenannten Gring- oder Greinköpfe, rührten von diesem Urtheile Anno's her.

der um der Bürger Recht noch Freiheit, wie sie Kaiser Otto I. der Stadt und Bürgerschaft ertheilt. Er behandelt uns gleich seinen Leuten, und das dürfen und wollen wir nicht länger dulden. Die Bürger Worms mögen uns ein Vorbild sein, wir wollen ihnen nicht nachstehen!“

Die That der wormser Bürger war noch neu, und wirkte auf den einmal aufgewiegelten Haufen, denn die Wormser hatten ihren Bischof Adalbero mit Schimpf und Hohn verjagt, weil er ihren Rechten und Freiheiten zu nahe getreten war. Mit lautem Jubel hatten sie dem Könige Heinrich, der vor den Sachsen floh, ihre Thore geöffnet und sich unter seinen Schutz begeben. Ihnen wollten die Bürger der mächtigen reichen Stadt Köln nicht nachstehen, und der tolle Haufen ließ den aufwieglerischen Reden des Jünglings, welcher an der Spitze seiner Anbänger die Straßen durchzog, ein williges Ohr. Immer tobender, ungestümmer wurde die rachedurstige Menge; durch der Aufwiegler Reden und den übermäßigen Genuß des Gerstensaftes und Weines erhitzt, brach sie in laute Verwünschungen gegen den Erzbischof aus und schwur ihm laut den martervollsten Tod.

Erwartungsvoll sah die Stadt dem Abende des unruhigen Tages entgegen. Daß ihr ein drohendes Unheil bevorstand, hatten schon mancherlei Zeichen geweissagt, als die Stadt noch in vollstem Genuße der Ruhe. Ein Fremder, der in Köln übernachtete, hatte im Traum gesehen, wie sich ein ungeheurer Rabe mit sprühendfeurigen Augen und glänzend schwarzen Fittichen, die beinahe die ganze Stadt überschatteten, über Köln niedergelassen und mit Grausen erregendem Gefrächze dieselbe in weiten Kreisen umzogen hatte, bis aus den Wolken eine lichte Gestalt niedergestiegen und das Ungethüm verscheuchte. Erzbischof Anno hatte einige Zeit vor dem Aufruhr in der Kirche des h. Georg, am Festtage des Heiligen, mit prophetischem Geiste von der Kanzel herab den

zahlreichen Zuhörern verkündet, daß er die Stadt in der Macht des bösen Feindes gesehen habe, und wie sie ihrem Untergange entgegengehe, wenn sie nicht durch Buße des Ewigen Zorn zu sühnen strebe.

Am Abende des Tages des Aufruhrs saß Erzbischof Anno mit seinem Freunde, dem Bischofe von Münster, und seinen vornehmsten Ministerialen beim festlichen Mahle, nichts Arges ahnend, denn Alle waren der Meinung, Anno's Drohungen hätten die Unzufriedenen wieder in die Schranken der Ordnung gebracht. In den Straßen ward es aber mit hereinbrechendem Abende wieder laut, und von Minute zu Minute wurden die Haufen der Meuterer größer und ungestümmer, mit den schrecklichsten Lästerungen dem Erzbischofe und den Seinigen fluchend und ihm mit den grausamsten Martern drohend.

Noch war es nicht zu Thätlichkeiten gekommen. Da erschien, wie uns der Annalist Lambert von Aschaffenburg berichtet, dem wir diesen Vorfall nach erzählen, unter dem wüthenden Haufen der böse Feind selbst, ritterlich gewappnet, in der Rechten einen funkelnden Dolch, und mit Wort und Geberde die tobende Menge auffeuernd, den Erzbischof entgelten zu lassen, was er an der Bürgerschaft gefrevelt hatte. Er forderte sie auf, des Erzbischofs Schloß zu stürmen, und stellte sich an die Spitze der Meuterer, die sich jetzt mit wildem Racheruf nach dem erzbischöflichen Pallaste, der in der Nähe des alten Domes und der Stadtmauer lag, hinwälzten.

Entschluß und That war bei der zügellosen Menge Werk des Augenblicks. Steine, Pfeile und andere Wurfgeschosse schmetterten in den Saal, in welchem sich der Erzbischof mit seinen Freunden befand, und trafen mehre der Gäste zu todt, andre wurden schwer verwundet. Der gräßliche Racheruf der immer wüthender tobenden Menge verkündete dem Erzbischofe und seinen Freunden, welch' ein Schicksal ihnen bevorstand. Noch war der Böse An-

führer der Meuterer, die auf seinen Befehl gegen das Thor des Pallastes anstürmten. Nicht lange widerstand es ihren Angriffen, zerschmettert polterte es unter dem wilden Hullo! der Wuthberauschten zusammen — und jetzt verschwand auch der böse Feind.

Der erste Schritt des Verbrechens war geschehen; an ein Rückkehren der durch den Erfolg nur noch mehr gereizten Rotte war nicht mehr zu denken; ungestüm stürzten sie in des Schlosses Vorhof nach dem Gemache des Erzbischofs. Ein rascher Entschluß konnte ihn nur retten; in ihre Mitte nahmen ihn seine Ritter, schützten den altersschwachen Greis mit ihren Schilden und waren auch so glücklich, ihn durch die wüthenden Haufen aus dem Schlosse unter einem Hagel von Steinwürfen und Pfeilen bis in den h. Petrus-Dom zu bringen, dessen Thüre sie in aller Hast, so gut es immer gehen mochte, zu verrammeln sich bemühten.

Die Meuterer finden in dem erzbischöflichen Pallaste reiche Beute, alle Thüren, Kisten und Kasten werden gesprengt, und was nicht geraubt wird, zertrümmern und verwüsten sie mit frevelnder Hand. Eine Rotte dringt in den Keller, die Fässer werden eingeschlagen, und durch den viehischen Genuß des Weines nur noch wüthender gemacht und der Sinne ganz beraubt, finden Viele beinah den Tod in den Fluten des hinstömenden Weines. Selbst das Heiligthum der erzbischöflichen Kapelle bleibt jetzt nicht mehr verschont, denn die zum Wahnsinn gesteigerte Wuth kennt keine Schranken mehr. Umgerissen wird der Altar, die priesterlichen Gewänder werden zerfetzt, die heiligen Gefäße zertrümmert und mit Frevel entweiht. Wie sie nun die Kapelle bis in die geheimsten Winkel durchstöbern, finden sie einen Mann, der sich hier verkrochen und im Heiligthume Schutz vor den Meuterern gesucht hatte. „Der Erzbischof! der Verräther!“ brüllt der wilde Haufe,

lechzend nach Blut. Umsonst betheuert der Unglückliche, daß sie im Irrthum, umsonst fleht er um sein Leben, er muß sterben, sein Blut besleckt die heilige Stätte. Als er den Geist unter der Mörder Hand aufgegeben, jauchzen sie sich zu, daß nun die Zunge ihres ärgsten Feindes verstummt, daß sie befreit von ihrem Zwingherrs; doch bald werden sie ihren Irrthum gewahr, als von Aussen der Ruf ertönt: der Erzbischof habe sich in den Dom geflüchtet — sie sehen, daß ein Unschuldiger das Opfer ihrer Rache geworden. Das geflossene Blut hat ihren Wuthrausch nicht gestillt, heulend stürmt jetzt der Haufen aus dem erzbischöflichen Pallaste, in welchem Nichts verschont geblieben, nach dem St. Peters-Münster, das schon von zahllosen Schaaren umlagert war und von allen Seiten berannt wurde. Tod und Verderben dem Erzbischofe! war die Losung der wüthenden Mörderhaufen, welche, da alle ihre Anstrengungen, die Thore zu sprengen oder eine Oeffnung in die Mauern zu brechen, ohne Erfolg blieben, nur immer erbitterter wurden.

Die Ritter und Diener des Erzbischofs, welche denselben in den Dom geflüchtet hatten, wurden aufgefordert, ihn auszuliefern, und da sie, wie natürlich, in dies Begehren nicht willigten, gab einer der Meuterer den Rath, die Kirche an allen Enden anzuzünden. Mit wildem Jauchzen wurde der Vorschlag von der Menge genehmigt, und alsobald auch zur Ausführung geschritten. Brennmaterialien aller Art wurden herbeigeschleppt, und rings um die Kirche aufgethürmt, — mit jedem Augenblicke konnte das Schreckliche geschehen. Die in der Kirche Gefangenen sahen nur zu gut ein, daß das Volk zu Allem fähig, daß die Gefahr für des Erzbischofs Leben immer größer wurde, da die Meuterer nur nach Anno's Blut lechzten. Sie riethen ihrem Herrn zur Flucht, denn kein andres Mittel gab es mehr, der Gewalt der Mörder zu entrinnen. Immer dro-

bender wurde der Lärm und das Geschrei vor der Kirche, immer dringender die Gefahr. Man suchte den Erzbischof zu verummunnen, und brachte ihn durch das Dormitorium der Stifftsherren, welches an das Münster stieß, glücklich unter dem Schutz der Nacht in das Haus eines Kanonikus. Der Zufall wollte es, daß dieser Geistliche, dessen Wohnung hart an der Ringmauer der Stadt lag, noch vor Kurzem die Erlaubniß erhalten hatte, sich einen Ausgang in die Mauer zu brechen. Durch diesen gelang es dem Erzbischofe vor die Stadt zu kommen. — In aller Eile wurden vier Pferde herbeigeschafft, und so entkam Anno mit dem Bischofe von Münster und einigen seiner Getreuen nach Reuß.

Hatten die in der Kirche befindlichen Freunde des Erzbischofs auch bis dahin Alles aufgeboten, die tobend lärmende Schaaren zu beschwichtigen, um dem Erzbischofe wenigstens Zeit zur Flucht zu gewinnen; hatten sie sogar das Versprechen abgegeben, den Erzbischof, wenn sie ihn fänden, auszuliefern, so rasteten die Bürger doch nicht in ihren Angriffen, und von allen Seiten dröbnten Balken und Brechstangen gegen die Thore und Mauern; — das heilige Gebäude den Flammen Preis zu geben, mochte ihnen doch wol zu frevelhaft bedünken. Da aber alle ihre Anstrengungen fruchtlos, erscholl der Ruf: „Legt Feuer an!“ — Um diese Frevelthat zu verhüten, öffnieten des Erzbischofs Getreuen die Thüren der Kirche mit dem Bedeuten, daß sie den Erzbischof vergebens gesucht, und daß er wahrscheinlich noch am Tage geflohen, um sich Hülfe bei seinen Freunden zu holen. Die heiligen Hallen wurden bis in die geheimsten Winkel durchsucht. Da sie das Opfer ihrer Rache nicht fanden, und wol einsahen, daß Erzbischof Anno nicht der Mann, die ihm angethane Schmach ungeahndet zu lassen, so theilten sich die Empörer in Rotten und besetzten die Thore, Thürme und Mauern der Stadt, um bei jedem etwaigen Angriffe von

Seiten des Erzbischofs und seiner Freunde geschützt zu sein.

Blut mußten die Aufrührer aber sehen, ein Opfer mußte ihrer Wuth fallen, und so knüpften sie einen Unschuldigen, der vielleicht als Freund und Anhänger Anno's bekannt, dem Erzbischofe zur Schmach unter eines der Stadthore auf. Ein armes Weib, welches die Menge als Zauberin oder Hexe bezeichnete, wurde auf die Stadtmauer geschleppt und in den Graben hinuntergestürzt, daß es elendiglich umkam. Den Mönchen zu St. Pantaleon drohten die Meuterer mit dem Tode, weil der Erzbischof ihnen besonders zugethan, da er selbst das Kloster mit neuen Geistlichen besetzt hatte, weil die alten ihrer Ordensregel untreu, ausschweifend geworden waren. Alle sollten ermordet werden, keiner der Wuth des rasenden Pöbels entgehen. Diese Frevelthat kam aber nicht zur Ausführung. —

Um aber auf Alles gefaßt zu sein, hatten die Aufwiegler schon am folgenden Tage Boten an König Heinrich gesandt, um ihn von dem Vorfalle zu unterrichten und ihn einzuladen, zum Schutz der Stadt herbeizueilen, und sie in Besitz zu nehmen. Heinrich war sehr erbittert gegen Anno, denn der Erzbischof hatte ihm den Zuzug der Seinigen gegen die Sachsen verweigert. Willkomm mochte ihm die Kunde von Dem, was in Köln vorgefallen war, wol sein, aber er entschloß sich zu keiner That gegen den Erzbischof, dessen Schicksal kaum ruckbar geworden, als das Volk, Arm und Reich, Adel und Bauer, nach Reuß strömte, ihm Hülfe und Unterstützung gegen die gotteslästerliche Stadt freiwillig anbietend. Ein so schreckliches Verbrechen, wie das, welches die Kölner an ihrem Erzbischofe begangen, verbreitete allenthalben Bestürzung und Entsetzen, das sich bald in Wuth gegen die Frevler verwandelte. Kein Erzbischof hatte je ein solches Ansehen im Reiche genossen, wie eben Anno; alle priesen seine Wohlthätigkeit,

seine Gerechtigkeit in geistlichen und weltlichen Dingen, und lobten seine unparteiische Strenge, mit der er das Verbrechen verfolgte und strafte. Nur ein Gedanke schien Alle zu beseelen, den Erzbischof zu rächen an Denen, die ihn so schmähsch beleidigt hatten.

Anno sah schon eine Schaar von vier- bis fünftausend Wohlbewaffneten um sich her versammelt, und in zahllosen Häufen hatten Bauern und Städter zu den Waffen gegriffen; denn was nur immer eine Waffe tragen konnte, glaubte in dem Zuge gegen die verrätherische Stadt einer heiligen Pflicht Genüge zu leisten. Man drang in den Erzbischof, Köln mit bewaffneter Hand heimzusuchen, und wenn die Bürger nicht reumüthig ihn, den Herrn, wieder aufnahmen, die Stadt den Flammen zu opfern, und Nichts zu schonen, was in derselben nur athmete.

Drei Tage waren den Kölnern im wilden Lärmel des Aufruhrs und Schreckens dahingeflossen, sie schienen erst zur Besinnung zu kommen, als am vierten Tage der Erzbischof mit seinen begeisterten Schaaren gegen die Stadt heranzog. Als sie die hellen Häufen in unabsehbaren Massen wohlbewaffnet und auf's Aeußerste gefaßt, mit einer wahrhaft heiligen Begeisterung vor den Thoren ihrer Stadt anrücken sahen, da erkannten sie, daß es ein eitel Beginnen sein würde, sich dieser Menge zu widersetzen, und das schrecklichste Loos das übrige wäre, wenn der Erzbischof durch der Waffen Gewalt Herr der Stadt würde. Sie beschloßen jetzt, Boten des Friedens an den mit Recht streng zürnenden Anno zu senden, die ihm erklären sollten, wie die Bürger gern bereit, jede mögliche Strafe zu erdulden, wenn der Erzbischof ihnen nur das Leben schenken wolle. Als die Boten vor dem Erzbischofe erschienen und ihm den Willen der Kölner kund thaten, gab er ihnen den Bescheid, daß er den Büßenden seine Verzeihung nicht versagen werde.

Das hatten die Kölner nicht erwartet. Anno zog aber noch nicht in die Stadt; in der Kirche des h. Georg sang er ein feierliches Hochamt und gebot Denen, welche ihn aus seinem Schlosse vertrieben, die heiligen Stätten durch argen Frevel entweiht und unschuldiges Blut vergossen hatten, vor ihm zu erscheinen, um dem bischöflichen Banne genug zu thun. Sie kamen baarsuß in leinenen Bußgewändern, und Anno mußte sein ganzes Ansehen aufbieten, seine Umgebung von Gewaltthätigkeiten gegen die Verbrecher abzuhalten. Der Erzbischof beschied darauf die Büßenden auf den folgenden Tag in St. Peters-Münster, um Buße zu thun, wie es die Vorschrift des geistlichen Rechtes wollte.

Der Erzbischof selbst zog darauf nach der Kirche des h. Gereon, die auch noch außerhalb der Stadtmauern lag, um hier zu übernachten. Von der ihn begleitenden Menge Unordnungen und Ausschweifungen befürchtend, denn sie waren zu sehr gegen die Kölner empört und hätten sie gewiß den an ihrem Erzbischof begangenen Frevel durch Raub und Plünderung entgelten lassen, verbot Anno, daß sie in die Stadt kamen und bot seine ganze Beredsamkeit auf, um sie zu vermögen, wieder in ihre Heimath zu ziehen. Sie gehorchten seinem Befehle. Die Stadt selbst ließ der Erzbischof aber noch an demselben Abende von seinen Rittern und ihren Haufen besetzen, denn schienen die Bürger auch wieder zur Pflicht des Gehorsams zurückgekehrt und in banger Erwartung seinem Entscheid entgegenzusehen, so wollte er sich dadurch vor jeder Hinterlist sichern. Diese Maßregel erfüllte die Bürgerschaft mit banger Ahnung, und noch in derselben Nacht verließen sechshundert der reichsten Kaufleute die Stadt, um bei König Heinrich Schutz gegen den Erzbischof zu suchen, von dessen unerbittlicher Strenge das Aergste und und Härteste zu erwarten stand.

Am folgenden Tage hielt der Erzbischof seinen

feierlichen Einritt in Köln; aber die Stille der ängstlichsten Erwartung herrschte in den sonst so volkreichen Straßen. Drei Tage lang saß Anno in seinem Hofe zu Gericht, aber die Aufrührer erschienen nicht, um dem Erzbischofe Genugthuung zu geben, wie er es von ihnen erheischte. Da brach der Grimm seiner Dienstmannen los; ob auf seinen Befehl, läßt sich nicht bestimmen. Mit bewaffneter Hand stürmten sie die Wohnungen der Bürger, mekelten nieder, was nur Miene machte, ihnen zu widerstehen oder ihrem Beginnen Einhalt zu thun, plünderten und raubten ungehindert und ließen ihrem Grimm zügellosen Lauf. Unsäglich war das Elend, das an diesem Tage über die unglückliche Stadt hereinbrach; an Handel und Gewerbe war nicht mehr zu denken, Hunderte von Bürgern waren ein Opfer der rachedurstigen Kriegsknechte geworden, die angesehensten Bürger schmachteten in Fesseln. Ein hartes Urtheil erließ der Erzbischof über die ersten Räufelstörer des Aufbruchs. Der Jüngling, dessen Venehmen die Ursache des ganzen Unglücks, wurde geblendet, und dieselbe Strafe traf noch eine Menge seiner Gefährten. Viele wurden mit Ruthen gepeitscht, geschoren, und alle Bürger mit schweren Geldstrafen belegt. Die gesammte Bürgerschaft mußte dem Erzbischof mit feierlichem Eidschwur bekräftigen, die Stadt künftig mit Rath und Waffen gegen jede Gewalt für den Erzbischof zu vertheidigen, und alle geflohenen Bürger so lange als Feinde behandeln zu wollen, bis diese dem Erzbischofe die vollkommenste Genugthuung geleistet.

So war Köln, noch vor wenigen Tagen die volkreichste Stadt am Rheine und nächst Mainz das Haupt aller deutschen Städte diesseits des Rheines, in eine Einöde verwandelt. Ihre Straßen, die sonst kaum die Menge der Fußgänger fassen konnten, immer ein Bild der rührigsten Thätigkeit, waren jetzt todt und öde, menschenleer. Allenthalben

herrschte, wo früher ein heiteres Bürgerleben seinen Segen verbreitet hatte, jetzt Trauer, Schreck und ängstliches Mißtrauen.

Anno's Feinde waren indeß auch nicht müßig. Heinrich IV. ließ nur zu gern allen Anschuldigungen gegen den Erzbischof ein williges Ohr und so auch der Anklage des Hochverraths. Es wurde dem Könige, als er von Nürnberg nach Regensburg gezogen, um ein Heer gegen Ungarn zu führen, hinterbracht, daß Erzbischof Anno den König Wilhelm, den Eroberer, von England, aufgefordert, mit Heeresmacht nach Aachen zu kommen, um hier aus seiner Hand die Krone Deutschlands zu empfangen. Auf's Aeußerste entrüstet war er über diese Botschaft, welche des Erzbischofs Feinde ganz wahrscheinlich zu machen wußten. In aller Hast suchte er seine Angelegenheiten zu ordnen, sandte seinen Heerbann nach Ungarn und eilte, an den Rhein zu kommen. Glänzend ward er in Mainz von dem dortigen Erzbischofe empfangen, welcher auch dem noch immer einflußreichen Anno nicht hold sein mochte, und feierte hier das Pfingstfest. Schon schickte er sich in seinem Zorne zum Zuge gegen Köln an, als Anno ihm Boten entsandte, um sich von dem Verdachte zu reinigen, um dem Könige zu beweisen, daß die Anklage nur eine Verläumdung der Kölner, welche in Folge des Aufruhrs die Stadt verlassen hatten. Heinrich kam bis nach Andernach und fand hier den Erzbischof, dem es nach strenger Untersuchung auch gelang durch einen Eid den Verdacht, welchen der zürnende König noch immer gegen ihn hegte, von sich zu wälzen; so daß der König feierlichst erklärte, dem Erzbischofe, seiner alten Freundschaft und geistlichen Würde wegen, Alles vergeben zu wollen.

In Begleitung Anno's kam König Heinrich nach Köln, mit der festen Erwartung in der Anklage Derer, welche der Erzbischof so hart bestraft hatte, Gelegenheit zu finden, durch einen neuen Aufstand denselben

wieder aus Köln zu vertreiben, oder als Majestätsverbrecher zu bestrafen, weil er die Unschuld unterdrückt und des Königs Unterthanen ohne Urtheil und Recht vertrieben habe. Der König hielt am Tage nach seiner Ankunft feierlich Gericht; aber der Erzbischof wußte jeden Anklagepunkt in seiner Richtigkeit darzustellen und seine Unschuld, wie die Gerechtigkeit seines Urtheils zu beweisen.

Als Heinrich sah, daß er seinen inneren Haß auf diese Weise nicht befriedigen konnte, trat er herrisch gegen den Erzbischof auf und befahl ihm, als König, die vertriebenen Bürger wieder in die Stadt aufzunehmen, den auf ihnen lastenden Bannfluch zu heben, und dann sechs seiner Ritter als Geißel zu stellen, als Bürgschaft seiner Treue. Anno war nicht der Mann, der sich durch Heinrich's Drohungen schrecken ließ; mit der größten Standhaftigkeit wies er alle Forderungen des Königs ab, weil noch keiner seiner Vorgänger Geißel verlangt, und er auch die einmal mit dem Bannfluche Belasteten nicht von demselben entbinden könne, ehe sie sich durch strenge Buße mit der Kirche versöhnt hätten.

Das hatte der König nicht erwartet. Er sprach die Drohung aus, alle Besitzungen des Erzbischofs mit Feuer und Schwert zu verwüsten und Nichts zu schonen. Anno gab aber nicht nach, fest und standhaft entgegnete er Heinrich's Drohungen: Wenn der König sich mit den Kölnern verschworen zu seinem Untergange, so würde er eher das Leben hingeben, als sich in seinem Rechte kränken zu lassen.

Beide Parteien standen in banger Erwartung, denn alle kannten des Erzbischofs unwandelbare Festigkeit, seine unerbittliche Strenge, wie auch des Königs hochfahrendes, rasches Wesen. Das Schlimmste war also zu befahren. Heinrich's Råthen gelang es aber, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, da voraussehen war, daß Anno nicht nachgeben würde. Der König erklärte darauf, daß er den Erzbischof als

den ersten seiner Ráthe halten wolle, wenn er nur immer treu der Sache des Reichs bleiben würde. Die Versöhnung fand Statt, und Heinrich zog nach Aachen, um von hier aus seine Maßregeln gegen die Ungarn zu treffen, und das Reich vor ihren Einfällen zu schützen.

Köln seufzte aber noch immer unter dem Bannfluche, und eisern ließ Anno, wenn auch siech, die Bürger seine Macht fühlen. Ein halbes Jahr vor seinem Tode, brachte ein Traumgesicht den Erzbischof zu mildern Gesinnungen. Er glaubte im Traume in eine prachtvoll geschmückte Halle zu treten, in welcher die längst verschiedenen Erzbischöfe Heribert von Köln, Bardo von Mainz, die Erzbischöfe Boppo und Eberhard von Trier, der Bischof Arnulphus von Worms und viele andre Bischöfe in ihren Sesseln wie zum Gerichte saßen. Alle waren in festlichstem Ornate, und schneeweiß glänzten ihre Gewänder. Er selbst glaubte sich auch weiß gekleidet; doch bemerkte er auf seiner Brust einen großen Flecken, dessen Schmutz sein ganzes Gewand verunstaltete. Beschämt suchte er den Schmutz mit der Hand zu bedecken.

Einer der Sessel, schön geziert, war leer; als Anno sich auf denselben niederlassen wollte, erhob sich Bischof Arnulph von Worms und sprach zu ihm: „Diese ehrwürdigen Bischöfe wollen nicht, daß du sitzt in ihrer Mitte, so lange dein Kleid noch befleckt ist.“ Tief betrübt und weinend wollte Anno sich wegbegeben, da tröstete ihn der Bischof: „Ei guten Muthes, Bruder, sobald du den Flecken ausgelöscht hast, wirst du nach wenigen Tagen eingehen in die Gesellschaft dieser heiligen Männer und dieser kostbare Stuhl dein Sitz werden.“

Einem seiner Getreuen vertraute der Erzbischof seinen Traum, und dieser deutete ihm denselben, daß die Flecken an seinem Kleide den Groll bedeute, welchen er im Herzen gegen die Kölner trage, wegen

der im vorigen Jahre von ihnen erlittenen Schmach. — Anno nahm sich die Warnung zu Herzen, und ließ von Stund an Voten aussenden, um die vertriebenen Kölner einzuladen, wieder in die Stadt zu kommen. Er gab ihnen ihre Habe zurück, söhnte sich mit seinen ärgsten Feinden aus, und befreite sie von dem auf ihnen lastenden Bannfluche, nachdem er ihnen am heiligen Ostertage selbst die Kommunion gespendet hatte. Köln genoß jetzt wieder des Friedens Glück, so rasch emporblühend, wie sein Wohlstand durch die Empörung gesunken war.

Köln und das Reich beweinten aber bald Anno's Tod; am 4. Dezember 1075 starb er und wurde in der Mitte der Kirche der von ihm erbauten Reichsabtei Siegburg *) begraben, wie er es ge-

*) Auf der Höhe, die jetzt die Abtei Siegburg schmückt, stand eine Reichspfalz, welche die Pfalzgrafen bei Rhein sammt dem Städtchen, das unter ihrem Schutze lag, vom Reiche zu Lehen trugen. Pfalzgraf Heinrich, der Töle beschädigte von dieser Feste aus Land und Leute des Erzstiftes Köln, so daß ihn Bann und Reichsacht trafen, und Erzbischof Anno gegen ihn zu Felde zog. Er wurde besiegt, mußte seine Feste Siegburg an Anno abtreten und Buße thun im Kloster zu Görz. Später fiel er noch einmal in das Erzstift ein, drang über Andernach bis nach Köln vor, fand aber in Erzbischof Anno einen Gegner, dem er nicht gewachsen war. Er mußte fliehen, hielt sich noch einige Zeit auf seiner Feste Rochheim an der Mosel, verfiel aber in Wahnsinn, erschlug in einem Anfälle von Wuth seine junge Gemahlin Mathilde und starb wahnsinnig in der Abtei Echternach. Anno, der jetzt das erledigte Reichslehen Siegburg inne hatte, schuf die Feste in eine Benediktiner-Abtei um, damit Niemand von derselben dem Erzstifte Schaden zufügen konnte. Am 22. Sept. 1066 weihte er die zu Ehren Gottes und des h. Michael erbaute Kirche feierlichst ein und übergab das Kloster zwölf Benediktinern, welche er aus dem Kloster Frutuarua in Piemont berufen hatte. Die Zahl der Mönche stieg aber bis 200, und Erzbischof Heinrich von Birneburg setzte noch 1317 die Zahl von 120 auf 90

wünscht, denn früher hatte er sich die Kirche Maria zu den Staffeln zu seiner Grabstätte erwählt, nach dem Aufstande der Kölner aber seinen Entschluß geändert. Viele Wunder geschahen an seinem Grabe, — so daß er im Jahre 1188 heilig gesprochen wurde.

Wie ihn auch die Nachwelt beurtheilen mag, er wollte das Beste des Reichs und steht einzig in der Geschichte neben seinem Freunde Gregor VII. Streng tugendhaft, fromm und mäßig, ein Freund der Armen, Beschützer der Unterdrückten, Feind des Lasters und des Bösen, hat er das Beste in geistlichen wie in weltlichen Dingen stets gewollt, waren auch seine Mittel nicht immer richtig gewählt. Bei ihm durfte man sagen: ein mächtiger Geist wohnte in einem schönen Körper, denn er hatte eine stattliche erhabene Gestalt, ein ernstes, männlich schönes Antlitz, und herrlich schmückte ihn die Gabe der Rede.

herab. Reich war das Kloster, dessen Geldeinkünfte vor seiner Aufhebung 50,000 Reichsthaler betrugen und das noch sieben Probsteien unter sich hatte. Seit der Gründung der Abtei bis zu ihrer Aufhebung regierten hier 46 Aebte; der erste war Erpho der Heilige, der letzte Johann Spenart von Woerden, der sich von Gottes Gnaden Abt der freiabligen Reichsabtei Siegburg, Herrn daselbst und zu Hüls, Stralen, Guenheim und Weißkirchen nannte. — Jetzt ist die Abtei zum Heil der leidenden Menschheit in eine eben so zweckmäßig, als großartig eingerichtete Irrenheilanstalt umgeschaffen.

Die Kölner vor Thurant.

Den Moselwein nur eingeschenkt
 Und laßt die Gläser klingen,
 Die Kehlen hurtig rein geschwenkt,
 Um würdig zu besingen
 Die Thaten, die am Moselstrand
 Geübt die Kölner vor Thurant.

Laß doch umsonst von Trier das Heer
 Manch Jahr vor diesem Neste;
 Denn gar zu stark war seine Wehr,
 Und felsenfest die Beste;
 Das Pulver Keiner noch erfand,
 Die Pfälzer blieben in Thurant.

Herr Arnold, Erzbischof von Trier,
 Der sandte da nach Köllen:
 „Herr Bruder Conrad wollest mir
 Von deinen Leuten stellen,
 Die sind als kühn und klug bekannt,
 Und nehmen sicher mir Thurant.“

Die Kölner Herr'n das nicht verdreußt;
 Man macht sich auf die Beine
 Zum Lande, wo der Honig fließt,
 Zum Land der Moselweine.
 Mit Sang und Klang zog muthentbrannt
 Das Heer der Kölner vor Thurant.

Die Pfälzer aber höhnten sie:
 „Heda, ihr Herr'n von Köllen,
 Wollt ihr an unsern Mauern hie
 Die Schädel Euch zerschellen?“

Wißt, unser Burggraf, Zorn genannt,
Ist unbezwingbar, wie Thurant.

Auch ist es uns fürwahr ganz Wurst
Ob ihr die Burg umringet,
Daß klarste Wasser für den Durst
Im eignen Brunnen rinnet;
Für viele Jahre Proviant
Liegt auf den Speichern von Thurant."

„Ha! der ist wahrlich angeführt,“
Erwiedert man mit Lachen,
„Der sich den Zorn zum Führer führt,
Den alten Höllendrachen.
Gar leicht den Zorn wohl übermannt
Ein froher Muth und nimmt Thurant.

Und denkt nur nicht, daß wir das Hirn
An Eurer Burg verspißen!
Glaubt wohl, es hätten vor der Stirn
Die Kölner Bretter sitzen?
Ein andrer Plan ist uns bekannt,
Und sicher fällt die Burg Thurant."

Als nun die Nacht hernieder sank,
Da tönt's wie Schwerter klingen,
Da hörte kühnen Männersang
Zur Burg herauf man bringen.
„Heda!“ rief Zorn, „seid bei der Hand,
Die Kölner stürmen Burg Thurant."

Die Kölner saßen froh beim Glas
Und klangen mit dem Becher,
Kein Schlachtenlied das Singen was,
Ein Trinklied froher Zecher.
Verduzt das Heer der Pfälzer stand
Wohl auf den Binnen von Thurant.

Die Kölner schüttelten den Bauch
 Daß ob der Pfälzer Schrecken,
 Begannen dann nach Kölner Brauch
 Sie weidlich abzunecken:
 „„Seht, wie der Fisch auf dürrem Sand,
 So schnappt nach Wein man in Thurant.““

Erst als der Tag gekommen war,
 Die Kölner endlich stürmten —
 Die Keller — die seit manchem Jahr
 Manch Fuderfaß beschirmten,
 Und alle Fuder, die man fand,
 Die rollte man vor Burg Thurant.

So trieben's fürder Nacht für Nacht
 Und Tag für Tag die Frohen,
 Den Pfälzern ward manch Noth gebracht,
 Anstatt sie zu bedrohen.
 „„Zum Wohlsein! Herr'n vom Pfälzerland,
 Gedeih das Wasser von Thurant!““

Drob wollte denen von der Pfalz
 Kein Wasser mehr behagen;
 Es schmeckt, wie Heringebrüh, nach Salz,
 So fing man an zu klagen.
 Was half's? Wie eingepöckelt stand
 Man in der Heringstonn Thurant.

Der Burggraf Born, der edle Herr,
 Trank selber gern ein Gläschen.
 Ein Fuder besten Moseler,
 Ein wahres Mutterfäschen,
 Hat eingelegt der Commandant
 Drum in den Keller von Thurant.

Er gab's mit schwerem Herzen hin,
 Die Unlust nur zu stillen;

Doch bald da war kein Tropfen drin,
 Und nichts mehr gab's zu füllen.
 Des Weines heißen Durst empfand
 Nun selbst der Burggraf von Thurant.

Ein ganzes Jahr so lagen vor
 Der Burg die Kölner Becher,
 Und oft erscholl es laut im Chor
 Beim Klang der vollen Becher:
 „„Heraus! heraus! Herr Commandant
 Und übergebt die Burg Thurant.

Und so Ihr Euch nicht bald ergebt,
 Von Fässern aufgethürmet
 Bald höher sich 'ne Burg erhebt,
 Daraus man Euch bestürmet.
 Nach unsrer Taktik wird berannt
 Mit Becher Taktak Burg Thurant.“

Die Drohung schien fürwahr nicht schaal;
 Denn, was sie sehr bestärkte,
 War, daß man Fässer sonder Zahl
 Rings um die Burg bemerkte.
 Denn drei Mal tausend Fuder fand
 Geleert man später vor Thurant.

Auch thaten die dreitausend Faß
 Nur gar zu klar verkünden,
 Wenn man nicht bald die Burg verlaß,
 So würde später finden
 Nicht einen Tropfen Wein im Land
 Das durst'ge Heer der Burg Thurant,

Darob der Zorn zum Kreuze froh
 Und ließ den Kölnern deuten:
 Emich von Leining möcht' man doch
 Nach Trier hin lassen reiten;

Der Zorn, der hab' ihn abgesandt,
Zu unterhandeln w'en Thurant.

Herr Emich that bei diesem Pakt
Den Diplomat bewähren,
Dagegen ward, so sagt der Alt,
Willfabrt der Pfalz Begehren,
Daß abzieh'n aus dem Moselland
Zur Stund die Kölner vor Thurant.

Verstrichen sind sechshundert Jahr,
Seit das sich zugetragen;
So fest und stark die Burg auch war,
Man sieht nur Trümmer ragen
Zur Stelle, an der einstens stand
Die feste, stolze Burg Thurant.

Verstrichen sind sechshundert Jahr,
Die Kölner sind die Alten,
Und haben treulich immerdar
Am Moselwein gehalten.
Beim Weine werden leicht erkannt,
Die Sprossen derer vor Thurant.

Den Moselwein drum eingeschenkt
Und laßt die Becher klingen;
Die Kehlen hurtig rein geschwenkt
Um würdig zu besingen
Der Väter That am Moselstrand,
Das Lied: Die Kölner vor Thurant.*)

*) Die alte Beste Thurant, (Duerant, Turon, Thurraudt, Thurrun, Thuronia) auf dem rechten Ufer der Mosel, hoch über dem Flecken Alten, eine der stattlichsten im ganzen Moselthale, zeigt in ihren Trümmern, noch überragt von zwei mächtigen Wartthürmen, wie fest und groß sie einst war. Der

Pfalzgraf bei Rhein, Heinrich, Bruder Otto IV., soll, nachdem er 1195 durch seine Vermählung mit Agnes, Erbtochter des Pfalzgrafen Conrad, die Pfalzgrafenwürde erlangt hatte, die Burg im Jahr 1197 erbaut haben, und schon im Anfange des 13. Jahrh. trieben die auf derselben hausenden Burggrafen Weggelagerei, Land und Flußstraßen schädigend, so daß der Erzbischof von Köln, Engelbert von Altena, Graf von Berg (1216—1225), der dem Unwesen des Faustrechts so kräftig entgegenwirkte, die Beste belagerte und einnahm. Trier, Köln und die Pfalz machten sich jetzt den Besitz derselben unter einander streitig; die Pfalz behauptete sich als Herr der Burg und hielt hier ihre Burggrafen, unter denen sich ein Ritter Borno (Born oder Zurn) in den vierziger Jahren des 13. Jahrh. als Raubritter besonders hervorthat. Wie die Sage will, hielt er die Mosel mit einer Kette gesperrt, und spottete auf seinem Felseneste aller Verfolgungen, wenn er mit seinen Schaaren raubend, sengend und brennend in den trierischen und kölnischen Stiftslanden gehau't hatte, und Ritter und Kaufleute, Priester und Frauen, die er auf den Landstraßen aufhob, in den Verliesen seiner Burg schmachten ließ, bis sie durch schweres Lösegeld befreit wurden. Da Nichts des Raubritters Treiben hemmen konnte, entschloß sich der Erzbischof von Trier, Arnold, Graf von Isenburg (1242—1259), die Beste zu belagern. Dies geschah; aber unbezwingbar war die Burg. Arnold wandte sich an seinen Freund und Bundesgenos, den Erzbischof von Köln, Conrad von Hochstaden, welcher auch sogleich die Belagerung der Beste unternahm. Die Kölner lagen fast zwei Jahre vor derselben, und erst durch Hunger konnten sie die Besatzung 1247 zur Uebergabe zwingen. Ritter Borno soll nach Einigen in der Beste umgekommen sein, nach Andern fand er, als er sich nicht mehr halten konnte, Rettung durch einen unterirdischen Gang. Erzbischof Arnold besetzte die Burg, schloß hier ein Schutz- und Trugbündniß zwischen Pfalz, Trier und Köln, wie er auch mit seinen Freunden zum gegenseitigen Schutze durch Konrad Walpoten 1247 in Mainz gegründeten Bunde der rheinischen Städte von Basel bis Köln beigetreten war. Zur Erinnerung an die Einnahme der Beste erbaute er auf dem ihr gegenüber liegenden Berge zu Ehren der heiligen Maria eine Kapelle, die jetzt auch schon verfallen ist. Der Berg selbst wurde Bleidenberg genannt, weil man von ihm aus die Beste mit Bliden, oder Wurfmaschinen, beschossen hatte. Bei dieser Bela-

gerung war es, wo die Kölner 3000, nach Andern 300 Fuder Wein tranken. — Die Beste Thurant blieb dem Erzstifte Trier, dessen mächtigste Edlen auf derselben als Burgherren belehnt waren. Das Amt Duerant, oder Alken, wie es die Urkunden nennen, kam 1542 als kölnisches Mannslehen an Augustin von Braunschweig, und also auch die damals beinah ganz zerstörte Beste.

Albertus Magnus.

Im schönen Schwabenlande liegt in einer weiten, fruchtbaren Ebene, von den hüpfenden Wellen des Donaustromes bespült, das alte, freundliche Städtlein Lauingen. Das edle Geschlecht derer von Volkstadt war seit den ältesten Zeiten eine Zierde seiner Gemeinde, und aus ihm wurde ihm Jahre 1193 *) Albertus geboren. Seine Geburt bestimmte ihn, ein ritterlicher Kämpfe unter den Edlen des Landes zu werden, da gerade das mächtige Haus der schwäbischen Könige den deutschen Thron schmückte, und ihre Kämpfe in Deutschland und Italien, die Züge nach dem heiligen Lande der Thatenlust des jungen Adels ein weites Feld öffneten; Albert war aber von schwächlicher Gesundheit, und daher widmeten ihn seine Eltern schon frühe den Wissenschaften und also auch dem geistlichen Stande. Mit allem Fleiß lag der zum Jüngling heranreifende Knabe den Studien ob, konnte es jedoch nur mit der größten Mühe dahin bringen, daß er befähigt war, die Hochschule in Padua zu beziehen.

Außerst rege war seine Wißbegierde, und reiche Nahrung ward ihr in Padua, damals ein weltbe-

*) Nach einigen Chronisten ward Albert 1205 geboren.

rühmter Sitz der Wissenschaften, da hier die ausgezeichnetesten Männer aller Lande lehrten. Albert's Anstrengungen waren aber alle fruchtlos, umsonst suchte er seinen Lehrern mit Nutzen zu folgen; das Heiligthum der Wissenschaften blieb dem lernbegierigen Jünglinge verschlossen, es fehlte ihm an allen Anlagen, sein Stumpfsinn spottete seinem unsäglichem Fleiße. Als er nun eines Abends in seinem Kämmerlein saß, das man noch heutigen Tags den Fremden in Padua zeigt, verzweifelt mit seinem Geschicke hadert, da alle seine Bemühungen ohne Erfolg, und inbrünstig zum Himmel flehend, daß ihn der Herr erleuchten möge, ob er den Studien ferner obliegen oder ganz von ihnen ablassen solle, ward das Gemach plötzlich von einem milden Lichtglanze erfüllt, und Albertus sah die heilige Jungfrau Maria in Geleit von drei himmelschönen Frauen vor sich stehen. Die Himmelskönigin sprach ihm mit huldreichen Worten Trost zu, und fragte ihn, ob er es vorziehe, sich auszuzeichnen vor aller Welt als Gottesgelehrter oder als Weltweiser? Albertus gab der Weltweisheit den Vorzug. Die heilige Jungfrau versprach ihm, seinem Wunsche zu willfahren; doch sollte er fünf Jahre vor seinem Tode wieder alle Philosophie vergessen und in der Rechtgläubigkeit seiner Jugend zu einem bessern Leben eingehen, weil er der Weltweisheit den Vorzug vor der Gottesgelahrtheit gegeben habe *).

Von dieser Stunde an wurden seine Studien mit den außerordentlichsten Fortschritten belohnt, und bald umfaßte sein Geist das ganze menschliche Wissen seines Zeitalters. Seine Wißbegierde kannte keine Grenzen, seine unermüdlische Emsigkeit forschte und

*) Hierauf deutet das alte Sprichwort: Albertus repente ex asino factus philosophus, et ex philosopho asinus. — Albertus ist plötzlich aus einem Esel zum Philosophen und aus einem Philosophen zum Esel geworden.

Schösscher ²²⁾ kummen auch erenn, (Pause)
 Päärcher ²³⁾ met Kurrenten ²⁴⁾ drenn,
 Wat meer allemolen müggen,
 Klümpcheszucker wihss un hell;
 Kann meer decke Raum ²⁵⁾ nit kriggen:
 Milch met Botzefell ²⁶⁾.

Wor dobei dann noch apaht
 Auch der Klahf ²⁷⁾ noh unser Aaht, (Pause)
 Un dat Scheerche flihsselich, (Pause)
 (Met Verläuf ²⁸⁾, verstoht ehr mich?)
 Dann weht morgen Nümmes ²⁹⁾ klagen;
 Wat han meer uns do vermaht!
 Kosbar! dat weht mallig ³⁰⁾ sagen,
 Alles schmaht ³¹⁾ we Taht ³²⁾.

Das Stell dich ein.

Dat Grietche goov ¹⁾ dem Jann ene Wink:
 Komm, mi Levge ²⁾, komm!
 Komm des Ovends beim Mondesching,
 Dann loossen ich dich zur Döhr erenn.
 Komm, mi Levge, komm!

22) Ein kleines Weißbrod, in vier gleiche Theile, Beste
 getheilt. 23) Ebenfalls ein Weißbröddchen in ovaler Form
 in zwei gleiche Theile getheilt. 24) Korinthen. 25) Sahne,
 Rahm, holl. room. 26) Hosenleder. 27) Gespräch —
 klahfen, plaudern. 28) Erlaubniß — holl. Verlof. 29)
 Niemand — ümmes oder immes Jemand, nimmes oder
 nümnes Niemand. 30) Jeder — männiglich. 31) Schmecke.
 32) Torte.

1) Gab. 2) Liebchen.

We kummen ich dann zor Pooz ³⁾ erenn?

Saag, Levge, saag!

Nemm dä Ring un schött ⁴⁾ de Klink.

Dann meint mi Moder dat dächt der Wind.

Komm, mi Levge, komm!

We kummen ich dann zor Döhr erenn?

Saag, Levge, saag!

Taass ⁵⁾ em besche linker Hand,

Do häng dä Schlüssel an der Wand.

Komm, mi Levge, komm!

We kummen ich dann wahl lans ⁶⁾ dä Hung?

Saag, Levge, saag!

Gev no dem Hung jett ⁷⁾ goode Wod,

Dann läht ⁸⁾ hä sich an singen Ood.

Komm, mi Levge, komm!

We kummen ich dann wahl lans et Föhr?

Saag, Levge, saag!

Geess doh em besche Wasser enn,

Dann meint mi Moder, et rähnden ⁹⁾ drenn.

Komm, mi Levge, komm!

We kummen ich dann de Trapp erop?

Saag, Levge, saag!

Nem Hoossen ¹⁰⁾ un Schoon en ding Hang,

Dann häss doh einen höhsche ¹¹⁾ Gang.

Komm, mi Levge, komm!

Wo loossen ich dann minge Sondagsrock?

Saag, Levge, saag!

3) Thor, holl. poort. — Das r vor einem oder zwei Consonanten am Schlusse schwindet in der kölnischen Mundart durchgehends. 4) Schüttle. 5) Taste 6) Vorbei, holländ. langs. 7) Etwas, ein wenig. 8) Legt. 9) Regnete — Regnen: rähnen, segnen: sähnen. 10) Strümpfe, engl. hose, holl. hoozen. 11) Feise.

An der Wand do es ene Knopp,
 Dran hängs doh dinge Sondagsrock.
 Komm, mi Levge, komm!

We kummen ich dann wahl op dat Bett?
 Saag, Levge, saag!
 An dem Bett do steit en Bank,
 Sühs doh de nit, doh fuule Strank ¹²⁾.
 Komm, me Levge, komm!

We kummen ich dann wahl unger de Deck?
 Saag, Levge, saag!
 De Deck, de ess keine Müllestein —
 Gang doh Lömmel, lohs mich allein.
 Gang, doh Lömmel, gang!

De ahl un de neu Zick.

Höt eer Minsche, we genannt,
 Schlächte Zick es üch bekannt,
 Eer doht nicks als kümen ¹⁾, klagen;
 Och, wat muss mer Krüzcher dragen!
 En der Welt, en der Welt,
 Oem dat düfelische Geld!

Draht öhr Krüzcher met Gedold,
 Denkt eer sid et selver schold;

12) Strang, Strick → beide im köln. als Schimpfwörter gebraucht.

1) Klagen, seufzen, mittelhdeutsch kûmen, daher kûme, tranf, kûmec.

Welt auch staatz ²⁾ sin we Kardettcher ³⁾,
 Junge Hährcher, we de Mädcher,
A la mode, à la mode,
 Bessert üch, ed es üch good!

Wann ich denke an de Zick,
 Als der Mann om Essel rick,
 Un de Frau droog Argeschanten ⁴⁾,
 Wann sei ginck bei eer Verwandten,
 Woehr en Zick, woehr en Zick,
 Als der Mann om Essel rick.

Reifröck droog söns de Mafrau,
 Grosse Fabela ⁵⁾ an der Mau ⁶⁾,
 Decke Poschen ⁷⁾ op der Sicken,
 Jo mer kunnt rundöm drop riken,
 Woehr en Zick, woehr en Zick,
 Als der Mann op Poschen rick!

Et es beinächs jetzt hundert Johr,
 We de schöne Mode woehr,
 Dat meer droog de Knodde- ⁸⁾ Pürken,
 Der Hals ganz frei, als we de Türken,
 Wer jetzt köhm met där Draag,
 Wöt vun mallig ⁹⁾ uusgelaach!

Der Mann, dä droog ene spetzen Hoot,
 Der Rock stund zunder ¹⁰⁾ Kraag ald goot,
 Uevverhemder met Manschetten
 Stunden stief, we de Kadetten.
 Woehr en Zick, woehr en Zick,
 Als der Mann om Essel rick!

2) Kostbar angezogen — stattlich, de Staat, der Puz, holl. staat, — staatsi. 3) Ein flinker Bursche — cadet. 4) Große Ärmelaufschläge. 5) Kleiderbesatz, franz. salbala. 6) Kermel, holl. mouw. 7) Seitenausstopfung, Taschen, franz. poches. 8) Knoten. 9) Feder — mitthdeutsch manneelich.

Vun de Mädcher auch ens geredt:
 Se wohren we de Pöppcher nett,
 Spetze Schöncher met selver Schnallen
 Mohten jedem Jung gefallen.
 Woher en Welt, woher en Welt,
 Adige Mädcher, un hatten Geld !

Sin de Mädcher nit gekleidt,
 Et es nit lang un auch nit breit;
 Oem dä Kopp en Pürk vun Locken,
 Sint ¹¹⁾ grad nus we spansche Docken.
 Et es curiös, et es curiös,
 Geck gekleidt bes op de Fös !

Auch ens gesprochen vun disser Welt,
 We verschleudert weet dat Geld,
 Suwarow-Stiefeln met Pollefigen ¹²⁾,
 Et künnten zwanzig Bein drenn ligen.
 Wat en Geschich, wat en Geschich,
 Su en Stifeln sin nicks für mich !

Rückelcher bes an de Kneen,
 De Botz de muss gespannen stehn,
 Backenbäat bes unge de Kennen,
 De Hooren stohn we gecke Sennen.
 Da's ¹³⁾ curiös, da's curiös,
 Geck gekleidt bes op de Fös !

Et weet auch mäncher Hähr genannt,
 Es der ganzen Welt verwandt ¹⁴⁾;
 He scheck der Schlächter, do der Schneider,
 He de Schuster, do der Bereiter:
 Schekt mer Geld, schekt mer Geld,
 Söns verzell ¹⁵⁾ ich et der ganzen Welt !

10) Sonder, ohne, holl. zonder. 11) Sehen, gewöhl. Form:
 sin. 12) Hohe Absätze. 13) Das ist. 14) Sprichwörtl. Aus-
 druck — Einem schuldig sein. 15) Erzählen, holl. vertellen.

Mänche kümmb auch vum Kunsät,
 Rippet ¹⁶⁾ un Magen es usgelärt;
 Uus Kumede, un vun Bällen,
 Können kaum zwei Dahler zällen.
 Wat en 'Tön? wat en Tön?
 Nacken Hähr, dat steit nit schön!

Kampf der Getränke.

Freude hat uns wieder heut'
 Hier zum Fest' verbunden,
 Wo oft schöne Stunden
 Uns beim Glas' entschwunden,
 Weil der Rebe Süßigkeit
 Unsre Herzen hoch erfreut:
 Ohne Wein der Freude Sitz
 Ist ein Feuer ohne Hitz,
 Und ein Degen ohne Spitz.

Lieben Freinde! I Herr Jeh!
 Diese Wort sind leere;
 Globet mich, uf Ehre,
 Keene Freund nich wäre
 Ohne eenen scheenen Thee,
 Wie man trinket an die Spree,
 Darum seid mann ja keen Kind!
 Lasset dass mann jude sind:
 Thee und Semmel her geschwind!

16) Seitentasche, — die man auf den Rippen trägt.

Höht ens dä verschahlde ¹⁾ Kall ²⁾,
 Muss mer do nit laache,
 Met esu en Saache
 He sich zo vermaache ³⁾.
 Thee es god wahl för dä Fall,
 Wo mer düchtig schweisse sall;
 Doch wer he em Kumite ⁴⁾
 Ekkersch sprich vum schläbbersch ⁵⁾ Thee,
 Kritt de dausend Tackerjü.

Wenn Ihr keenen Thee nich schätzt,
 Macht drum keen Gesichte;
 Doch, ich nie verzichte
 Oof meen Leibgerichte;
 Denn das Bier mir sehr ergetzt,
 Mich was in die Ribben setzt,
 Briderchen, drum sag ich dir:
 Noch am scheensten schmecket mir
 Eene Krucke Doppelbier.

Beer un Beer un widder Beer
 Es öhr einzig Levve,
 Doch ehr taasst derneve ⁶⁾
 Welt ehr et erhevve.
 Aechte Knu ⁷⁾ hät doch kei För,
 Dröm es, vun dem Törelör
 Nor zo spreche, mer zo fuch ⁸⁾:
 Mäht et Beer doch Wassersuch,
 Fleuteshein ⁹⁾ un Schwabbelsbuch ¹⁰⁾.

1) Gade. Verschahlen wird gewöhnlich von Flüssigkeiten gebraucht. Von dem hochd. schal werden. 2) Geschwätz, hochd. Kallen, engl. to call. 3) Unterhalten, etwas zu gut thun, sich wohl sein lassen. 4) Commite, Benennung der Versammlung der Carnevals-Freunde. 5) Dünn, kraftlos — von schlabbern, vergießen; engl. to slabber, hochd. slabben. 6) Da neben. 7) Namen eines Biers, das sonst in Köln gebraut wurde. 8) Einfältig. 9) Weine, dünn wie Klößen. 10) Ein Bauch, der so dick, daß er sich hin und her bewegt — schwabbelt.

Nun, so schlag ich noch eins vor:
 Trinken wir Likere;
 Dieses macht uff Ehre
 Im Gesicht Kulere.
 Unter der Likere Korps
 Is der Kimmel Matador;
 Darum Freindchen globe mich,
 Nie meen Herze freiet sich,
 Hab' ich keenen Kimmel nich!

Fängst doh gar mem Fussel ¹¹⁾ an,
 Dann, verknurvelt ¹²⁾ Ventche ¹³⁾,
 Halt din Traktamentche
 Op dem Helle Käntche ¹⁴⁾.
 Met dem schlächte blohe Gaan ¹⁵⁾
 Kritt mich he doch nimmes ¹⁶⁾ dran,
 Dä Geroch mäht mich ald flau.
 Kümmel, nemt dat Ding genau,
 Es un bliv jo doch Schabau ¹⁷⁾.

Nun ihr Gecken gross und klein
 Seid Ihr wohl zufrieden,
 Dass der Streit entschieden
 Und bei uns hienieden
 Jeder schwöre auf den Wein;
 Darum schenke Jeder ein,
 Wer noch einen Tropfen hat,
 Und den Schönen unsrer Stadt
 Bring' er ein Proficiat!

11) Fusel. 12) Branntweintrinkend, denn Knurvel wird in der Bedeutung von Schnaps genommen. 13) Kant. 14) Ecke der Höhle, Namen einer Straße, wo früher eine Schnapskneipe. 15) Blau Garn, kölnische Benennung des Branntweins. 16) Niemand — Immes, Jemand. 17) Branntwein. Vielleicht aus Chape, Helm des Branntweinfassels, und eau. Chape-eau (?).

A la mode!

Räch deftig ¹⁾, dat wo hr kölsche Aat
 En Allem, wat mer dächt,
 Kein Flause ²⁾ wohten do gemaat,
 Doch wo hr mer fruh, alläht,
 Un streckde sich noh singer Deck,
 Ov kohz sei oder lang,
 Maht sich em Düstre keine Geck ³⁾,
 Hatt Matteische Klamang ⁴⁾!

Jitz hätt dat Ding sich ärg gedriht,
 Mer mäht zwohr vill Buhei,
 Doch fing mer, wo mer hin geriht,
 Gein Woll un vill Geschrei.
 Dä Zores ⁵⁾ ess, ehr wessd, noh Sching,
 Dä zicklich lang nit doht,
 Doch sei bewihsen üch ganz fing:
 Es wäre *à la mode*!

Wer sönz ald adig ging zo Fohss,
 Dä rick jitz, oder fehd,
 Dam mer uhs sich jett maache mohss,
 Well mer sin he hufehd ⁶⁾;
 Vun Krimer, Schnider, Bäcker ess
 Mer däglich zwohr gestohd,
 Doch borgen, un nit blechen ⁷⁾ ess
 Gewiss auch *à la mode*!

1) Tüchtig, trefflich, ausgezeichnet; holl. deftig — deftigkeit. 2) Flause — Bind, Gaukelei; mittelhdeutsch vlözen. 3) Sprichw. Ausdruck. Sich dumm stellen. 4) Matteis Klamang Geld. 5) Aeussere Schein. 6) Hoffiren. 7) Bezahlen.

De Mädchen welle jett apahz ⁸⁾,
 Sin fing, we Poppendreck,
 Puhhohnder ⁹⁾ glich geputz un staatz,
 Vun buhssem ¹⁰⁾, we geleck,
 Doch ungersöche mer nit kann,
 Dat deit üch gar kei joht,
 Jett en de Milch zo brocken ¹¹⁾ hann
 Ist auch nicht *à la mode*!

Mer geit noh Bäll un *Thé dansant*,
 Gitt mänche lecker Fress ¹²⁾,
 Doch wo mer her kritt dat *l'argent*,
 Dat höld mer bei der Bess ¹³⁾;
 Mänch Lingewands- un mänch Selterschaaf
 Han ich do of bedoht ¹⁴⁾ —
 Sönz nannt mer esu jett avgeraaf ¹⁵⁾ —
 Jetzt heisst es: *à la mode*!

He mahnd der Knäch, do mahnd de Mähd,
 Malmbrevcher rühnt et üch,
 Endess der Hähr dat Geldchen dräht
 Nohm Spilldesch, wo et flüg. —
 Och! üvver dat Kapitel han
 Ich noch esu vill geholt,
 We Wind verdirv su Frau als Mann;
 Doch geht es *à la mode*!

Dröm halt no fass an kölscher Aat,
 Räch deftig nie mankeed ¹⁶⁾,
 Hät Köln noch immer Ehr gebraat,
 Wann Deftigkeit floreed ¹⁷⁾.

8) Auszeichnetes, Besonders. 9) Pfauhühner. 10) Von Aussen.
 11) Sprichwörtl. Ausdruck — Geld haben. 12) Festmahl. 13)
 Leihhaus — Bess, eigentl. Großmutter. Alte Frauen gaben
 sonst Geld auf Pfänder 14) Bedauern. 15) Unartig — un-
 schicklich, unhöflich, grob. 16) Fehlen — manquer. 17)
 Blühen, franz. fleurir.

Dröm deftig blivd, we et och kütt,
 An nix üch noh gestoht,
 Noh ahler Wies. ehr Kölsche sitt
 Aeck kölsch, nit *à la mode*!

Die Zecherin.

„Kumm her Gevatters-Drückchen
 Un hör doch ens ei Wohd,
 Mer ¹⁾ wellen ei Pinkche ²⁾ drinken,
 Uns setzen an enen Ohd.
 Mer wellen ei Pinkchen drinken,
 Un kore ³⁾. we et schmaach ⁴⁾,
 Un es et darn vum Besten,
 Dann drinke mer e Pink of aach.“

Se han esu lang gedrunken,
 Dä leve, langen Dag,
 Bes dat de ein Gevatters
 De ander nit mih saach ⁵⁾.
 De ein, de schlog dä Mantel öm,
 Un ging stelschwiegens heim,
 Un laht sich op eer Bettchen,
 Un klagt eer Aerm un Bein.

Un als dä Mann no Huus quohm
 „Ach Mäd, wo es mih Wiew?“
 „„Sei lit op eerem Bettche
 Un klag eere ganze Liev.““
 Dä Mann dä ging de Trapp crop
 Un satz sich op de Bank.
 „Ach Frau, ach Frau, ach liebe Frau!
 Bist du von Herzen krank?“

1) Wir 2) Schoppen, Pinte. 3) Kosten, versuchen, kuren
 4) Schmeckt. 5) Sah. — Altköln.

„„Soll ich dann nit krank sin,
 Ich liegen he vör duhd,
 Han klore Pöz ⁶⁾ gedrunken
 Un like ⁷⁾ grosse Nuth.““
 Dä Mann, dä ging de Trapp eraav.
 „Ach Mäd spöhl doh de Fläsch,
 Un gang en unse Keller
 Un zap vum Allerbess.

Un dohn et en ein Döpchen
 Un maach et dann jett heiss,
 Un dun ei beschen Gemver ⁸⁾ dren,
 Dann küt se en der Schweiss; —
 Duu och em beschen Zucker dren,
 Un wör et och ei Pund,
 Un es ming Frau vun Hezze krank,
 Drann weed sei widder gesund.

Dä Mann, dä ging de Trapp erop,
 „Ach Mäd, wo es mih Geld?“
 „„Dat hät uns Frau versoffen,
 Dat sei nit sühd de Welt.““
 Dä Mann, dä nohm dä Bessemstock
 Wahl en de rächde Hand,
 Un schlog domet de fliedige Mähr ⁹⁾,
 Dat sei zum Bett 'erus sprang.

6) Pfüge — klares Wasser. 7) Leide. 8) Ingwer. 9)
 Unartige, unsaubere Mähre — Schimpfwort — fliedig —
 das mitthd. vällec in der entgegengesetzten Bedeutung: rein-
 lich, sauber, — daher Unflatt — unflätzig.

Hück geit et fidomm,
Morge lige mer kromm.

Schwazbrut
Mäht ¹⁾ de Backe ruht ²⁾.

Wat der Eine nit en maag,
Geit dem Andern durch der Kraag ³⁾.

Speck un Schwacht ⁴⁾
Vun einem Aht.

Uns der Hand
Op der Zant ⁵⁾.

Wer geit lecken,
Muss och den Desch decken.

Wer hätt de Wahl,
Hät och de Qual.

Wer welt verderven un weiss nit we,
Dä käuf ahl Hühser un baut de!

Vill Köpp, vill Sen,
Vill Wösch, vill Pen.

Trick mer no üvver den Dürpel ⁶⁾ oder
de Sohd ⁷⁾,
Mer verleht de Mötz oder den Hohd.

Wat besser es als en Luhs,
Dat nem met noh Huhs.

1) Macht. 2) Rath. 3) Der Hals — Kragen, holl. Kraag, schwed. Krage. 4) Schwarte. 5) Zahn. 6) Schwelle, holl. dorpel. 7) Gassenrinne, mittelh. sot, schwed. sod die Brüche, Pfütze; — mit sieben und sudeln desselben Stammes.

Et es un bliev dat grösste Leid,
Dat sich der Minsch en selvs andeiht.

Kein Hubzick es esu klein,
Sei brengt er noch ein.

Nahrung es söss,
Verdehns evver sohr ¹⁾).

Ahl Lev ²⁾ en ross ³⁾ nit,
Un wann se sibbe Jor em Mespohl ⁴⁾ lit.

Nohdem der Mann,
Briht ⁵⁾ mer imm de Wohsch.

Hä wirf met er ⁶⁾ Wohsch no er Sick ⁷⁾ Speck.

Hä wel Alles mem Hohnerklöche ⁸⁾ krige.

Besser hatt geblohnen, als de Muhl ⁹⁾ verbrannt.

All et Leven wel widerläv ¹⁰⁾ sin, oder God-
des Woht es gelogen.

Hä es esu welmödig ¹¹⁾, we en Beckersch ¹²⁾ Verken.

Hä es esu wiselig ¹³⁾, we 'ne Verkesstähz voll Lühs.

Hä mäht enen Buhei ¹⁴⁾ als wann hä de Müll-
mer Teut ¹⁵⁾ schore ¹⁶⁾ möht.

1) Sauer. 2) Liebe. 3) Kostet. 4) Mistpfuhl. 5) Bra-
ten. 6) Eier. 7) Seite. 8) Hühnerklaue. 9) Mund, holl.
muil. mitth. mül. 10) Wiederlebt. 11) Muthwillig, holl.
welmoedig. 12) Beckers. 13) Gewandt, behend; — desselben
Stammes, wie Biesel. 14) Earm — das wallon. Jtw. bouhi.
15) Großes hölzernes Gefäß zum Trinken, so das holl. Tuit-
kan, von tuit, Hals des Gefäßes. — Das Jtw. teuten,
tuchtig trinken. 16) Schauern, holl. schuurcu.

Dem Eine kalv ¹⁾ der Ohs, dem Andern weld
de Koh nit kalven.

Wat baat ²⁾ der Sau e golden Halsband.

Wat nöz mich ene golde Galgen, wann ich
drau hange moss.

Wat dun ich met er Koh, die drei Emmere
Milch git, un stüss er ³⁾ veer öm.

Wat der Böhr nit en kennt, dat friss hä nit.

Wer et Krüz ⁴⁾ en der Hand hätt, dä säht
sich dermet.

Wann Schelm un Dev ⁵⁾ sich schenge ⁶⁾, dann
höht en ehrlich Mann, wo si Pähd es blevve,

Räht et op der Hähr, dann dröpt ⁷⁾ et op der
Knäch ⁸⁾.

Hä höht de Flüh hosden un süht et Grass wahsen.

Et hängt Keinem hundred Jor der Geldsack,
noch der Bedelsack op der Döhr.

Och et klögste Hohn lähd ald ens en Ei en de
Brönesseln ⁹⁾.

Nimb der Mann de Gader ¹⁰⁾, nimb de Frau
de Döhr.

1) Kalbt. 2) Nutzen, genügen, span. bastar. 3) Er —
Pronominat-Partikel auf die Mehrzahl bezogen, dem franzöf.
en entsprechend — deren; so auch es auf sächliche Einzahl
bezogen — dessen. 4) Kreuz. 5) Dieb. 6) Schimpfen, holl.
schenden. 7) Träufelt, altb. Sprachform. 8) Knecht. 9)
Brennesseln. 10) Gatter, halbe Thüre.

'Ne Läufer mähd en Läufersehe.

Ich well der jett op de Trapp lege, dann bruchs
doh dich nit zo böcken ¹⁾).

Dat es e Gülichs Leve ²⁾!

Op der Strosse Kirmes, em Huus Quattertempel ³⁾).

En Moss Wing en einem Zog, un ene Schwä-
gelspihn ⁴⁾ en sechs Deil.

Hä es op de Arbeit, we der Hunk op der Klö-
pel ⁵⁾).

Hä es esu alläht (esu geschäftig) we de Koche-
pan ⁶⁾ öm Fastelovend ⁷⁾).

Hä hält ene Schelm en der Mauen ⁸⁾

Der Dag sin vill, der hungrige Mohlzike noch
mih.

Kruus Hohre, kruus Sen; friet ⁹⁾ Hohre, friet
Sen.

Spetze Nas un en spetze Ken,
Do sitz der Düvel dren.

Kick ens an der Finster eruus, wann dohgeine
Kop häss.

1) Böcken. 2) Das ist ein ungefügiger Lärm, Tumult. Der Ausdruck bezieht sich auf die Bürgerunruhen in Köln unter Nikolaus Gülich und Abraham Sar vom Jahre 1680—1686. 3) Quatember — Fasttag. 4) Schwefelspahn. 5) Knittel, das holl. Klöppel. 6) Küchenpfanne. 7) Fastnacht — Carneval, Vorabend der Fasten, holl. Vastenavondt. 8) Kermet, holl. mouw. 9) Part, stark, ausdauernd, mith. vrat — vrede.

De Welt es voller Schmetz un Ping,
Ei Jeder föhlt de sing.

Besser zweimohl gemessen,
Als einmohl vergessen.

Dä et Kleine nit begeht,
Dä es et Grosse nit en wäht.

Met er geflekte ¹⁾ Frau un em geflekten
Huhs
Kütt mer all si Leven met uus.

Met vill hält mer Huus,
Met winig kütt mer uus.

Lögen en der Nuth
Gonn ²⁾ fufzig op e Luth.

Wammer fängd ahn ³⁾ an dä Wäng ⁴⁾,
Dann hät et bahl en Eng ⁵⁾.

Ne stelle ⁶⁾ Munk ⁷⁾ un en rein Hand
Gohn durch et ganze Land.

Jung Lück de spille gäh, n,
Ahl Lück de knottere ⁸⁾ gäh, n.

Ae stinkig ⁹⁾ Fellche,
Mäht klinkig ¹⁰⁾ Gellche ¹¹⁾.

Besser Vügel gefangen,
Als mössig gegangen.

1) Geflickt. 2) Gehen. 3) Anfängt. 4) Wänden. 5)
Ende. 6) Still. 7) Mund. 8) Reifen, holl. Kneute-
ren. 9) Stinkend. 10) Klingend. 11) Geldchen —
Das Sprichwort bezieht sich auf die Gerber.

Wo keine Mann es, doh es keine Roht ¹⁾,
 Un wo kein Frau es, doh es kein Stoht ²⁾).

Je krommer et Holz, je besser de Krök ³⁾,
 Je grösser der Schelm, je grösser et Glök.

Höht dich vör et Wingche,
 Vör et Stingche un et Schagringche ⁴⁾).

Fridde näht,
 Unfridde verzäht.

Es der Dokter krank,
 Hängt der Kochleffel an der Wand;
 Es der Dokter duht,
 Hät de Frau kein Brut.

Prummen ⁵⁾ vör der Gank,
 Bunne ⁶⁾ vör der Klank,
 Un Oellig ⁷⁾ vör der Stank.

Ne Kaffe ohne Schnufftaback
 Es we en Vesper ohne Magnifikat.

Baat et nit,
 Dan schaat et nit.

Nem et Aug en de Hand,
 De Katz op dat Kneee,
 Wat doh nit sühs, dat süht de.

Dat es Bodter an der Galge geschmeht ⁸⁾.

Met Froge mesböht ⁹⁾ mer nitt.

1) Rath. 2) Staat — Pracht. 3) Krücke. 4) Kummer,
 Gram — chagrin. 5) Pflaumen, holl. Pruim. 6) Boh-
 nen. 7) Zwiebel. 8) Geschmiert. — Unnütze Arbeit.
 9) Beleidigen, holl. misbeuren.

Hä mäht us em Fohz ¹⁾ enen Donnerschlag.

Dat es Wind vör der Hofdöhr.

Hä denk, we ene Goldschmidsjung.

Loss dich nitt blöffe ²⁾, dat es et elfte Gebot.

Do salls mich nit loren ³⁾.

Hä hät ä Gansgläschen am Hals.

Mer söch geinen hinger der Heke, oder hät
selvs derhingen gelegen.

Dä es zo domm, duht zo dun.

Et es kei Pöhlchen ⁴⁾ esu klein, et muddelt ⁵⁾
sich ald ens.

Drückzehn ⁶⁾ Handwerker, vehzehn Unglöcker.

Hungrige Lühs de bihsen ärg.

Et beiert esu lang, et wehd ens Kirmes.

Hä hätt et beiere gehocht ⁷⁾ un weiss nitt, wo
de Kirch steiht.

Mer kann besser met de Gäns esse, als met in-
nen drinken.

Huffaht ⁸⁾ koss ⁹⁾ Ping.

Dä es we 'ne Wimpel om Dag.

1) Wind. 2) Verbläffen, holl. verbluffen. 3) Anführen, hintergehen durch Versprechungen; von dem franz. leur-
rer — le leurre; das holl. leur — leuren; das engl.
lure. 4) Pfüße — Pfuhl. 5) Trübt — das engl. mould,
welches dem holl. Mudd — Schlamm, Moder — ent-
spricht. 6) Dreizehn. 7) Gehört. 8) Hoffarth. 9) Kofet.

Dä hät e Gewessen, we en Münchsmau ¹⁾.

Wammer säht husch! husch! dann meint mer
de Höhnder all.

Dä niks han sall, verlegt et Bruhd nus der
Täsch.

Selv ²⁾ es e good Kruck, evver ³⁾ et wehs nitt
en Allemans Gaden.

Plack leht krauen.

Wer sich unge de Kleie mengd, wehd vun de
Säue gefresse.

Wer sich der Ehre getrühs ⁵⁾, dä es der Sor-
gen ohn.

Neu Besseme kerre good, sei fegen evver de
Hötten ⁶⁾ nitt uns.

Bei em Schmitt hängd zicklich de Döhr en einem
Turre ⁷⁾.

Et es besser 'ne Schmitt, als e Schmittche.

Et es besser 'ne kleine Hähr, als ene grosse
Knäch.

Dä et lang hätt, liht et lang hangen.

We der Düvel mih hät, we hä mih wel hann.

Der Düvel driess nie op ene kleinen Hauf.

1) Mönchsärmel. 2) Salbei. — Hier Wortspiel mit
Selbst. 3) Aber. 4) Jedermann. 5) Getröstet — nicht
achtet. 6) Hütte — Ecke. 7) Thürangel.

sammelte in allen Disciplinen des Wissens, und berühmte als Philosoph und Theologe, war er nicht minder ausgezeichnet als Naturhistoriker und Physiker. Die Ergebnisse seiner Forschungen und Studien wurden die Grundlagen aller wissenschaftlichen Systeme seiner Zeit und der folgenden Jahrhunderte. Die naturhistorischen Wissenschaften aber eigentlich erst durch seine Schriften und Lehrvorträge den christlichen Abendländern zugänglich.

Als Albertus im Jahre 1223 in Pavia studirte, hörte er eine Bußpredigt des Dominikaner-Generals Jordanus *), die ihn dergestalt ergriff, daß er der Welt entsagte und in den strengen Predigerorden trat. Der Orden konnte sich nur Glück wünschen, einen so ausgezeichneten Mann unter seinen Mitgliedern zu sehen, denn Albertus, wenn auch jung an Jahren, lehrte mit dem besten Erfolge Philosophie und Theologie in den Schulen des Ordens zu Köln, Hildesheim und Regensburg. In Köln, dessen Stifteschule um diese Zeit in gar besonderm Ansehen stand und außerordentlich besucht war **),

*) Der Dominikaner- oder Prediger-Orden wurde von Dominikus de Guzman (geb. um das Jahr 1170 zu Calarveja oder Calahorra in Kastilien, gest. 1221 am 5. Aug. zu Bologna, wurde er 1235 von Papst Gregor IX. heilig gesprochen) im Jahr 1215 in Toulouse gestiftet und nach Einigen von Papst Innocenz III. auf dem Lateranensischen Consil bestätigt, nach Andern aber erst durch Honorius III. Auf Dominikus folgte der angeführte Jordanus Caro, aus der Mainzer Diocese gebürtig, als General des Ordens. Der Orden hatte ein ansehnliches Kloster in Köln, wo er 1220 unter Erzbischof Engelbert von Berg nebst den Franziskaner- und Karmeliter-Mönchen aufgenommen und beschützt wurden. Nach der Aufhebung der Klöster wurde die prachtvolle Klosterkirche 1798 niedergerissen; die Klostergebäude sind jetzt in eine Artillerie-Kaserne umgeschaffen.

**) Die kölnische Stifteschule wurde gegründet durch Erzbischof Hildebold, der auch die Dom-Bibliothek an-

fühlte sich Albert, allgemein geachtet und geehrt, bald heimisch; sein Trieb zu lernen und zu lehren gönnte dem noch rüstigen Manne aber nicht lange Ruhe an einem Orte, und so zog er nach Paris, der ersten und berühmtesten Universität Europa's, wo sich Tausende junger Leute aus allen Ländern zum Studium der Theologie und Philosophie aufhielten. Albertus, der hier, dem Verbote der Kirche zuwider, Vorlesungen über die Schriften des Aristoteles hielt, sah bald einen so zahlreichen Kreis von Schülern um sich her versammelt, daß kein Hörsaal sie fassen konnte, und er auf einem öffentlichen Platze lehren mußte, der noch jetzt seinen Namen führt. Im Jahre 1248 ward er wieder nach Köln, als Vorsteher der Stiftsschule berufen und hier auch 1254 zum Provinzialen des Prediger-Ordens in Deutschland ernannt. Albertus war immer eben thätig und emsig in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen und seine Bestrebungen wurden durch die allgemeinste Verehrung und die höchste Blüthe der unter seiner Leitung stehenden Schule belohnt. Sein Name und hoher Ruf zog von nah und fern Zümlinge nach Köln, um den weltberühmten Lehrer zu hören. Papst Alexander IV. berief ihn 1259 nach Rom, überhäufte ihn hier mit Würden und Auszeichnungen und gab

legte und von Karl dem Großen freigebig unterstützt wurde. (Vgl. S. 18, flg.) In dem Erzbischofe Bruno I. (953—965), dem Bruder Otto I., fand die Stiftsschule den großmüthigsten Beförderer, er begabte sie auf's Reichlichste und zog die ausgezeichnetesten Lehrer heran, so daß im eilften und zwölften Jahrhunderte aus dem ganzen westlichen und nördlichen Europa Schüler nach Köln strömten. Die berühmtesten Namen jener Zeit werden unter den Lehrern und Schülern der kölnischen Stiftsschule genannt. — Die kölnische Universität wurde erst im Jahre 1388 nach dem Vorbilde der Prager von dem Stadt-Senate gegründet, am 9. Juli d. J. von Papst Urban VI. bestätigt und am 22. Dezember feierlichst eröffnet.

ihm, als Anerkennung seiner Verdienste, das Bisthum Regensburg, welches Albertus aber nach zwei Jahren in die Hände des Papstes Urban niederlegte, um seinen Lehrstuhl in Köln wieder einzunehmen. Hier konnte er ungestört den Wissenschaften und seinen Lieblingsbeschäftigungen leben, und viel des Merkwürdigen und Sonderbaren schuf sein erfunderischer Geist, denn er war nicht allein ein vielerfahrener Baukünstler und Mechaniker, sondern auch ein ausgezeichnete, über den Begriffen seiner Zeit hochstehender Physiker, so daß die Menge in ihm einen Schwarzkünstler und Magier bewunderte.

Aber nicht allein seiner vielseitigen Kenntnisse und seiner Gelehrsamkeit wegen war Albertus hochangesehen und berühmt; seine Weisheit und Umsicht in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten erwarb ihm auch das Vertrauen der Fürsten seiner Zeit; oft sehen wir ihn daher in verwickelten Vorfällen als Schiedsrichter und Vermittler auftreten, und noch im Jahre 1274 lud ihn Papst Gregor X. auf das zweite Concil zu Lyon.

Nach Beendigung des Concils kehrte er wieder nach Köln zurück und setzte seine immer mehr besuchten Lehrvorträge über Philosophie fort. Hier geschah es denn auch, daß er eines Tages vor seinen zahlreichen Zuhörern plötzlich in seinem Vortrage stecken blieb und seit diesem Augenblicke auch nicht das Geringste mehr wußte von allen seinen philosophischen Forschungen, von Allem, was er sich mit so vieler Mühe zu eigen gemacht hatte. Also war die Verheißung der h. Jungfrau an ihm in Erfüllung gegangen.

Der Greis brachte die letzten fünf Jahre seines thätigen Lebens in frommen Uebungen und Gebet in seinem Kloster zu, und starb, ein Rechtgläubiger, am 15. November 1280. Seine irdischen Ueberreste wurden in dem von ihm erbauten Chore seiner Klosterkirche beigesetzt; nach dem Abbruche der Kirche,

bei welchem auch die Inschrift des Grabes zertrümmert wurde, kamen sie in einem einfachen hölzernen Kasten, der früher mit Silber geziert war, nach der St. Andreas-Kirche, wo sie noch sammt einer bischöflichen Kafel, die Albertus getragen haben soll, aufbewahrt werden.

Seine Zeitgenossen gaben dem hochgefeierten Gelehrten und Denker, dem großen Künstler und Forscher im unendlichen Gebiete der Natur schon den Beinamen — der Große *), stolz nannte ihn Deutschland: Teutonikus; das Außerordentliche seiner Erscheinung und seiner Leistungen, welche die Menge nicht zu begreifen vermochte, ließ dieselbe bald im Volksglauben zu übernatürlichen werden, und so wurden sie Gegenstand der Sage und sogar des Meister- und Volksliedes, die sie noch bis auf unsere Tage erhalten haben, wie wir hier wieder erzählen wollen, da gerade Köln der Schauplatz derselben ist.

*) Viele Schriften sind später dem Albertus untergeschoben worden, denn sein Name war ihnen der beste Geleitsbrief. Eine vollständige Ausgabe seiner sämtlichen Werke, seine Commentare zu einzelnen Schriften des Aristoteles und verschiedenen Theilen der heil. Schrift, seine theologischen Abhandlungen und naturhistorischen, physikalischen Schriften sind im Jahre 1651 von einem Dominikaner, Petrus Jammy, in 21 Bänden in Folio herausgegeben worden. — B. Alberti Magni, Ratisbonensis Episcopi, Ord. Praedicator., Opera omnia, edita studio et labore Petri Jammy, ejusd. Ord. T. I—XXI f. Lugdun. Claud. Prost. 1651. — In der Bibliothek unsres seligen Wallraf ist des Albertus Original-Handschrift seines Werks: de animalibus noch aufbewahrt.

Der Dom-Plan.

Wie in allen Künsten und Wissenschaften viel erfahren und bewandert, war Albertus auch nicht minder geschickt in der heiligen Baukunst. Sein Geist war eingeweiht in die Geheimnisse der vier gekrönten Meister, welche schon unter Kaiser Diokletian den Martyrthod litten; er verstand es nach heiliger Regel Zirkel, Winkel, Maßstab und Wage zu führen, und daß er es verstand, davon gaben Kunde der Chorbau der Dominikanerkirche zu Freiburg im Breisgau, den er nach seinem Plane ausführte, sowie das herrliche, jetzt leider auch niedergerissene Chor der Dominikanerkirche in Köln, das er ebenfalls auf seine Kosten und nach seinem Entwurfe erbauen ließ; soll doch auch selbst der Regensburger Dom nach seinem Plane aufgeführt worden sein.

Als Erzbischof Engelbert I. von Berg durch sein Ansehen und die Kraft seines Willens wieder Ordnung und Recht in den rheinischen Landen und im Erzstifte eingeführt hatte, nach den langen Trübsalen des Bürgerkrieges zwischen den Hohenstaufen und Otto IV. von Braunschweig endlich der Frieden mit seinem Segen in die verwüsteten und verödeten Gauen zurückgekehrt war, und Bürgerglück und Wohlstand wieder frisch emporblühten, gedachte der mächtige Kirchenfürst, dessen Hand mit gleichem Erfolge das Schwert des Rechtes wie den Krummstab führte, auch des Glanzes seiner Kirche. Wie er mit eiserner Strenge die Stiftslande vor der Gewaltthat der Raubritter zu schützen gewußt, so hatte er auch der Entartung der Geistlichkeit Schranken gesetzt und sie durch Aufnahme neuer Orden, welche

noch streng nach ihren Regeln lebten, zur Nachahmung der gottseligen Beispiele angespornt. Schon im Jahre 1219 wies er den deutschen Herren, den Marianern, einen Sitz in Köln an und weihte die von dem Orden erbaute Kirche der h. Katharina. Aus Italien brachte er im folgenden Jahre die Franziskaner, Karmeliter und Dominikaner nach Köln, und gern folgte auch Albertus dem Rufe, der ihn hierher als Lehrer an die Schule seines Ordens beschied.

Erzbischof Engelbert wollte seinen Sitz aber noch vor allen Städten des Rheines auszeichnen durch einen Tempelbau, wie die Städte des Rheines und ganz Deutschland keinen zweiten aufzuweisen haben sollte, der, ein Zeichen seiner Macht und des Ansehens des Erzstiftes vor allen geistlichen Landen, auch zugleich ein würdiges Tabernakel für die Reliquien der h. drei Könige, die in demselben verehrt wurden.

Reich war Engelbert an eignen Gütern; mehrere hundert Mark Goldes bestimmte er zu dem Baue und mußte auch die Stiftsherren zu bewegen, daß sie einen großen Theil ihrer Einkünfte von den bei den h. drei Königen gespendeten Opfern dem Baue zuwiesen. Als der Friede wieder zurückgekehrt in die rheinischen Lande, strömten auch mit jedem Tage mehr Pilger herbei und immer reicher wurden die Opfer. Im Jahre 1224 kam selbst König Johann von Jerusalem im Geleit des Königs Heinrich, den Engelbert erzogen und 1222 in Aachen als deutscher König gekrönt hatte, nach Köln, um ihre Andacht bei den h. drei Königen zu verrichten. Ueber alle Beschreibung feierlich und prächtig war der Empfang; der Erzbischof, die Edlen der Stadt und die Bürgerschaft wetteiferten in ihren Huldigungen, denn König Johann war begleitet von seiner Gemahlin Berengaria und ihrer Tochter Isolante, der Verlobten Kaiser Friedrichs. Wie groß auch die Pracht war, welche die königlichen Gäste bei ihrem Eintritte zur

Schau boten, die Bürgerschaft Kölns wurde in ihrem Aufzuge, wie uns die alten Chronisten berichten, dadurch nicht verdunkelt, sie bewährte den Ruf ihres Reichthums in allen Festlichkeiten, welche sie den hohen Gästen zu Ehren veranstaltete.

Bedeutende Spenden hatte St. Peters-Münster von den Königen und den Edlen, die in ihrem Geleite, empfangen, welches den Erzbischof bestimmte, seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen. Albertus erhielt den Auftrag, den Plan zu dem neuen Tempel so prachtvoll und erhaben, wie möglich, zu entwerfen. Engelbert setzte in den baukundigen Meister sein ganzes Vertrauen, und Albertus fühlte sich hochgeehrt durch den Auftrag. Wie er aber auch sann und sann, wie viele Entwürfe er auch machte, wie eifrig er dem Gedanken auch nachhing, es wollte ihm nicht gelingen den Plan zur Vollendung zu bringen; so daß er zuletzt mißmuthig wurde und selbst an der Vollendung verzweifelte. Was er schuf, genügte ihm nicht. Die erhabenen Bauwerke Italiens, Frankreichs und des deutschen Vaterlandes, die er kannte, wollte er nicht zum Vorbilde nehmen, — etwas Neues, Großartigeres wollte er schaffen; aber der Geist der Erfindung schien trotz aller Anstrengung von ihm gewichen.

Mit dem Gedanken des Baues beschäftigt, saß er eines Abends in seiner Stallung im Refektorium, und hatte gar nicht gesehen, daß die übrigen Mönche die Halle schon längst verlassen. Der Wachsstock an seinem Pulte war ausgebrannt, er hatte, in seinen Gedanken vertieft, nicht bemerkt, daß ihn völliges Dunkel umgab. Inbrünstig betete er um Erleuchtung zur Vollendung des Werks, das er zu Gottes Ehre schaffen sollte. Wie Wetterleuchten zuckte es plötzlich vor seinen Augen, erschreckt schaute er auf und sah sich von einem milden Lichtglanz umflossen, der ihn alle Gegenstände genau erkennen ließ. Da schritten vier Männer in weiten Talaren durch die Thüre

der Halle, auf ihren Häuptern strahlten goldene Kronen, wie Edelgestein schimmernd im Lichtglanze. Dem Ersten, ein ernster Greis, wallte ein reicher weißer Bart über die Brust und seine Rechte trug den Zirkel; nicht so alt war der Zweite, aber doch schon hinaus über die Jahre des kräftigen Mannesalter, er führte das Winkelmaß; der Dritte, ein rüstiger Mann, dessen Kinn ein dunkler krauser Bart umschattete, führte den Maßstab und der Vierte, ein blühender Jüngling, dessen Haupt noch reiche blonde Locken zierten, trug die Wage; also befundest ihre Zeichen, daß sie Meister waren der freien heiligen Baukunst. Ernst feierlich schritten sie daher, ihnen folgte in Himmelschöne die heilige Jungfrau, wie sie ihm schon einmal in seiner Jugend erschienen war, in ihrer Rechten trug sie einen mit hellschimmernden Blüthen geschmückten Lilienstengel. Albertus sank anbetend nieder.

Seine Ueberraschung verwandelte sich in andächtiges Staunen, als die vier Meister, nach der Angabe der heiligen Jungfrau, mit der größten Emsigkeit den Plan zu einem majestätischen Kirchenbau aufrißen. Staunend sah er, wie sich der Bau in hellstrahlenden Linien fortbildete zu einem erhabenen Ganzen, wie er selbst nie ein Bauwerk geahnt. Als der Aufriß in allen seinen Theilen vollendet und wie Sternenschein von der Fläche der Wand ihm entgegenstrahlte, trat ein dienender Bruder mit einem Windlichte ins Refektorium, um ihn zu suchen. Die lieblichen Erscheinungen waren verschwunden, verwischt der Plan, aber er stand mit hellen Zügen in Albertus Seele geschrieben.

Mit dem rüstigsten Eifer gab sich Albertus jetzt an's Werk, und bald hatte er den Plan vollendet, wie ihn die vier gekrönten Meister nach der Angabe der heiligen Jungfrau aufgerissen hatten. Es sollte aber noch nicht zum Bau kommen, denn schon im folgenden Jahre hatte Deutschland den unersetzlichen

Verlust Engelbert's zu beweinen, Mörderhand traf ihn. In silberner Kapsel wurde aber der Plan, den Albertus entworfen, aufbewahrt und nach ihm auch der Bau begonnen, als Erzbischof Conrad von Hochsteden den Grundstein zum heiligen Bau gelegt hatte.

Die redende Bildsäule.

Die Sanduhr zeigte schon die eilfte Etunde der Nacht, und noch saß Albertus einsam in seiner Zelle des neuerbauten Dominikaner-Klosters zu Köln in seine Studien so vertieft, daß er der Sporen Geflirr und das Waffengerassel, welches über den langen Klostergang, der zu seiner Zelle führte, störend durch die Stille der Nacht klang, nicht hörte, daß er nicht einmal gewahrte, wie, von einem dienenden Bruder geleitet, drei Männergestalten in sein Gemach getreten waren.

Auf ihren einstimmigen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus und begrüßt die Jungfrau Maria!“ erhob Albertus das Haupt und sprach zum Dank: in alle Ewigkeit, Amen! Ueberrascht war er aber, als er zwei hohe Rittergestalten vor sich sah, von deren Schultern weite weiße Mäntel wallten, welche ein schwarzes Kreuz mit silbernem Rande schmückte, und in ihrer Mitte einen Jüngling in der Novizenkleidung seines Ordens. Der älteste der Ritter nahm nach dem ersten Gruße das Wort und sprach: „Wollt, ehrwürdiger Herr, verzeihen, daß wir Euch noch so spät störten, wir hatten den Auftrag von unserm Großmeister, sobald wir nach Köln gelangten, Euch unsre Schreiben zu übergeben und diesen Jüngling

zu überantworten. Da wir nun so eben einritten, haben wir gethan, wie uns befohlen war."

Der jüngere hatte ein großes Pergamentblatt unter dem Brustharnische hervorgezogen und überreichte es dem Albertus, welcher es sogleich entfaltete und, nachdem er es flüchtig durchlaufen, sich zu den Rittern wandte mit den Worten: „Habt Dank, edle Herren, Ihr bringt gute Botschaft aus Italien und habt mich sehr erfreut, daß Ihr so pünktlich. Dich, mein Sohn, heiß ich willkommen in Köln" fuhr er fort, zu dem Jünglinge gewandt, der sich stumm verneigte und schüchtern in die dargebotene Rechte einschlug.

„Gott segne deinen Eingang!" sprach Albertus, und dann zu den Rittern: „Im Namen des Ordens sag' ich Euch nochmal den herzlichsten Dank, daß Ihr Euch Eures Auftrags so glücklich entledigt. Unser Kloster wird diese Nacht Eure Herberge sein. Pfllegt jetzt der Ruhe, denn Ihr seid scharf geritten."

„Ehrwürdiger Herr," entgegnete der ältere der Ritter, „wir müssen danken. Wir stiegen ab in unserm Hospitium, für dessen Gründung wir dem Herrn Erzbischofe noch im Namen des Ordens und des Hochmeisters unsern Dank abstaten müssen, wollen morgen unsere Andacht verrichten bei den heiligen drei Weisen des Morgenlandes und dann wieder aufbrechen, denn im Preußenlande an der Weichsel bedarf der Orden unsrer Arme. Wir bitten um Euren Segen."

Sie ließen sich nieder auf die Kniee, und Albertus gab ihnen den Segen, worauf sie sich, von ihrem Gefährten herzlichst Abschied nehmend, beurlaubten.

Der Jüngling, welcher dem hochgefeierten Meister Albertus von den deutschen Herren zugeführt worden, war Thomas, aus dem neapolitanischen Grafengeschlechte von Aquino. Im Jahre 1224 auf dem Schlosse Roccasecca geboren, hatte er die ersten Jahre seiner Kindheit im weltberühmten Benediktiner-Kloster

zu Monte Cassino verlegt und dann die Schule zu Neapel bezogen. Er konnte seiner Neigung zum geistlichen Stande nicht widerstehen und wählte, gegen den Willen seiner Mutter; im Jahre 1240 den Dominikaner-Orden. Alles boten seine Angehörigen auf, den Jüngling von seinem Entschlusse abzubringen, und ihn der Welt wieder zu gewinnen; jedoch umsonst. Da seine Mutter aber nicht abließ von ihren Versuchen, brachten die Dominikaner den jungen Novizen nach Terracina und von hier nach Rom. Selbst hier war er vor den Nachstellungen seiner Familie nicht sicher, die kein Mittel unversucht ließ, den Jüngling in seinem Entschlusse schwankend zu machen. Der Orden schickte ihn daher nach Paris. Auf dem Wege stellten ihm seine Brüder nach, und es gelang ihnen auch seiner habhaft zu werden. Er wurde nach der Burg Roccasecca gebracht und hier einem Gefangenen gleich gehalten. Täglich wechselten auf dem väterlichen Schlosse Feste, Jagden und derlei weltliche Vergnügungen, Thomas führte aber immer ein beschauliches Leben, und ließ sich weder durch Beredungen noch Drohungen umstimmen. Zwei Jahre hatte er auf der Burg im strengsten Verwahrsam zugebracht und immer reger ward sein Trieb nach den Wissenschaften und sein Begehren die drei Gelübde des Ordens der Dominikaner abzulegen. Mit Lebensgefahr entkam er eines Nachts durch ein Fenster und floh nach Neapel. Sich hier auch nicht sicher glaubend, ging er nach Rom und wurde von dem General des Ordens unter dem Schutze des Hochmeisters der deutschen Herren, Heinrich von Hohenlohe, nach Paris gesandt und von diesem unter sicherem Geleit nach Köln geschickt.

Thomas fand in Albertus einen liebevollen Lehrer, lag mit dem größten Ernste den Studien ob und gab sich, wenn auch noch jung, ganz der beschaulichen Einsamkeit des Klosterlebens hin. Albertus hatte bald den Funken bemerkt, der in dem stillen

Jünglinge loberte, und nannten ihn auch seine Mitschüler, an deren Vergnügungen und Zerstreuungen er gar keinen Antheil nahm, einen stummen Ochsen; so verwies ihnen der Meister diese Rede und sprach oft mit prophetischem Munde: „Das Gebrüll dieses Ochsen wird dereinst die Welt erfüllen!“ Durch die erfreulichsten Fortschritte lohnte Thomas seines Lehrers Bemühungen, der ihn auch seiner Freundschaft und seines ganzen Vertrauens würdigte.

Der Jüngling hatte aber oft bemerkt, daß sich Albertus in eine im äußersten Winkel des Klosters gelegene Zelle zurückzog und hier ganze Tage zubachte, wenn ihn sein Amt nicht auf den Lehrstuhl oder in die Kirche rief. Auffallend war es ihm auch zu sehen, wie viele der Mönche scheu an der Thüre derselben vorbeischlichen und sich wol mit dem heiligen Kreuze bezeichneten, wenn sie vorübergingen. Wie sehr dies Alles auch seine Neugier weckte und spornte, so hatte er es doch nicht gewagt, seinen Meister zu fragen, was es mit dieser Zelle für eine Bewandniß habe, und was er dort schaffe und treibe. Mit jedem Tage wuchs aber seine Begierde, das Geheimniß zu erfahren. Wie sehr er sich auch Gewalt anthat, den Gedanken zu bannen, nicht selten führten ihn seine Schritte ganz unwillkürlich nach dem abgelegenen Gange des Klosters, wo die Zelle lag, und Tag und Nacht war seine Einbildungskraft damit beschäftigt zu ergründen, was dort verborgen, was sein Lehrer hier vollbringe, so daß ihn dieser Gedanke zuletzt ganz ablenkte von seinen ernstern philosophischen Studien und keinem andern mehr Raum ließ. Albertus stand in dem Rufe, mancherlei Geheimnisse zu besitzen und in allen geheimen Künsten der Magier erfahren zu sein; das wußte Thomas und fand sich hierin durch das geheimnißvolle Wesen seines Meisters nur immer mehr bestärkt. Nicht wenig trug dieser Glaube aber dazu bei, seine Neugierde zu steigern.

Als er nun eines Tages wie durch einen Zufall wieder in die Nähe der Zelle gekommen war, trieb ihn seine Neugier, sich der Thüre zu nahen. Die Schösser und Riegel, welche dieselben gewöhnlich verwahrten, fehlten; Albertus war im Klostergarten. Mit hochpochendem Herzen griff Thomas nach der Thürklinke; die Thüre wich, und, sich selbst gleichsam unbewußt, trat der Jüngling über die geheimnißvolle Schwelle. Er war im Laboratorium seines Meisters, in der Werkstatt, wo Albertus die geheimen Kräfte der Natur prüfte und zu enträthseln suchte; wo er, wie die alte Ueberlieferung uns berichtet, schon das Schießpulver und selbst das kleinere Feuer-
gewehr, Zeitmesser und ähnliche Dinge, die erst in viel späterer Zeit bekannt wurden, erfunden haben soll. Um die Decke schwebten wunderbar gestaltete Seethiere und Schlangen, wie sie Thomas nie gesehen, allerlei künstlich gearbeitete Instrumente, Gefäße und geheimnißvolle Apparate, wie er sie nie gesehen und gedacht, waren ringsher aufgestellt, deren Gebrauch und Zweck Thomas sich nicht erklären konnte, und welche aus diesem Grunde seine Neugier und Wißbegierde nur um so reger machten, um so mehr anzogen. Mit der größten Aufmerksamkeit und einer gewissen Angst, deren er sich nicht erwehren konnte, betrachtete er die Wunderdinge, die ihn umgaben. Das wunderselttsame Gethier schien ihm lebendig zu werden, von den Wänden grinzten ihm aus großen Phiolen allerlei Farben und Gestalten an, und die Räder und Ringe der Instrumente schienen sich zu drehen und zu bewegen, und zu flammten die wunderlichen Schriftzeichen, mit denen die vier Himmelsgegenden auf den Wänden bezeichnet waren. Er wollte zurück, aber seine Füße waren wie angewurzelt an den Boden und unwillkürlich streckte er seine Rechte nach einem feuerrothen Vorhange, der in einer Ecke in dicken Falten von des Gemaches Decke herabwallte; — er schob den Vor-

hang fort und bebte schauernd zurück, denn in wunderlicher Tracht, wie sie wol dem Sarazenenlande angehörte, saß hier ein schönes Frauenbild, welches ihn mit seinem stechenden Blicke zu durchbohren drohte. Er wollte fliehen und konnte nicht, und vermochte es auch nicht, das Auge abzuwenden von der reizenden Gestalt, deren Blick sinnverwirrend auf ihn wirkte. Den Vorhang wollte er wieder vorziehen, doch wie er rasch herantrat, erhob sich die Gestalt und wie Flötenton erklang ihm ihr Gruß: *salve! salve! salve!* — Ganz außer sich taumelte er zurück, und blieb doch wie festgebannt stehen, vermochte es auch nicht, seinen Blick von der reizenden Frauengestalt abzuwenden. Als sie sich aber auf ihn zu zubewegen schien, und ihr dreimaliges *salve! salve! salve!* ihm wieder wie Flötenton in die Ohren klang, da ergriff er einen neben ihm stehenden schweren Stab und führte mit dem Ausrufe: *Appage Satanas!* ein Paar Streiche nach der Gestalt, welche mit einem gar seltsamen Getön und Geflirre zusammen brach. Thomas ließ den Stab sinken und wandte sich zur Flucht, da vertrat ihm Albertus den Weg mit zürnendem Rufe: „Thomas! Thomas! was hast du gethan? Deine Unwissenheit hat mit frevelnder Hand ein Werk zerstört, dessen Entstehen ich den schönsten Theil meines Lebens widmete.“

Wie vernichtet sank der Jüngling vor dem ernst zürnenden Meister nieder, doppelt fühlte er sich schuldig und umsonst rang er nach Worten, um seine Schuld zu bekennen und sich Verzeihung zu ersuchen. — Eine der kunstvollsten mechanischen Arbeiten des Albertus, die redende Bildsäule hatte er zertrümmert.

Was aber Albertus dem Jüngling geweisagt, ging in Erfüllung. Thomas, ein Muster der Tugend und treu seinem beschaulichen Leben, war sein Wirken als Lehrer der Theologie und Philosophie auf den hohen Schulen zu Paris und später von Papst Johann IV. nach Italien berufen, zu Pisa, Bologna

und Rom ein reich gesegnetes, denn wie er über allen Kirchenlehrern seiner Zeit durch wissenschaftliche Klarheit und Bestimmtheit hervorragte, fand er auch schon bei Lebzeiten die allgemeinste Anerkennung; seines frommen Lebenswandels wegen gab man ihm den Beinamen „der Engel“, seine hohen Gelehrsamkeit erwarb ihm den Ehrentitel „der Adler der Theologen.“

Alle kirchlichen Würden ablehnend lebte er zuletzt in dem Kloster seines Ordens zu Neapel und starb 1274 auf seiner Reise nach dem Concil von Lyon.

Der Wintergarten.

Ueber alle Maßen streng war der Winter des Jahres 1248; frühe hatte er seine weiße Decke über die Erde ausgebreitet, um sie gleichsam sorglich zu schützen vor den wilden Nordstürmen und dem Froste, welcher Bäche und Flüsse schon in ihrem lustigen Laufe gehemmt und selbst den stolzen Rheinstrom in seine eisigen Bande gelegt hatte. Das rührig geschäftige Treiben, welches sonst Fluß und Landstraße rings um die mächtige Handelsstadt Köln von dem ersten Schein des Tages bis zum späten Abende lebendig machte, hatte der Winter auch verbannt; die Kaufherren, die trotz der Kälte mit ihren Waaren gen Köln zogen, wählten nur die Zeiten, wo der Gottesfriede sie auf offner Straße vor Raub und Gewaltthat schützte, die Furcht vor Bann und Acht die adligen Wegelagerer noch in etwa schreckte, und dann auch nur die Helle des Tages, weil alle Straßen unsicher waren, seit König Wilhelm sein Heer

vor Aachen theilweise entlassen hatte *). Haufenweise schwärmten die Kriegsknechte im Lande umher und schädigten Bauer und Bürger, kühn und frech in ihrem Unwesen, denn sie hatten keine Strafe zu fürchten, weil der neugewählte König selbst immer in der Angst, die Haufen möchten die Heerschaaren seines Gegners Konrad des Hohenstaufen vergrößern, der am Niederrheine lagerte.

Die Kölner waren aber wie gewöhnlich auf Alles gefaßt, wachsam und vorsichtig, denn als Freunde Wilhelm's mußten sie sich vor jedem Ueberfalle sicher zu stellen suchen. Es galt nicht nur den ungeheuern Schätzen an Kaufmannsgütern, die in Köln aufgestapelt lagen, sondern auch ihren städtischen Freiheiten und Privilegien, und zudem hüteten sie in ihren Mauern einen ebenso kostbaren als gefeierten und seltenen Schatz in den Reliquien der hh. drei Könige, welche seit dem Jahre 1162 in Köln ruheten, und in dem Maße, wie durch sie das Ansehen und der Ruf der heiligen Stadt vergrößert wurden, auch zahllose Pilger aus allen Ländern und Ständen anzogen und also den innern Verkehr der gewerblustigen Stadt immer mehr belebten und erweiterten.

Sobald der Tag sich zur Ruhe neigte, wurden daher die Stadtthore verschlossen, alle Thore mit Bürgerwehr besetzt, und hell loderten, so wie es dunkelte, auf allen Thorthürmen große Heerpfannen, damit die Thurmwächter im Stande, Alles genau zu unterscheiden, was sich der Stadt näherte. So war es auch an dem Abende eines der letzten Tage des Decembers, kurz vor dem Christfeste. In Massen waren Pilger in Köln eingezogen, um hier an den heiligen und geweihten Stätten die Weihnachten zu feiern, und zu dem neu begonnen Dombau ihre Opfer zu spenden. Diese Menge von Fremden hieß

*) Man lese die Sage: Der Dombaumeister.

die Stadtgewalt nur um so vorsichtiger sein. Schon in aller Frühe des Abends warf die glühende Lohe der Heerpfannen an den Thorthürmen hellen Schein über die Hauptstraßen, gleichsam Leuchttürme in der ungewissen Dunkelheit, welche durch ein feines Schneegestöber noch vermehrt wurde, da man auch nicht ein Sternlein an der weiten Himmelsdecke gewahrte.

Ein Haufen Reiter, in dicke Pelzschauen gehüllt, trabte lustig über die Heerstraße, die zum Hahnen thor führte, und verlangte hier Einlaß. Lange erfolgte auf ihr Hallo! keine Antwort, da erhob sich unter dem Haufen eine schmarrende Stimme: „Witert ihr Ellenritter nicht, was Euch bevorsteht! Einer der drei Könige, die im heiligen deutschen Reiche hausen, will seinen Vettern in Euren Dome einen Willkommgruß bringen und die Weihnacht in Euren Mauern begehen.“

„Das Paßwort?“ fragte man hinter dem Thore.

„Sankt Götzen!“ sprachen mehre der vor demselben haltenden Reiter, und sogleich wurde es unter dem Thorwege lebendig, Waffen klirrten, die wuchtigen Riegel knarrten und donnernd rasselten die Thorflügel auf. Auf beiden Seiten geschaart, standen die Bürger in ihren ledernen Wamsen, muthig schauten sie unter ihren wuchtigen Sturmhauben, auf ihre Heerärte und Morgensterne gestützt, den Einreitenden entgegen, und man sah auf Aller Gesichter beim Scheine der Fackeln, welche die Thorhalle erleuchteten, eine freudige Ueberraschung, als sie des stattlichen Jünglings ansichtig wurden, welcher dem Zuge voranritt. Es war König Wilhelm, der beschloß, die Weihnachten in Köln zu begehen und zugleich den weltberühmten Albertus mit einem Besuche zu beehren. Wie ein Lauffeuer war seine Ankunft in der Stadt bekannt, und hell waren alle Fenster der Straßen bis zur Herberge, wo der König sein Nachtlager aufschlug, erleuchtet. Kaum war der

junge König abgestiegen, als auch die Aeltesten des Rathes dem königlichen Gaste im Namen der Stadt, nach altem Herkommen, den Ehrenwein in drei Fudern des kostbarsten Jahrganges, dann zehn Malter Hafer, ein Stück Scharlach und zwei Stücke Fries überreichten.

Doppelt freudig und festlich wurde bei Anwesenheit des hohen Gastes die Weinachtsfeier begangen. Als die Kirchenfeste mit dem dritten Tage beendigt, drängten sich schon am frühen Morgen die Bürger in dichten Haufen vor dem Kloster der Dominikaner. Die Fenster der hohen Giebelhäuser und selbst die Dächer und Firsten wimmelten von Menschen, Männern und Frauen, nicht Kälte, noch Schneegestöber scheuend, denn König Wilhelm hatte den Tag gesehen, Albertus zu besuchen, und Jeder wollte den königlichen Jüngling noch gern einmal in der Nähe sehen. Lauter Jubelruf, der sich wie das Brausen der Brandung die Straßen entlang bis zu dem Kloster hin wälzte, verkündete das Nahen des Königs. Er erschien, umgeben von den Rittern seines Geleites, nicht im Schmucke der Waffen, sondern im einfachen aber reichen Hermelinmantel, welcher Roß und Reiter in weiten schweren Falten umwallte. Sein Geleit war zu Ehren der Stadt in ihre Farben, in roth und weiß getheilten Schauben, die alle reich mit Grauwerk verbrämt waren, gekleidet. Zwischen den ernsten, stattlichen Herren ritt auf munterm Roßlein ein kleiner Mann, welcher in seiner buntscheckigen Kleidung, deren Schmuck eine Menge silberner Schellen und Glöcklein, trotz seiner ernsten Haltung und klugen Miene, die Lachlust der Zuschauer weckte. Es war des Königs Schalksnarr.

Am Kloster angekommen, ward der König von dem Vorsteher empfangen, der ihm und seinem Geleite auf der Schwelle den Segen gab und das Weihwasser reichte. Mit allen Zeichen der Achtung seines Verdienstes begrüßte König Wilhelm den wei-

sen Albertus, der auch keinen Anstand nahm, dem Könige und seinen Rittern die wunderseltsamen Instrumente zu zeigen, welche er gefertigt und mit denen er gar sonderbare Künste zu Stande brachte, worüber sich Alle höchlich wunderten. Aus seiner Zelle führte Albertus den König mit seinem Geleite in's Refektorium, und wandte sich hier an diesen mit der Frage: „Wollte es Euch, hoher Herr, vielleicht gefallen, auch meinen Blumengarten in Augenschein zu nehmen?“

Alle brachen in ein lautes Gelächter aus, denn so grimmig war die Kälte, daß die Vögel sogar Schutz in der Menschen Wohnung suchten und Allen die Zähne vor Frost klapperten. Selbst König Wilhelm konnte sich bei der Frage des Lachens nicht erwehren und sprach: „Deß würd' ich mich freuen, denn Blumen sind mir vor allen Dingen lieb, die schönsten Abbilder der viel minniglichen Frauen.“

„Hier aber bleicher Farbe und nimmer brünstig warm“, schnarrte des Schalksnarr Stimme, „denn schaut dort auf dem Glas der Fenster hat sie der Winter in vollster Pracht des Blühens aufgestellt. Wir brauchen da nicht weit zu gehen.“

Albertus hatte indeß ein kleines Pförtlein geöffnet und den König gebeten, ihm zu folgen. Neugierig drängten sich seine Begleiter ihm nach, stuzten aber hochverwundert an der Schwelle, wie auch Wilhelm selbst, denn laue, wohlige Luft strömte ihnen entgegen und der süßeste Duft von Blumen und Kräutern, mit welchen der Frühling die Erde erquickt, wodurch er alle Wesen so überschwänglich glücklich macht. Albertus war ihnen vorangeschritten, und erst auf seine Einladung wagten sie es über die Schwelle des Zaubergartens zu schreiten.

Das reichste, üppigste Pflanzenleben umgab sie. Alles blühte in mailicher Pracht, und Tausende von seltenen Pflanzen, Sträuchern und fremden Bäumen entfalteten hier ihre Blüthenkelche in den reizendsten

Farben und seltsamsten Formen, wie sie noch Keiner der Anwesenden gesehen, hauchten die süßesten und würzigsten Düfte aus. Tausende bunt- und goldgefiederte Vögel gaukelten und hüpfen in den Blüthenkronen; munter zwitscherten und sangen sie durcheinander, oder bauten eifrig an ihren Nestern; Goldkäfer, Buntfalter und schillernde Libellen schwebten über den Blumen, wiegten sich in neckenden Spielen auf den wollustathmenden Düften. Springbrunnen warfen ihre Wasserstrahlen hoch in die Luft, und die Sonne brach sich in ihnen in dem herrlichsten goldnen Farbenspiele, denn über dem ganzen lieblichen Lustgarten wölbte sich des Himmels reinster Azur.

Und Aller Herzen wurde wohl in der milden Frühlingsluft, die sie umgab, und der König gedachte der Vielmänniglichen, welcher er huldigte in züchtiger Minne. Alle jauchzten und jubelten, lauschten dem Gesange der Vögel, der melodisch klang in das Geplätscher der Springbrunnen und das Gekrassel der Bächlein, die wie silberne Schlangen durch die Blumenbeete schlüpfen und hinrannen in ein großes Kristallbecken, in welchem goldne und silberne Fischlein lustig herumschwammen und schäkerten, buntegefiederte Schwäne ruderten, süß flötend, wie der sehnende Schlag der Nachtigall, welche im Frühlinge ihrer Liebe ruft.

König Wilhelm und seine Ritter ergingen sich in dem mailichen Lustgarten, pflückten sich Blumen und Zweige, mit denen sie ihre winterlichen Birette zierten. Laut aufjauchzend vor Lust, hatte des Königs Schalksnarr seine Schellenhaube in die dichtbelaubte Krone eines in vollster Blüthe prangenden Baumes geschleudert und war hinaufgerutscht, um sie herunter zu holen. — Mit einem Male befanden sich der König und sein Geleit wieder im Refektorium, und baß ärgerten sich die Herren, denn von ihren Biretten winkten verdorrte Reiser, gelbe und weiße Rüben, Wurzeln und Reißig hielten sie in den Händen. Sam-

merlich schrie der Schalksnarr Zetter und Wehe, denn er hing eingeklemmt zwischen den Gitterstäben eines Fensters und konnte nicht rück- noch vorwärts, mit Händen und Füßen zappelnd, wie ein gespießter Frosch. Alle brachen in ein lautes Gelächter aus, und vergessen war der Aerger, der anfänglich in ihren Herzen aufgestiegen war, denn die schneidende Kälte mahnte zum Ausbruch.

Auf den Abend entbot König Wilhelm den Albertus zu einem Gastmahl, welches er den Edlen der Stadt zu Ehren in seiner Herberge „Zum weißen Thurm“, wie eine alte Handschrift sie nennt, mit königlicher Pracht zum Abschiede veranstaltet hatte.

In dem Festsaale herrschte eine wohlige, einladende Wärme, denn lustig flackerten in zwei Kaminen kräftige Holzfeuer, und verwahrt waren die Fenster, die noch kein Glas hatten, sondern Hornscheiben, durch dicke Teppiche, auf welchen die Wappenzeichen der Stadt und ihrer edlen Geschlechter in hellen Farben eingewirkt waren. Auf der langen Tafel glänzten wunderbar geformte Silbergeschirre, und vor dem jungen Könige, der auf reich geschnitztem Sessel am obern Ende des Tisches saß, glänzte im buntesten Steingefunkel ein großes goldenes Trinkhorn. Ihm zur Rechten und Linken saßen die beiden Bürgermeister der Stadt aus dem Geschlechte der Overstolzen in ihren scharlachrothen Mänteln und Wämfern, die reich und zierlich mit grünem Sammt und Zindeltaffet ausgeschlagen, und so folgten die Ritter des Königs und die edlen Kölner, die Saphiren, die Weißen, die vom Leopard, vom Juden, vom Steffen, von Hardefaust und wie sie sonst noch hießen, alle in ihre Wappenfarbe gekleidet. Hinter jedem der Herren stand ein Diener in des Herrn Farbe gekleidet, in der Rechten trugen sie eine brennende Wachsfackel und auf dem linken Arme das linnene große Tellertuch, um es den Rittern und Herren zu

reichen, wenn sie des bedurften. Hell war die Halle erleuchtet durch der Fackeln Schein.

Weit öffnete sich des Saales Thüre und hereinschritten die Stadtpfeifer, von Fackelträgern begleitet, und laut und fröhlich schmetterten ihre Zinken und Schallmeien, wirbelten die Pauken und Becken; ihnen folgte des Königs Truchseß mit einer verdeckten Schüssel, der Mundschenk mit dem großen silbernen Schenkkrug und der Kämmerer mit Waschbecken und Handtuch. Als der König die Hände gewaschen und das Gericht vor ihm niedergesetzt, der Schenk sein Trinthorn gefüllt hatte, folgten die königlichen Diener mit den Gerichten, jeder von zwei Fackelträgern begleitet, und pflanzten sie auf den Tisch hin. Der Truchseß deckte des Königs Gericht auf, und legte dem Fürsten vor. Lustig bliesen die Stadtpfeifer das Zeichen zum Beginn des Mahles, und bald waren Aller Hände mit Messer und Gabel bewaffnet, welche jeder der Gäste in einem Bestecke am Gürtel trug. Wacker freisten die Becher und lustige Weisen spielten die Stadtpfeifer, mit schmetterndem Gruße jeden neuen Gang der Tafel begrüßend. Immer lauter und heiterer wurde das Gespräch, immer ungebundener und freier Scherz und Lanne, und Allen ging der königliche Jüngling mit seiner heitern ungekünstelt frohen Weise als Beispiel voran. Als der Würzwein kredenzt, trat auch Albertus, den man bisher noch vermißt hatte, unter die Gäste, und König Wilhelm that dem willkommenen Gaste herzlich Bescheid.

Mit dem Würzwein war das Mahl geschlossen, und Alle harrten jetzt, nach der Sitte der Zeit, des vollen Humpen, der dann, so lange ihm die Becher nur widerstehen konnten, die Runde machte. Albertus nahm auch einen vollen Humpen, um dem Könige zu danken, er nippte, und sieh, bläuliche Flämmchen knisterten aus dem hohen Pokale, dessen Inhalt Albertus darauf gegen die Decke goß. Aus den

niederfallenden Tropfen wurden allerlei buntgefiederte Vöglein, die munter im Saale herumflatterten und zwitscherten und sangen. Darob freute sich der König und seine Gäste, als diese aber dem weisen Manne auch Bescheid thun wollten, schlugen ihnen lichte Flammen aus ihren Humpen entgegen, daß sie erschreckt von ihren Sitzen aufstaumelten und die Becher von sich schleuderten. Die Becher und Humpen standen aber alle auf ihren Stellen und anmuthig golden lockte aus ihnen der Rheinwein; aber Keiner wagte es, wie sehr es sie auch gelüsten mochte, zuzugreifen, bis der König, der sich ob dem Schreck seiner Gäste und Ritter baß ergözte, seinen Humpen ohn' alle Fahr und Hinderniß geleert hatte; da langte Einer nach dem Andern schüchtern zu, und Alle ließen sich den köstlichen Kirnwein trefflich munden. Als Albertus darauf um den Tisch gegangen, um sich auf des Königs Geheiß, zu dessen Rechte niederzulassen, hatten sich die Ueberbleibsel des Mahls, die noch auf der Tafel standen, mit einem Male in die kostbarsten Gerichte verwandelt, wie sie nur der Sommer und der Herbst spendet, und fremde Länder sie nur gedeihen und reifen sehen. Alle schauten hochverwundert bald die lockend reizende Tafel, bald einander an, und wußten nicht, wie ihnen geschah, ob sie den eignen Augen auch trauen könnten. Die Speisen und Früchte, sanftschwellende rothe und weiße Trauben, die saftigsten Erdbeeren, Pfirsichen sahen aber gar so lockend aus, spendeten einen gar zu würzigen Wohlgeruch, als daß die so verführerisch gereizte Lust ihnen hätte widerstehen können. Bald gedachten sie des ersten Spuks nicht mehr, rann doch wieder der feurigste Rheinwein aus ihren Bechern und Humpen, und Alle griffen weiblich zu, um sich die Kostbarkeiten, nach denen es ihnen so sehr gelüstete, schmecken zu lassen; — aber ehe sie sich deß versahen, war Albertus und mit ihm die lieblichen Schaulgerichte verschwunden. Laut auf lachte der König,

als er sah, wie die ernsten Herren und Ritter einander die Finger in den Mund gesteckt hatten, sich bei den Nasen hielten, oder an den eignen Fingern, an ihren Gürteln und Mäntelzipfeln kaueten; der Schalksnarr hockte unter des Königs Seßel und hatte den Schweif eines Hundes, der laut aufknurrte und um sich biß, in's Maul gesteckt. Den Edelherren und Rittern war es nicht sonderlich zu Muth, als sie sich also geäfft sahen, aber sie verschmerzten ihren Aerger, da sie sahen, daß König Wilhelm sich herzlich freute über den drolligen Streich, und Alle sprachen wieder wohlgemuth dem edlen Rheinwein zu, und thaten den Gebern wie der herrlichen Gabe noch alle Ehre an, als längst die Bürgerglocke zur Ruhe geläutet hatte. Ob dem Schmausen und Banzkettiren befand sich der junge König und manche seines Geleites am folgenden Tage, als sie sich zur Abreise anschieden, nicht ganz wohl; aber ein Paar Züge aus dem Becher, den ihm der weise Albertus zur Hülfe in solchen Fällen verehrt hatte, gab ihm die Behaglichkeit des Wohlseins wieder *) und Alle verließen froh und guter Dinge die heilige Stadt. Die Sage vom Wintergarten und der hohen Weisheit Albertus des Großen, lebt noch im Volke, wie sie uns auch aufbewahrt worden von den Chronisten der Zeit.

*) Die Wunderbecher des Albertus, wie sie uns noch in manchen Alterthumssammlungen gezeigt werden, sind aus einer eignen Metallmischung gebildet, die in zwei röhrenförmigen Lagen auf einander gefügt, zwischen denen Spiesglanz eingelöthet ist. Die innere Lage ist haarfein durchlöchert. Läßt man nun eine Zeitlang Wasser in dem Becher stehen, so bewirkt dieser Trank Erbrechen, steht aber Wein darin, so bewirkt dieser Abweihen.

Die Marien-Ablass-Kapelle.

Aufgeregt waren alle Gemüther in Deutschland und besonders in den rheinischen Landen, denn Papst Innocenz III. hatte sich für den Hohenstaufen Friedrich II. erklärt, den Kaiser Otto IV. mit dem Banne belegt und seine Unterthanen ihres Eides entbunden. Erklärte sich auch das kölnische Erzstift für den Hohenstaufen, als Erzbischof Theodorich von Mörs, ein Freund und Anhänger Otto's, von dem Papste seiner Würde entsetzt und sein Stellvertreter, Adolph von Altena, im Erzstifte den Bannfluch über den Kaiser ausgesprochen hatte, Köln blieb seinem Eide treu und verließ die Sache Otto's nicht. So wuchsen mit jedem Tage die Wirren; Bürger und Landleute wurden dabei noch von den wunderlichsten Weissagungen geschreckt, mit allerlei Strafen des Himmels bedroht. Allgemein war die Betrübniß und Trauer über das Unglück der christlichen Waffen in Palästina; seit 1187 senfte Jerusalem wieder unter dem Joche der Sarazenen, und alle Versuche der Fürsten der Christenheit, die heilige Stadt wieder zu erobern, waren gescheitert, durch die Uneinigkeit ihrer Führer, mehre Kreuzfahrer-Heere von den Feinden theils aufgerieben, theils auseinander gesprengt worden. In der Heimath in Kriege und Uneinigkeiten verwickelt, hatte bei den Deutschen sowol als bei den Engländern und Franzosen die hohe Begeisterung nach und nach immer mehr abgenommen, und schien, wie laut auch Rom und einzelne gottbegeisterte Männer das Kreuz predigten, zum heiligen Kriege aufzuerstehen, um das Jahr 1212 ganz erloschen.

Ganz Köln gerieth daher in Bewegung, als an einem frühen Morgen der Sohn eines Bürgers,

Namens Niklaß, noch ein Knabe, im Bußgewande, ein hölzernes Kreuz nachschleppend, durch die Straßen zog und laut ausrief: „Es ist des Herrn Wille, das heilige Grab durch die Hände der Unschuldigen zu befreien! Auf, folget mir, ihr Kinder! folget mir!“ — Wie ein Zauber wirkten diese Worte. Es war ein rührender Anblick, zu sehen, wie Kinder aller Stände, Knaben und Mädchen dem Kreuzträger folgten und einstimmten in seinen Ausruf. Weder durch der Eltern Thränen, noch durch Drohungen und Züchtigungen ließen sich die Kleinen abhalten. Heimlicher Weise entflohen sie der elterlichen Obhut; sperrte man sie ein, so erbrachen sie ihre Verwahrsame, gruben sich sogar unter den Mauern durch, hielten sich im Tage an entlegenen Orten verbergen, um bei nächtlicher Weile, wenn sie sich sicher vor Verfolgungen glaubten, den Schaaren der kleinen Pilger nachzueilen.

So zog die, anfangs kleine, Schaar rheinaufwärts durch Städte und Dörfer; allenthalben verbreitete ihr Erscheinen und der Zweck ihres Zuges Verwunderung und Staunen, Bestürzung unter den Eltern, aber unter den Kindern, einem Zauber gleich, die größte Begeisterung, die in eine Art von Raserei ausartete, denn wohin sie kamen, ertönte ihr Gesang: „Herr Jesu Christ, gib uns Dein heiliges Kreuz!“ und mit jedem Tage vermehrten sich die Haufen.

Sahen auch manche Eltern mit gebrochenem Herzen ihre Lieblinge den Schaaren folgen, da alle ihre Bemühungen, sie zurückzuhalten, vergeblich waren; eiferten auch Geistliche und ernste Männer gegen dies Beginnen, so fand es doch bei der Mehrzahl Anhänger und Unterstützung. Sie sahen in dieser so wunderbaren ungewöhnlichen Erscheinung des Himnells Jünger, seinen Willen, worin sie eine Prophezeiung bestärkte, die verkündet: im Laufe des Sommers würde eine solche Dürre eintreten, daß alle Flüsse und Bäche austrockneten, so daß die Schaaren

der Knaben und Mädchen, die sich nach und nach zu tausenden vermehrten, trocknen Fußes durch das Becken des Mittelmeers bis hin nach Jerusalem ziehen konnten. — Die kleinen Kreuzfahrer, welche auf die Frage, wohin sie zögen, immer antworteten: „Wir gehen nach Jerusalem, um das heilige Grab zu befreien!“ waren, nach der Frommen Meinung, ein Werkzeug der Vorsehung; um die Großen und Mächtigen der Erde zu beschämen, hatte sie ihre heilige Sache den Händen der Kindheit und Unschuld anvertraut. Alle, welche gegen der Kinder Zug sprachen, wurden als Geizhalse und Ungläubige verspottet und bedroht, und bald verstumten diese Stimmen aus Furcht vor der Rache des so leicht aufgeregten Pöbels.

Wo die Kinderschaaren nur hinkamen, wirkte ihr Erscheinen, wie eine ansteckende Krankheit; Priester, Frauen schlossen sich an sie an, doch auch allerlei Gesündels. Bald hatte sich die Kunde des Zuges auch in den übrigen deutschen Landen verbreitet und allenthalben ergriff die Wanderlust die Kinder, selbst kaum zwölfjährige Knaben, so daß sie diesem Triebe nicht zu widerstehen vermochten. Hunger, Entbehrungen aller Art, die Mühseligkeiten des Weges, alles Ungemach des Wetters konnten sie nicht abschrecken, wenn auch Viele nicht einmal den Zweck ihrer Reise kannten. Frankreich sah um diese Zeit dasselbe Schauspiel einer traurigen Verirrung, auch hier verließen Tausende von Kindern beiderlei Geschlechts Vater und Mutter, ihre Angehörigen und Gewohnheiten, entsagten Allem, selbst der Heimath, um nach dem gelobten Lande zu pilgern, um hier, wie sie auf allen Straßen sangen, das heilige Grab aus der Gewalt der Sarazenen zu erlösen.

Die kleinen Pilger aus Deutschland waren aber schon auf ihrem Zuge, ohne Schutz und Führer, durch Elend und Entbehrungen sehr zusammengeschmolzen; viele hatten sich auf ihren Wegen verirrt,

waren von schlechten Menschen, die sich unter sie gemischt, absichtlich irre geführt und ausgeplündert worden, oder gar Menschenhändlern in die Hände gefallen und in dem Lande der Sarazenen verkauft worden. Viele Tausende waren aber die Haufen stark, die sich am Fuße der Alpen sammelten. Ein Haufen von etwa siebentausend kam bis nach Genua und wurde von dem Senate in der Stadt aufgenommen. Sechs bis sieben Tage lang hatte man den kleinen Kreuzfahrern Gastfreundschaft zugestanden; da man aber bei dieser Menge Hungersnoth und andere Unordnungen befürchtete, die Stadt selbst in einem Kriege mit Friedrich II. verwickelt war, wurden die Kreuzfahrer fortgewiesen und der größte Theil dem unsäglichsten Elende Preis gegeben. Einige Kinder aus den angesehensten Familien Deutschlands blieben in Genua, stiegen in der Folge bis zum Range der Patrizier und wurden die Stammeltern vieler der berühmtesten Familien der Republik.

Umsonst harrten die armen Betrogenen dem Austrocknen des Meeres entgegen, umsonst suchten sie wieder den Rückweg; die sich ihnen als Führer beigesellt, hatten sie ausgeplündert und dann ihrem Schicksale überlassen. Die Meisten wurden, ohne Ziel umherirrend, in die Sklaverei verkauft, viele Tausende kamen auf dem Rückwege vor Elend und Mühseligkeiten um, und nur Wenige sahen die Heimath und die Ihrigen wieder. An fünfzigtausend Kinder waren das Opfer dieser Bethörung geworden, denn aus Frankreich zogen allein dreißigtausend bis nach Marseille, wo sich zwei Kaufleute, Hugo Ferreus und Wilhelm Porcus nennt sie die Geschichte, erbot sich, sie nach dem heiligen Lande überzusetzen. In sieben Schiffen wurden sie eingeschifft; ein Sturm überfiel sie aber auf offener See, und zwei Schiffe gingen unter bei der Insel St. Peter, die übrigen landeten bei Bugi und Alexandrien, und die tausende Kinder wurden von ihren Führern in Afrika als

Skaven verkauft. Viele derselben, welche standhaft im Glauben, der Lehre Christi nicht absagen wollten, starben den Märtyrertod. Hugo und Wilhelm, später in eine Verschwörung gegen das Leben Friedrich II. des Hohenstaufen verwickelt, fanden ein schmachliches Ende durch Henkershand.

Der Kölner Niklas kehrte wieder, reichbegütert, nach Köln zurück, wo auch viele, viele Eltern den Verlust ihrer Kinder zu beweinen hatten. Der Bösewicht wurde aber entdeckt. Bezeichnete ihn auch die Stimme des Volks schon als den Urheber des Unglücks, so gestand er zuletzt auch selbst, wie er durch Mißhandlungen und Drohungen den eigenen Sohn gezwungen, die Kleinen zu der Kreuzfahrt aufzufordern, und wie er selbst eine Menge der Unglücklichen beraubt und in die Sklaverei der Heiden verkauft habe. Der Missethäter entging seiner Strafe nicht, er endete unter den fürchterlichsten Qualen auf dem Rabenstein.

War auch diese an's Wunderbare streifende Erscheinung, wie uns deren das Mittelalter so viele aufzuweisen hat, ohne Folge vorübergegangen, so wurde der Geist des heiligen Kampfes wieder aufgeweckt. Als Papst Innocenz die Kunde vernahm, wie die Blüthe der Jugend Deutschlands und Frankreichs auf so schändliche Weise hingeopfert, sprach er: „Diese Kinder machen uns den Vorwurf, daß wir schlafen, während sie hineilen, dem heiligen Lande Hülfe zu bringen.“ Er versammelte ein Concil zu Rom. In allen christlichen Ländern wurde das Kreuz gepredigt, Allen, welche es nahmen, Ablass verlichen und Vergebung aller Sünden. König Johann von England, Philipp August von Frankreich und selbst Friedrich II., der endlich seinen Nebenkönig Otto IV. gestürzt sah, als dessen Macht in der Schlacht bei Bouvines 1214 gebrochen war, nahmen das Kreuz, und sandten Abgeordnete nach Rom.

Allgemein war die Begeisterung, in allen Landen, auf allen Straßen, in Städten und Dörfern erscholl der Aufruf zum heiligen Kampfe, Heil und Gnade wurde den Theilnehmern gelobt, die ewige Verdammniß Denen, die zu Hause blieben; selbst die auf ihrem Zuge dem Tode entronnenen Kinder entband der Papst ihres Gelübdes nicht. Die Troubadours und Minnesinger huldigten in ihren Liedern nicht mehr den Frauen und der Minne, sie forderten die Ritter und Edlen auf, sich zu waffnen zum heiligen Kampfe, zu folgen dem Kreuze, das ihnen, wie man allgemein glaubte, der Papst selbst zum Siege, als Führer, vorantragen würde. Alle Fehden wurden geschlichtet, aller Haß, alle Zwietracht war verbannt, alle christlichen Völker des westlichen Europa's schienen nur von einem Gedanken beseelt, ein Ziel zu haben. Ungeheuer waren die Rüstungen und Anstalten zum Kampfe, daß die Sarazenen mit Schreck und Angst des herrannahenden Sturmes harreten.

Köln hatte sich mit dem Hohenstaufen Friedrich ausgesöhnt. Nach der Schlacht bei Bouvines war Otto, aller Hülfe baar, nach Köln geflohen und von den Bürgern willfährig aufgenommen worden. Groß waren die Summen, welche die Kölner dem Kaiser schon vorgeschossen hatten, er verlangte immer mehr, und erhielt auch noch 600 Mark; da aber die Bürger sahen, wie seine Gemahlin, Maria von Brabant, Tag und Nacht beim Würfelspiel und ähnlichen Spielen zubrachte und bedeutende Summen verlor, wurden sie des theuern Gastes, dem sie schon so Viel geopfert hatten, überdrüssig. Otto's Gläubiger drangen auf Bezahlung, und da sich der Kaiser und die Kaiserin ihren Zudringlichkeiten und Forderungen nicht erwehren konnten, verließ Otto, unter dem Vorgeben, auf die Jagd zu gehen, die Stadt, um nicht wiederzukehren; heimlicher Weise folgte ihm seine Gemahlin in Vilsaertracht. Hierüber äußerst entrüstet, öffneten die Bürger dem einundzwanzigjährigen Friedrich

ihre Thore, und schon am 25. Juli 1215 ward er von Erzbischof Siegfried von Mainz in Lachen gekrönt. Jetzt wieder das Glück und die Ruhe des Friedens genießend, dachten auch die Kölner ihrer Pflicht, dem gelobten Lande zu Hülfe zu eilen. Wunderbare Zeichen am Himmel, flammende Schwerter und blutrothe Kreuze hatten sie schon längst zum Kreuzzuge gemahnt; längs des ganzen Rheinstromes hatten die Priester Olivier von Köln und Johann von Kantzen durch die feurigste Beredsamkeit heiliger Begeisterung die noch Säumigen anzuspornen gewußt. So groß und allgemein war nie die Begeisterung für den heiligen Krieg am Rheine gewesen; Mütter feuerten ihre Söhne, die Gattin den Gatten, die Braut den Bräutigam an, das Kreuz zu nehmen, und Reich und Arm, Alt und Jung, was nur immer fähig, die Waffen zu führen, ließ sich schmücken mit dem heiligen Zeichen.

Köln war der Sammelplatz. In kurzer Frist sah es mehr denn dreihundert Heerschiffe unter dem Schutze seiner Mauern versammelt. Von der ersten Frühe des Tages bis zur späten Nacht währten die Rüstungen; die Stadt selbst glich einem großen Heerlager und alle Stände und Geschlechter wetteiferten, um die Kreuzfahrer mit dem Nöthigen zu versehen, die Schiffe zu der weiten Meerfahrt auszustatten. Auf Straßen und Plätzen waren Waffenschmiede und Backöfen errichtet, und Tag und Nacht dröhnten die Ambosse, nicht kalt wurden die Defen. Am Rhein wurden Laue gedreht, Segel zurecht gemacht und geflickt, die Schiffe getheert, und die eifrige Thätigkeit, die allenthalben die Stadt belebte, zeigte, welchen Antheil Alle an der Kreuzfahrt nahmen. Auf den Schiffen, deren Masten das Kreuzesbanner schmückte, sah man die Banner der Blüthe des rheinischen Adels wehen und unter ihnen auch die der meisten edlen Geschlechter der Stadt, welche nicht zurückbleiben

wollten, wo es galt Thatenruhm zu erndten im Kampfe um das Heiligste.

Unter den Edlen Kölns, welche das Kreuz genommen, war auch ein Ritter, Herr Bruno von Mauenheim, eben so fromm und gottesfürchtig, als edel und tapfer. Mit gar brünstiger Andacht hing er an der heiligen Jungfrau Maria, und gewöhnlich verrichtete er sein Gebet zu der gebenedeiten Mutter des Weltheilandes vor ihrem Bilde, das in einer Mauernische an der Nordseite der Kirche unser lieben Frauen zum Ablass von der Hand eines kunstreichen Malers gemalt war. Als alle Schiffe bemannet und zur Abfahrt ausgerüstet, die Streitrösse, Wurfgeschütze, Blyden und Sturmböcke eingeschifft waren, die Kreuzfahrer in der Domkirche ihre Andacht gehalten, eilte Ritter Bruno noch vor der Stunde, die zum Absegeln bestimmt war, nach dem Muttergottesbilde, um hier zu beten und sich und seine Waffen dem Schutze der himmlischen Fürsprecherin zu empfehlen.

Die Stunde der Abfahrt kam; schmetternd riefen die Trompeten und Heerhörner die Kreuzfahrer zu den Schiffen. Unzählig war die Menschenmenge, welche von Köln bis Stunden weit unterhalb der Stadt an beiden Ufern des Rheines sich versammelt, um Abschied zu nehmen von den Theuren, die jetzt, von ihren Wünschen und Segnungen begleitet, hinauszogen zum fernen Kampfe, um Zeugen zu sein des großartigen Schauspiels, wie die Stadt Köln und die rheinischen Lande kein Zweites je gesehen hatten. Von den Spitzen der Masten schimmerten hunderte Kreuze in der Morgensonne, die ihren Glanz in den reichen Rüstungen, den hellen Schilden der Ritter widerspiegelte, welche am Bord der Schiffe bei ihren, lustig im Winde flatternden, Bannern standen. Die am Rheine versammelte Geistlichkeit gab den Kreuzfahrern den Segen, empfahl die stattliche Flotte dem Geleite Gottes. Das Zeichen des Aufbruchs wurde

gegeben. Kriegsmuthig klangen die Trompeten, die Anker wurden aufgewunden, im Takte schlugen die Ruder und unter dem Zujauhen der Zuschauer bewegten sich die Reihen der Heerschiffe flussabwärts. Ein majestätischer Anblick. In Prozessionen zog die Menge, betend und singend, an den Ufern den Schiffen nach, und Viele folgten ihnen in strengen Fußübungen bis hin nach dem Lande der Holländer, wo sich auch Haufen aus Flandern, Holland und Friesland zur Kreuzfahrt zusammengescharrt hatten.

Glücklich gelangte die mächtige Kriegsflotte bis zu den Küsten Portugals. Hier sollten die Kreuzfahrer zuerst ihre Tapferkeit erproben. Hatten auch die Waffen christlicher Kreuzfahrer schon im Jahre 1147 die Stadt Lissabon und ihr Gebiet den Mauren entrissen, so war doch der größte Theil des Landes, wie auch Spaniens, noch unter maurischer Herrschaft, und die Niederlassungen der Christen stets den fortwährenden Angriffen der kriegserfahrenen Mauren ausgesetzt. Der Kampf der Christen war bisher ein Schutzkampf gewesen; bei Ankunft des so zahlreichen Heeres konnten sie die Feinde des Kreuzes selbst angreifen. Dies geschah, und in mehreren blutigen Schlachten mußten die Mauren der Tapferkeit der Rheinländer und Friesen weichen, zwei sarazenische Fürsten blieben auf der Wahlstatt. Die Kreuzfahrer waren selbst so glücklich, das Panzer des Kreuzes auf den Wällen der bisher unüberwindlich geglaubten maurischen Stadt Alkazar wehen zu sehen.

Durch diese Siege ermuthigt und begeistert, kam die Flotte glücklich nach dem heiligen Lande, wo ihre Erscheinung, die Nachricht ihrer Siege neue Kriegeslust und neuen Muth unter dem Kreuzheere verbreitete, denn ein großer Theil der Kreuzfahrer, so die Ungarn und Böhmen unter dem Könige Andreas von Ungarn, hatten sich, nach blutigen, theils glücklichen, theils unglücklichen Kämpfen, uneinig unter

sich, wieder nach Europa eingeschifft, oder waren durch Kleinasien zurückgekehrt. Soaleich wurde beschlossen, Aegypten anzugreifen und bald sah man die Flotte der Christen von Ptolomais der Mündung des Nils zusteuern. Glückliche landete man; das Heer ward ausgeschifft in der Ebene von Damiette. Gut befestigt, mit starken Mauerwällen und einer zahlreichen Besatzung war die Stadt versehen, zudem noch durch einen in der Mitte des Nils erbauten festen Thurm von der Stromseite geschützt, so daß hier der Angriff unmöglich war. Am westlichen Ufer des Nils schlugen die Kreuzfahrer ihr Lager auf. Da verschiedene Angriffe auf den festen Thurm trotz aller Tapferkeit der Kreuzfahrer gescheitert und eine Menge in den Fluten des Nils umgekommen waren, fing Olivier von Köln an, auf mehreren Schiffen einen Wehrthurm zu bauen, um mit demselben den festen Thurm anzugreifen. Mit Entsetzen sahen die Sarazenen diese Anstalten, ohne sie hindern zu können. Durch den unermüdblichen Eifer der Kreuzfahrer und besonders der Kölner war der ungeheure hölzerne Thurm, mit Enterbrücken und Wurfgeschossen ausgerüstet, bald vollendet und mit den auserlesenen Kriegern bemannt. Die Mehrzahl derselben waren Rheinländer und Friesen. Nachdem das ganze Heer sich während dreier Tage durch Fasten und Beten vorbereitet hatte zum Kampfe, wurde die ungeheure Kriegsmaschine, einer Beste gleich, gegen den Thurm geführt. Das ganze Kreuzheer stand in Schlachtreihe aufgepflanzt und ermunterte durch sein Geschrei die Tapfern zum Angriff. Er geschah; Wunder der Tapferkeit wurden von beiden Seiten gethan; schon lagen die Enterbrücken auf des Thurmes Binnen, schon stürmten die christlichen Ritter; da geräth der Thurm durch das griechische Feuer, welches die Sarazenen gegen ihn schleudern, in Flammen, die Enterbrücke wankt; laut jauchzen die Feinde; auf die Knie sinkt das ganze christliche Heer kläglich den Himmel

um Beistand und Rettung ansehend. Wie durch ein Wunder erlöschten die Flammen, bald ist der Thurm und seine Brücke wieder hergestellt, ungestümmer und heftiger der neue Angriff, der Thurm wankt unter den Stößen der Stürmböcke; Alles schmettern die Streitkolben, die Heerärte, die Flegel der Angreifenden nieder. Mit einem Jünglinge aus Lütich hat Bruno von Maunheim, der erste in der Kämpfer Reihe, die Zinne erstiegen, seine Streitart trifft den Sarazenen, in dessen Hand das Kreuzbanner, das beim ersten Angriffe von den Muselmännern erbeutet worden. Mit der Wucht seiner Art Alles niederschmetternd, schwingt Ritter Bruno mit der Linken das heilige Feldzeichen, zu neuem Muth Alle entflammend. Ein junger Kriese, der mit seinem Flegel der Sarazenen Haufen lichtet, trifft ihren Pannierträger und bemächtigt sich seiner gelben Staudarte. Bald ist das obere Geschos des Thurmes in der Christen Gewalt; die sich in's zweite zurückziehenden Türken legen Feuer an, um die Kreuzfahrer zum Rückzuge zu zwingen, aber selbst das fürchterliche Element hemmt sie nicht auf der Pahn des Sieges. Die Sarazenen können keinen Widerstand mehr leisten, sie müssen sich ergeben. Nicht mit irdischen Wesen glauben sie gekämpft zu haben, sie erklären, Ritter in glänzend weißen Rüstungen hätten gegen sie geschritten in den Reihen der Kreuzfahrer.

Siegeestrungen eilen die Schaaren zur Belagerung der Stadt selbst. Von der Nilseite wurden die festen Wälle mit dem größten Ungestüm angegriffen, aber ohne Erfolg. Auf der östlichen Seite des Nils lagerte der Sultan von Kairo, er unterstützte die Belagerten mit Verstärkungen und Lebensmitteln, dem Heere der Belagerer mit jedem Tage neue Hindernisse in den Weg legend. An's Unbegreifliche gränzten die Anstrengungen der Kreuzfahrer; der Sultan hatte eine Brücke über den Nil geschlagen, diese wurde von den Christen zerstört und der Feind sperrte dar-

auf den Fluß durch eine Menge von Schiffen, die er in seinem Bette versenkte. Da die christlichen Schiffe jetzt nicht mehr den Fluß aufwärts segeln konnten, gruben die Kreuzfahrer auf der Westseite des Nils einen alten Kanal, der vom Meere oberhalb der Stadt in den Fluß führte, wieder auf, und ihrer Beharrlichkeit gelang es auch in kurzer Zeit das riesige Unternehmen zu vollenden. Viele der Kreuzfahrer hatten das Meer verlassen und waren, der erfolglosen Kämpfe müde, heimgekehrt; aber es landeten täglich aus Europa neue Schaaren gottbegeisteter Krieger, und erneuert wurden die Stürme auf die Stadt. Ein Schiff mit Templern und deutschen Rittern bemannt, unter denen sich auch Ritter Bruno von Mauenheim befand, wird bei einem Angriffe durch die Strömung des Flusses bis unter die Mauern der Feste getrieben. Als bald ist das Heerschiff von einer Menge feindlicher Fahrzeuge umringt und angegriffen. Zu ein Entkommen war nicht zu denken, noch weniger an Hülfe der Freunde, entweder siegen oder sterben, oder gar enden in schmachlichster Gefangenschaft. Der Heftigkeit des Angriffes gleich war der Widerstand, den die Sarazenen fanden. Tausende von Wurfspeeren und Pfeilen umschwirrten die Ritter von allen Seiten, sie standen wie Felsen, wie die aufgeschreckten Löwen den Feind erwartend, um ihn zu verderben. Was ihnen nahe kam, schmetterten ihre Schwerter, ihre Streitkolben nieder, aber auch mancher der Tapfern hatte den Tod gefunden. Wuthentbrannt, daß alle ihre Bemühungen ohne Erfolg, stürmten die Fahrzeuge der Sarazenen gegen das Schiff, wilder Schlachtenruf ertönt, seine Planken krachen, die Hiebe hageln, Todeswunden und Tod nach allen Seiten sendend; die Ritter, die am Bord ihres Schiffes todtwund hinsinken, oder in die Fluten stürzen, werden von den Feinden mit eisernen Haken in ihre Fahrzeuge gerissen. Ritter Bruno's Helm und Halsberge waren schon zerschellt, aus den

Gefügen seiner Rüstung starrten Pfeile, das Blut rieselte an vielen Stellen über den blanken Stahl; aber er fühlt keine Wunden; eben einen Sarazenenführer, der schon des Schiffes Bord erklettert, niederstoßend, trifft sein Haupt der Wurf einer Schleuder; — er taumelt und sinkt besinnungslos nieder. Die meisten der Ritter waren schon das Opfer ihrer Tapferkeit geworden; laut jauchzen die Bewohner Damiette's von den Wällen ihren Kriegern zu, die schon, des Sieges gewiß, triumphirten. Sklaverei war der Tapfern Loos — aber Keiner will diese Schmach erleben, der Alle den Tod vorziehen. Sie durchbohren des Schiffes Boden, und als sich die Sarazenen schon Herr desselben glaubten, sinkt es mit den Feinden, welche sein Bord erstiegen; — verschlungen haben es die Fluten, und über dem Grabe der Tapfern glänzt noch von des Mastes oberster Spitze das Banner des Kreuzes. —

Aus seiner Ohnmacht erwachend, fand sich Ritter Bruno in der düstern Mauerode eines Kerkers im heftigsten Wundfieber; die Ketten, welche an seinen Füßen klinkten, gaben ihm Gewißheit über sein schreckliches Schicksal. Die härteste Behandlung mußte er erdulden, die kärglichste Nahrung fristete kaum seine Tage. Jede Hoffnung an Befreiung aus seiner Gefangenschaft durch irdische Kraft hatte er schon aufgegeben; aber Trost und Linderung seiner Schmerzen und seines Elendes fand er in seinem Gebete zu der gebenedeiten Mutter des Erlösers, auf deren Hülfe er mit kindlich frommem Glauben einzig und allein noch zuversichtlich hoffte. Wurde ihm Rettung aus den Banden der Sklaverei, so hatte er gelobt, in der Heimath über dem Gnadenbilde, das er so hoch verehrte, ein Kirchlein bauen zu lassen.

Kriegsglück, Noth und Unglück der Waffen wechselten im Heere der Christen vor Damiette. Ein Sturm und ungeheure Regengüsse hatten ihr Lager fortgeris-

sen und überschwemmt, ihr Gepäck und alle Lebensmittel waren ein Raub der Wellen geworden. Die Priester, die im Gefolge des Heeres predigten, daß der Himmel also seinen Zorn verkündet, weil die Kreuzfahrer uneinig unter sich, ermahnten zur Ausdauer und neuem Kampfe. Es wurde jetzt ein Bannermagen gebaut, auf dem als Heerzeichen das Banner der Kreuzfahrt wehte, um den Streitern im Gewühl des Kampfes als Sammelpunkt zu dienen, sie zu frischer Kampfeslust anzufeuern. Angriffe auf die Stadt und Kämpfe im offenen Felde gegen die Schaaren des Sultans von Kairo hielten das christliche Heer in steter Thätigkeit, jedoch wollte es ihm, wenn auch mitunter das Kriegsglück günstig, nicht gelingen, Herr der Stadt zu werden. Krankheiten, Hunger und die dauernden Kämpfe auf den Mauern und Wällen hatten schon den größten Theil der Bevölkerung Damiette's hingerafft; an Verstärkung war nicht zu denken, da die Kreuzfahrer mit der größten Vorsicht alle Zugänge besetzt hielten und durch ihre Wachsamkeit die Versuche des Sultans von Kairo vereitelten. In dem Maße aber die Noth in der Stadt stieg, vergrößerte sich auch das Elend der christlichen Gefangenen, von denen viele ein Opfer des Hungers elendiglich hinschmachteten. Auch die letzte Hoffnung der Rettung mußte endlich schwinden, nur der Tod konnte die Armen von ihren entsetzlichen Qualen befreien.

Ritter Bruno war elend und siech, mit allen Entbehrungen hatte er schon lange gekämpft; war er aber körperlich auch noch so niedergebeugt, geistig fühlte er sich stark in seinem Vertrauen zu der Himmelskönigin, Lindrung und Trost gab ihm sein innigstes Gebet. Mit dem Gedanken an die Heimath, an die fernsten Lieben hatte ihn auch eines Abends, wie gewöhnlich, der Schlummer überrascht, der sich erquicklicher, denn jemals, auf seine Augenlieder senkte,

nachdem er sein Gebet zur Mutter Gottes verrichtet und sich ihrem Schutze empfohlen hatte. Ein angenehmer Traum beglückte ihn. Die himmlische Fürsprecherin trat in blendendem Lichtglanze, so wie ihr Bild in seiner Seele lebte, wie es in der Mauerinsche an der Kirche unserer lieben Frau zum Ablass in Köln gemalt war, zu ihm an sein elendes Strohlager, neigte sich über ihn und löste mit einiger Hand seine Bande. Gestärkt erwachte er, und freudig dankend sank er auf die Kniee zum Gebete, als beim Erwachen die schweren Fußschellen wirklich nicht mehr an seinen Füßen klinkten, geöffnet neben ihm lagen. Ein Schimmer drang durch des Kerkers Thüre, die offen stand. Er nahm seine Fessel, und wie von überirdischer Macht geleitet, kam er ohne alle Hindernisse aus der Stadt in das Lager der Christen, wo Alle ihn gleich einer Wundererscheinung empfingen. Zu schwach und elend, die Waffen zu führen, und heißverlangend nach der Heimath, schiffte sich Ritter Bruno mit den ersten heimkehrenden Kreuzfahrern nach Europa ein. Glückliche war die Ueberfahrt, mit ihm kam auch die glückliche Kunde von der endlich am 9. November 1219 erfolgten Einnahme Damiette's, welches die Kreuzfahrer beinah zwei Jahre belagert gehalten hatten. Achtzigtausend Menschen hatten bei dieser Belagerung das Leben eingebüßt, von sechszigtausend Bewohnern der Stadt waren nur dreitausend übrig geblieben, die übrigen hatten Hunger, Seuchen und Noth aufgerieben. Leider hatte diese blutige Eroberung, an welcher die kölnischen Kreuzfahrer, die Holländer und Friesen den größten Antheil nahmen, keine günstige Folgen, denn nach vielen vergeblichen Anstrengungen fiel 1221 Damiette wieder in die Hände der Sarazenen, das ganze christliche Heer war von ihnen umzingelt worden und mußte zuletzt Aegypten räumen.

Nach Köln zurückgekehrt, ließ Ritter Bruno von

Mauenheim es sich angelegen sein, das Gelübde, welches er in der Gefangenschaft gethan hatte, zu erfüllen. Neben der großen Kirche unsrer lieben Frauen zum Ablass wölbte sich bald über dem Mutter-Gottes-Bilde eine Kapelle, welche der Ritter auch nach Kräften begabte. Bei dem Bilde der himmlischen Fürsprecherin hing er, zum Andenken seiner wunderbaren Rettung, seine Kessel und Sporen auf, wie sie noch in der Marien-Ablass-Kapelle zu schauen sind, wo schon so mancher Gläubige Trost und Hülfe suchte und fand.

Unter den Andächtigen, welche in späterer Zeit nach Köln zogen, um bei dem Mutter-Gottes-Bilde zu beten, war auch eine Kaiserin. Die kölnische Malergilde wurde von dem Stadtmagistrate aufgegeben, das alte bleiche Bild wieder aufzufrischen. Die geübtesten Meister wetteiferten mit ihrer ganzen Kunst, das Bild in der herrlichsten Farbenpracht herzustellen. Als sie nun glaubten, ihr Werk nach allen Kräften vollendet zu haben und am andern Morgen wieder zur Kapelle kamen, schaute sie das Bild eben so bleich und farblos an, als wenn sie keinen Pinselstrich an demselben gethan hätten. Gestroßt gingen sie wieder an's Werk, dem sie noch mehr Aufmerksamkeit widmeten, wie das erste Mal, aber auch mit demselben Erfolge, denn am andern Tage waren wieder alle Spuren der Uebermalung verschwunden, und so geschah es auch, als die Maler zum dritten Male nach allen Vorschriften ihrer Kunst den Versuch erneuerten. Da sah man deutlich, daß es des Himmels Wille, daß das Bild so bleiben sollte, wie es die Englein gemalt; denn man hatte das Bild selbst, als man einst zur Erweiterung der großen Kirche unsrer lieben Frau zum Ablass die nördliche Mauer niederlegen wollte, in derselben gefunden, so wie es noch heutigen Tages in der Kapelle zu Marien-Ablass zu schauen ist

und mildiglich herabblickt auf die Frommen, die bei der himmlischen Fürsprecherin Trost und Hülfe suchen.

Die große Kirche unserer lieben Frau zum Ablass wurde in der französischen Zeit mit so vielen andern Kirchen abgebrochen, wie es der herumziehende Fiedler B. a. r. schon vorhergesagt hatte, ehe man noch an eine Umwälzung durch die französische Revolution denken konnte; und, wie er es prophezeit, wurde auch der unter der Kirche gefundene Sand zur Umpflasterung des alten Marktes benutzt.

Erzbischof Engelbert I., der Heilige.

Nie zuvor hatte die Umgegend von Köln solche Kriegsdrangsale erlitten, als in dem Kampfe um die deutsche Krone, den Otto von Sachsen und Philipp der Hohenstaufe geführt. Zwei Erzbischöfe sogar, die sich gegen den heiligen Vater aufgelehnt hatten und in den Kirchenbann verfallen waren, Adolph *) und Diederich **), halfen das Erzstift

*) Adolph von Altena wurde 1194 zum Erzbischofe gewählt und war bis zum Jahre 1204 Anhänger Otto's von Braunschweig; da er sich jetzt für Philipp von Schwaben entschied, that ihn der Papst Innocenz III. in den Bann und entsetzte ihn seines Amtes. Bruno, Graf von Sann, wurde statt seiner gewählt.

**) Theodorich oder Dietrich von Heinsberg wurde nach Bruno's Tod, 1208, gewählt und blieb dem Könige Otto, als diesen selbst der Kirchenbann getroffen, noch immer ein treuer Anhänger, wurde deshalb aber auch, nachdem er 1210—12 die Feste Godesberg sich zum Schutze erbaut hatte, vom Papste seiner Würde entsetzt.

verwüsten, wo sich die Kriegerschaaren der Sachsen, Schwaben, Engländer, Franken und sogar der grimmen Böhmen umherschlugen, brandschatzten, raubten und zerstörten. Dieser Gräuel Folge war das Stofsen aller redlichen Gewerbe und der Verfall der Sitten. Der Zügel der weltlichen Geseße und der Gottesfurcht war zerrissen, und Leidenschaften herrschten und führten zur ruchlosesten That. Das Land wurde zur Wüste, und öde und wüst der Menschen Brust. Die früher so eifrig angebaute und reichbevölkerte Gegend von Köln und Aachen (erzählt ein gleichzeitiger Geschichtschreiber) war fast nur von Wölfen bewohnt, die man nächtlich sogar an den Stadtmauern heulen hörte. Und die Menschen schienen in Raubthiere verwandelt, sie ängstigten sich uneinander selbst. Raubritter lauerten an den Heerstraßen, an den Flüssen, und in den Städten, deren Verkehr gehemmt war, brachen Parteikämpfe aus zu Raub und Todtschlag. So war Alles in größter Verwirrung, und die Fürsten, deren Pflicht es, dem Greuel zu steuern, sie vermehrten durch ihre tolle Fehden das allgemeine Elend. Ihnen machten es die Edelleute nach, und die Bauern, die jede Erndte vereitelt sahen, rotteten sich zusammen zu Räuberbanden. Selbst der Klerus war von dem Verderben ergriffen, entartet und verkehrt.

Nach als endlich Kaiser Otto alleiniger Herr im Lande blieb, fand er sich zu schwach, und sein moralisches Gewicht war zu geringe, als daß er dem Greuel zu steuern vermocht hätte. Kaiser Friedrich II, sein Gegner und Nachfolger, lebte meist in Italien und überließ Deutschland seinen blutigen Wirrnissen. Da war in der edlen Stadt Köln und im Erzstifte die Noth auf's Höchste gestiegen. Man verzweifelte an der Rettung, sah Drohzeichen am Himmel, und weil des Elendes, des Kammers so viel war, und Alle verzweifelte an Hülfe und Rettung, glaubte

man das Ende der Welt nahe. Doch der Retter erschien.

Dieser war Erzbischof Engelbert der Heilige, ein geborner Graf von Berg, der am 22. Februar 1216 den erzbischöflichen Stuhl bestieg, nachdem sein Oheim, Erzbischof Diedrich II durch Richterspruch des heiligen Vaters entsetzt war. Trotz seiner Jugend (er zählte damals 31 Jahre, denn 1185 ward er geboren) erwartete man von Engelbert große Dinge, und das Erztstift und die Stadt Köln hofften vertrauensvoll, daß es nun besser werde. Und so kam es auch.

Blos der Ruf von seinen hohen Tugenden hatte Engelberten zur erzbischöflichen Würde erhoben, die zwei Fürsten seines Hauses mißbraucht hatten. Ihm war es aufbehalten, wieder gut zu machen, was Jene geschadet.

Obwol ein hochgewachsener herrlich schöner Jüngling und mit der Führung der Waffen vertraut, hegte Engelbert schon frühe eine stille Neigung zu den Wissenschaften und zum geistlichen Stande. Viel mehr als die Heldenbahn seines Vaters, des preiswürdigen Grafen Engelbert I. von Berg, zog ihn das segenvolle Wirken der beiden, Bruno und Friedrich's II., Erzbischöfe von Köln, und Heinrich's, des Bischofs von Würzburg, seiner Oheime und Großoheime an und bestimmte seine Lebenswahl. Seines Vaters Bruder, Abt Heribert von Werden, ein sehr gelehrter, im Rathe der Reichsfürsten und zu Rom vielgeltender Gottesmann, der die großen Talente des hochstrebenden Jünglings zu würdigen wußte, leitete seine Erziehung mit der größten Sorgfalt, schmückte seinen Geist mit für damalige Zeit höchst seltenen Kenntnissen und weckte die edlen Jugendkeime des jungen Herzen zur höchsten Blüte. Die gefürstete Abtei Werden war damals eine hochgerühmte Schule für den deutschen Adel. Engelbert

verweilte dort bis zum gottseligen Tode seines Oheims und zog dann (1199) als Domprobst nach Münster, wo er durch Tugenden und Fähigkeiten so sehr die Liebe und Achtung Aller erwarb, daß man ihm, dem zweiundzwanzigjährigen Jünglinge (1203) die damals erledigte Bischofsstelle einmüthig antrug. Doch obwol der Fähigste und Würdigste, schug er in kindlicher Demuth diese hohe Würde aus und zog bald darauf nach Köln, wo er unter seinem Oheim, dem Erzbischofe Dietrich II., als Domprobst forthin den Wissenschaften und den Uebungen der Gottseligkeit oblag. Viel galt er dort schon im Rathe und manches wichtige Geschäft, das ihm übertragen wurde, vollführte er lobwürdig.

Als Dietrich II. durch des Papstes Bevollmächtigten, den Erzbischof Siegfried von Mainz, abgesetzt war, erhielt Engelbert sofort die Administration des Erzstiftes; doch konnte er nur durch die flehentlichen Bitten seiner Freunde bewogen werden, sich in die hohe Würde des Oberhirtenamtes zu kleiden. Da aber sah man den Segen Gottes wieder über dem Erzstifte und der Stadt Köln heimisch werden. Engelbert's redlicher Thätigkeit gelang es bald, die Ordnung in allen Dingen herzustellen, die Spuren der Kriegsverödungen auszulöschen und bedeutende Schulden an den römischen Stuhl und die weltlichen Pfandinhaber abzutragen, ohne das verarmte Land zu drücken. Auch den äußern Glanz der Hirtenwürde erhob er. Obgleich er selber höchst einfach lebte, und in edler Thätigkeit der Ueppigkeit nie Raum gewährte, so war sein Hof als der glänzendste weit umher gerühmt. Seine Tafel, wo Worte der Weisheit und gottselige Gespräche vernommen wurden, war fast täglich von Fürsten besucht. Aber auch arme Greise speisete der Erzbischof täglich an seiner Seite, und wandernde Mönche und Pilger berichteten dort aus den fernsten Landen. — Als einst eine stolze

Fürstin darüber spottete, daß sie neben einem armen Mönche an des Erzbischofs Tafel sitzen müsse, verwies Engelbert dies sehr hart und hieß sie hinfort sein Haus meiden, wo nur auf wahre Vorzüge, nicht auf den Adel der Geburt und zierliche Gewande gesehen würde. Auch für den Schmuck der noch jüngst so arg vernachlässigten Kirchen war Engelbert sehr bemühet, und, ein Freund und Kenner der edlen Baukunst, ließ er viele neue Kirchen aufführen. Die Vernachlässigung der Landesverwaltung aber machte ihm Anfangs die meiste Arbeit.

Die Handhabung des Landfriedens war seine erste Sorge. Nachdem seine Ermahnungen von mehreren raublustigen Adelligen verlachtet worden, versammelte er seine Reisige und die gutgesinnten Nachbärfürsten um sich, und an der Spitze eines wohlgerüsteten Heerbannes zog er gegen die Raubburgen, eroberte, zerstörte sie und strafte die Frevler. Rastlos durchzog er das Erzstift und legte nicht eher die Waffen nieder, bis das Land zu Frieden und Ordnung zurückgekehrt war. Der Erzbischof wußte sich in solche Achtung zu setzen, daß sogar sein Handschuh statt Geleitsbrief vorgezeigt, die frechsten Raubgrafen von der überfallenen Beute zurückscheuchte. — Als er einst vernahm, daß ein Adeliger aus seinem Gefolge, dessen Urgroßvater sich schon in der bekannten Judenverfolgung des Mönches Gottschalk ausgezeichnet, mehrere Juden beraubt und erschlagen hatte, so ließ er denselben zum Tode verurtheilen. Der Raubmörder aber suchte sich damit zu verantworten, daß die Mörder Christi kein besseres Loos verdienen. „Wohlan!“ entgegnete der strenge Richter, „hältst du dich wegen des eignen Frevels für straflos; so magst du denn nach eignen Worten die Schuld deines Urgroßvaters zahlen!“ — Einen andern Ritter ließ er enthaupten, weil er die Ruh einer armen Wittwe geraubt hatte. — Als sich Engelbert auf el-

nem Heerzuge in Westphalen eben zur Tafel setzen wollte, trat eine Edelfrau mit ihren Kindern zu ihm und klagte unter Thränen, daß ein benachbarter Edler ihre Burg erobert; ihren Gemahl erschlagen und sie aus ihrem Eigenthume in's Elend hinausgestoßen habe. Da gebot der edle Fürst seinem Gefolge sofort aufzubrechen und sprach: „Nicht geziemt's, daß der Hirt sich gütlich thue, während seine Heerde darbt; setzt Euch hin, beklagenswerthe Frau, zu dem Mahle, daß für uns bereitet ist, wir wollen indessen mit Gottes Beistand Euch zu Euren Rechte verhelfen!“ — Und der Erzbischof erstürmte die Feste des Räubers, ließ denselben im eignen Burghore aufknüpfen und gab der Wittwe das ihr geraubte Gut zurück. — Solche strenge Gerechtigkeitspflege schüchterte die Raublustigen. Aber auch die im Kapitel und unter den Beamten des Erzstiftes eingeschlichenen Mißbräuche stellte der thatkräftige Engelbert mit gleicher Strenge und mit Umsicht ab. Stadt und Land theilte er zur bequemen Handhabung der Ordnung in Gerichtsbezirke, setzte Richter über sie und führte sogar, um dem Rechte und Geseze noch mehr Nachdruck und Kraft zu verschaffen, die Fehme ein, für deren Stuhlherr er damals galt. Strenge, wie gegen sich selbst, wachte er über seine Beamten. Für die gewissenhafte Ausübung ihrer Pflichten hafteten sie mit Gut und Leib. Auch für die Herstellung der Sitten des Klerus und für die Klosterzucht eiferte er, richtete Schulen ein und hielt auf die wissenschaftliche Bildung der Geistlichen. Zu Allem aber gab er das beste Vorbild. Er war von untadelhaftem Wandel, keusch und mäßig, die Trunkenheit über Alles verabscheuend. Einfach und für seine Person sparsam; selbst im glänzenden Hoflager geizte er mit der Zeit, gab sich nur wenige Stunden der Ruhe hin und führte auch im Feldlager fromme und gelehrte Bücher mit. Alle damals bekannten Wissenschaften

hatte er inne und soll sich in fünf Sprachen geläufig auszudrücken verstanden haben. Dazu war er freundlich und leutselig bei Jedermann, hörte des Ärmsten Klage mit Aufmerksamkeit. Seine hohe Heldengestalt, die ungemein schönen Züge seines leuchtenden Antlitzes, die Würde und der milde Ernst, die über sein ganzes Wesen verbreitet waren, geboten Ehrfurcht und erweckten Vertrauen bei jedem Bedlichen. Er war als ein Vater verehrt und als Wohlthäter gepriesen von allen Guten.

In wenigen Jahren war das Erzstift Köln ganz umgewandelt. Ackerland, Handel und Gewerbe lebten wieder Stadt und Land; Wohlstand trat an die Stelle der bisherigen Dürftigkeit. Tausende von Wohnungen stiegen aus Asche und Trümmern schöner empor. Kein Räuber, kein feldelustiger Fürst wagte hinfort den Frieden zu stören, den ein Cherub mit dem Flammenschwerte bewachte. Auf den Landstraßen waren die Güter der Kaufleute sicherer als ebendem hinter den Mauern der Stadt. Fröhlich jügend führte der Wanderer sein Saumroß unter den Adlernessern und an den Wolfshöhlen vorbei. Des Erzbischofs Namen war ein sichereres Geleite als tausend stahlgerüstete Mannen. Solche Thaten, solche Tugenden fanden Anerkennung.

Als Friedrich II. an Kaisers Otto IV. Statt zum deutschen Könige war gewählt worden und den Gebannten aus Köln vertrieben hatte, da salbte ihn Engelbert zu Aachen mit großer Feierlichkeit. Und Friedrich, von den Tugenden des Erzbischofs hörend, durch seinen persönlichen Umgang aber noch mehr für ihn eingenommen, übergab ihm seinen ältesten Sohn Heinrich zur Erziehung. Einen besseren Lehrer konnte der Königssohn nicht finden. Engelbert liebte ihn, wie sein eignes Kind, und ehrte ihn als seinen Herrn; nie ließ er ihn von seiner Seite. Und als der zehnjährige Prinz zum deutschen Könige

gewählt und von Engelbert zu Aachen auf's Feierlichste gekrönt worden war, da übertrug Kaiser Friedrich Engelberten (1220) die vormundschaftliche Regierung über Deutschland, während der Kaiser sich jenseits der Alpen aufhielt. Die Regierung der Grafschaft Berg, die er mit dem Erzbischof Köln zu vereinigen gedachte, war Engelberten schon drei Jahre früher durch den Kreuzzug und den Tod seines Bruders, des Grafen Adolph von Berg, zugefallen. Da zeigten sich erst die großen Regententugenden des Gottesmannes in würdigem Wirkungskreise. Auch der Papst setzte Engelberten zu seinem Vicar über Deutschland, und dieser wußte die damals sich so oft befeindenden Interessen der geistlichen und weltlichen Macht mit solcher Weisheit und Kraft zu vereinigen, daß beiderseitig sein unerschöpfliches Lob erscholl. Dazu gehörte außer seltner Klugheit und Gewandtheit auch die größte Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit; und so hat Engelbert bewiesen, daß aller späterer Streit und Krieg jener Mächte unterblieben sei, wären die Herren nur aufrichtig zu Werke gegangen.

Selbst im Auslande wurden des Erzbischofs große Eigenschaften anerkannt. Die Könige von England, Frankreich, Dänemark, von Ungarn und Böhmen sandten Abgeordneten an ihn zur Versicherung ihrer Hochachtung, und Johannes, der König von Jerusalem, kam persönlich auf längere Zeit an den erzbischöflichen Hof nach Köln, um sich mit Engelberten zu berathen über einen neuen Kreuzzug, wofür dieser aber seinen großen Einfluß nicht verwenden wollte. Täglich sah man die mächtigsten Fürsten des deutschen Reiches den Allverehrten und Bewunderten aufsuchen, wie ehemals die Könige des Morgenlandes zu dem weisen Salomo pilgerten. Da war die heilige Stadt Köln das neue Jerusalem, hochgeachtet, und ein Glanz und ein Reichthum herrschten dort,

wie nie zuvor. Der Rhein und die Heerstraßen waren belebt von den Schiffen und Fuhren der kölnischen Kaufleute. Die von dem Erzbischofe gestifteten Schulen des Franziskus- und Dominikus-Ordens wurden aus den fernsten Christenländern von geistlichen und weltlichen Jünglingen besucht, und besonders die Kirchenbaukunst kam zu Köln in höchste Blüthe, wie es Albertus Magnus, erst Schüler und später Lehrer der von Engelbert gestifteten Klosterschule, bewies. Nie kam Engelbert, wie spätere Erzbischöfe, mit den Freiheiten der Stadt in Reibung. Er suchte vielmehr die reichsstädtischen Privilegien aufs Kräftigste zu schützen und zu vermehren, indem er das Bedürfniß der Zeit in einem thätigen, kraftvollen Bürgerstande zur Unterdrückung des adeligen Raubwesens, und in der Bildung des Klerus zur Erhellung der damaligen Unwissenheit wol zu würdigen mußte. Engelbert sann vielmehr, das Land zu beglücken als es zu beherrschen, und darum wurde sein Hirtenstab zur Wunderruthe, die aus Trümmern und Dede ein herrlich blühendes Land erstehen hieß. Ein damaliger Geschichtschreiber sagt, es sei damals ein solcher Friede und solcher Wohlstand über die deutschen Lande verbreitet gewesen, daß die guten Zeiten des Kaisers Octavian wiederzukehren geschiene hätten. Selbst als (im Jahre 1223) eine Mißerndte eintraf, fühlte man in Köln und den Nachbarländchen die Theuerung nicht, denn der Erzbischof, dem alle Herzen und Länder offen standen, ließ die kölnischen Handelsschiffe von Englands und Frankreichs Küsten das nothwendige Getreide herbeischaffen und an die Armen unentgeltlich vertheilen.

Bisher hatte man noch kein solches Beispiel von Thätigkeit gesehen. Der Reichsverweser war und sah überall. Abgehärtet unter den Waffen, fiel ihm kein Kriegszug beschwerlich, und den Verbrecher erteilte die Strafe, ehe er glaubte, daß seine Missethat

bekannt sei. So zog er zur Handhabung des Landfriedens umher, und doch versäumte er über den Regentenhandlungen nie die Obliegenheiten seines Hirtenamtes. Unter Kriegern (sagt der gleichzeitige Mönch Casarius) war er der tapferste Krieger, und unter Priestern der frommste und würdigste Priester. Sein außerbauliches Wesen, seine ehrfurchtgebietende Gestalt und Haltung rissen Aller Herzen hin, und die mit äußerer Würde verbundene Salbung seiner Rede that Wunder, denn ohne Gleichen war die Weisheit und die Kraft seiner Worte. —

Doch während Engelbert von den Bürgern und Landleuten als Vater gepriesen, von der Geistlichkeit als Beschirmer und Wohlthäter verehrt war, haßte ihn der raubgewohnte Adel, dessen Anmaßungen entgegen zu treten des Reichsverwesers vorzügliche Sorge war. Die Raublust und Fehdesucht des Adels war noch nicht erloschen, bloß unterdrückt, und lauerte, hinter Fels und Mauern versteckt, auf günstige Gelegenheit zum Umsichgreifen. Die Ritter sahen in dem Erzbischofe den Beeinträchtiger ihrer erworbenen Rechte. Die Verraubung auf den Heerstraßen war ihre Nährquelle. Die Unzufriedenheit stieg, je beharrlicher der Landfrieden gehandhabt wurde, und am Rheine und in Westphalen rathschlugen und sannten die Grafen und Herren auf des Erzbischofs Verderben. Doch war die Macht des Gefürchteten zu groß, als daß sie ihm offen entgegen zu treten gewagt hätten. Sie lauerten auf Gelegenheit, von Engelbert gekränkte Fürsten in ihr Bündniß zu ziehen und dann den gemeinsamen Feind zu vernichten. Diese Gelegenheit bot sich leider mehrfach dar.

Erzbischof Engelbert hatte die Grafschaft Berg, da der Graf, sein Bruder Adolph, ohne männliche Nachkommen verstorben war, als nächster Agnat in Besiße genommen und mit dem Erzstifte vereinigt. Adolph's einzige Tochter Irmgart aber, die mit

Heinrich, des Herzogs Walram von Limburg Sohn, verehelicht war, gedachte ihre Kunkelerbschaft geltend zu machen, und Herzog Walram den Besitz der Grafschaft für seinen Sohn zu erkämpfen. Die ganze rheinische Ritterschaft schloß sich dem Herzoge an, und selbst die benachbarten Fürsten, denen das Erzstift zu mächtig zu werden drohete, sagten heimlich schon Beistand zu. Da ergingen große Rüstungen, Burgen wurden bemannt und gegenseitig neue Schlösser gebaut, ein blutiger Krieg schien unvermeidlich. Doch mußte Engelbert diese mißlichen Verhältnisse zu berücksichtigen und bot seine Hand zum Vergleich, gemäß welchem er zwar die Regierung von Berg auf Lebensdauer behielt, dagegen aber dem jungen Heinrich von Limburg ein jährliches Gehalt, den Titel eines Grafen von Berg und die Erbfolge in dieses Land zusicherte. Doch auch dieses Opfer vermochte nicht den Frieden für die Dauer zu erhalten.

Graf Friedrich von Isenburg, Heinrich's Schwestermann und ein Enkel von Engelbert's Vaterbruder, ließ sich als Schirmherr der Abteien Essen und Werden gar mancherlei Bedrückungen der seinem Schutze anvertrauten Klöster zu Schulden kommen. Die Herrschaften Lüdinghausen, Eichholz, Nordkirch, Ealm und Werne, die Friedrich's Vorfahren von der Abtei Werden zu Lehen besessen hatten, wollte Friedrich als Allodien behandeln, und trieb von dem Frauenstifte Essen mehrre streitige Vogteiäufälle schonungslos ein; ließ es auch zu, daß Kloostergut von Räuberhänden angetastet wurde; soll sogar, wie Einige sagen, den Raub begünstiget und mit den Räubern getheilt haben.

Des Erzbischofs Abmahnungen fruchteten bei dem verwegenen Friedrich nicht. Als aber der werden'sche Prälat Heribert II. von Biren und die essen'sche Aebtissin Adelheid von Wildenburg an den Kai-

ser und Papst ihre Klagen gewandt, und Kaiser und Papst den Erzbischof zur Abstellung dieses Handels ernstlich vermahnt hatten, da mußte dieser zu strengeren Maßregeln schreiten und lud den Isenburger vor die Provinzialsynode in Soest. Da steckten sich alle Mißvergnügten, vielleicht auch Heinrich von Limburg, hinter den Grafen Friedrich und ermunterten ihn, Beistand verheißend, zum Widerstande. Am 3. November 1225 erschien er vor der Versammlung geistlicher und weltlicher Herren und vertheidigte seine angebliche Gerechtsame. Der Erzbischof bedrohte ihn auf's Aeußerste mit Acht und Bann und Fehme, bot aber auch eine Sühne an, zu der sich Friedrich scheinbar verstand. Doch dieser rathschlagte wieder mit des Erzbischofs Todfeinden, den Grafen von Teckelnburg, von Arensberg und Anderen, und der Tod des Gottesmannes wurde beschlossen.

Noch auf der Synode erhielt Engelbert von unbekannter Hand einen Brief, der ihm den ganzen schändlichen Mordanschlag warnend entdeckte. Er stellte die Sache dem Bischofe von Minden vor und war lange unschlüssig, was er beginnen sollte, denn es war ihm bekannt, daß viele heimliche Feinde seinen Schritten folgten und ein Anlaß zur Fehde ihnen erwünscht sei. — „Ergreife ich den Ruchlosen (sprach Engelbert) so ziehen mich die Feinde der Verläumdung; schweig' ich aber, so bleibt die teuflische Bosheit ungestraft.“ — Doch entschloß er sich, vorab zu schweigen, und nachdem er dem Bischofe von Minden gebeichtet und das Sacrament empfangen hatte, trat er getrost die Reise gen Schwelm an, wo er die dort auf sein Geheiß erbaute Kirche am 8. November zu weihen gedachte. Graf Friedrich erbot sich ihm zum Geleitsmanne, durch Freundlichkeit den schwarzen Mordplan verhüllend. Doch machte er sich durch häufige Nebenritte verdächtig, und der Graf Konrad von Dortmund, ein getreuer Mann, der den

Boshaften beobachtet, wich deshalb nicht von des Erzbischofs Seite.

Ein heftiger Platzregen war am 6. November eingetroffen, und als der Erzbischof gegen Mittag in Westhoven zur Nachtherberge einkehrte, entfernte sich Friedrich noch jenseits der Ruhr. Dieser Fluß war andern Tages hoch über seine Ufer getreten, so daß kein anderer Uebergang als an der Brücke zu Westhoven möglich schien. Deshalb ließ der Erzbischof einen Theil seines reisigen Gefolges zur Bewachung der Brücke zurück und ritt Mittags, alle Gefahr entfernt wähnend, die Straße auf Schwelm zu.

Doch Friedrich von Isenburg hatte mit dem Ritter Heribert von Rückerode, des Erzbischofs Todtfeind, und fünfundzwanzig verwegenen Mordgesellen den Uebergang über den Fluß schon in verwichener Nacht gewagt und lauerte auf sein Opfer.

In dem Dorfe Gevelsberg verabschiedete Engelbert den Grafen Konrad, denn hier, auf eigenem Boden angekommen, hielt er sich völlig aller Gefahr entronnen und ritt, bloß von zwei Reisigen, zweien Edelknaben und mehreren Prälaten begleitet, die Höhe vor Schwelm hinauf, während seine übrigen Reisigen an dem Gevelsberger Schenkziebel bei den Dörtern eine Weile zurückgeblieben waren. Friedrich, durch Späher von Allem benachrichtiget, benutzte diesen ihm günstigen Augenblick, und dort, wo zwischen Schwelm und Gevelsberg, im sogenannten Eindengraben, zwei Hohlwege sich kreuzen, stürmte der Mordschwarm von drei Seiten auf den Erzbischof ein. Die Flucht der wehrlosen Prälaten wurde nicht verhindert, die Reisigen aber und die Edelknaben, die sich zur Wehre setzten, zu Boden geworfen. Fast hätte den Erzbischof sein gutes Roß aus dem Gerümmel getragen, jedoch der von Rückerode, ein gewaltiger Räuber, ergriff ihn am Mantel und riß ihn vom Rosse. Wiederum rang Engelbert sich frei und

war schon auf einem Fußpfade über den Hohlweg gelangt, da faßte ihn Rückerode abermals und gleichzeitig sprengte auch der Isenburger heran und rief: „Schlagt ihn todt! schlagt ihn todt, den Stolz!“ — Ihn selber hielt eine heilige Scheu zurück, die Hand zu legen an den Wohlthäter, an den Oheim und Gesalbten des Herrn. Doch die wüsten Mordknechte hieben wüthend auf Engelberten ein, der, im Priestergewande, von so Vielen loszuringen sich vergeblich bemühte. Schon war seine rechte Hand abgehauen und er blutete an Haupt und Hüfte — noch wollte er entfliehen — da trat ihm Friedrich gegenüber, und als Engelbert diesen sah, rief er: „Friedrich! Friedrich! was hast du gethan?“ Dann verhüllte er seine Augen, daß sie den Schändlichen nicht mehr sähen, und Jordan, des Grafen Reitsknecht, spaltete dem Wehrlosen mit einer Streitart das Haupt, und gleichzeitig fuhr ihm des Rückeroder Waidmesser in den Rücken, mitten durch den Leib. Hinsinkend rief er noch vernehmbar: „Friedrich! Friedrich!“ und der Isenburger riß seinen Knecht Riddenkotten, der den Sterbenden noch verstümmeln wollte, bei den Haaren zurück, trieb das Gesindel von der heiligen Leiche hinweg, und mit dem Rufe: Es ist genug! Hier ist schon zuviel geschehen!“ sprengte er wie von Furien gesagt von dannen. Dies geschah am Abende des 7. Novembers 1225, als es eben begunte dunkel zu werden. Ein Steinkreuz, das die Stelle bezeichnete, wurde noch im Jahre 1836 weggenommen.

Als die Mörder eben fort waren, kam ein Bauer mit seiner Frau auf einem holzbeladenen Karrn den Weg herauf gefahren. Der eine verwundete und von Pferdehufen verletzte Edelknabe war zu seinem Herrn gekrochen, seine Brust hatte dem Sterbenden zum Pfuhl gedient, der rief dem Bauer und dieser warf das Holz vom Karrn und brachte mit Hülfe

seiner Frau die theure blutige Leiche und den verwundeten Jüngling auf den Karrn. Darauf kamen auch die beiden verwundeten Reissige mit dem andern Edelknaben, die sich im Gebüsch versteckt gehalten, herzu, und nun bewegte sich der dürstige Leichenzug unter Schluchzen und Klagen auf Schwelm zu.

Noch vor (dem damaligen Dorfe) Schwelm wurde die Leiche von den in Geyelsberg und den an der Ruhrbrücke zurückgebliebenen Reissigen eingeholt, die sofort unter Verwünschungen gegen sich selber den Mördern nachsetzten, aber nur Eines derselben habhaft wurden. Dieser gab seine Gefellen an.

Als die von siebenundvierzig Wunden zerfleischte Leiche des Erzbischofes in der für ihn zubereiteten Wohnung zur Schau gestellt war, da läuteten die ganze Nacht hindurch die Trauerglocken und Klage verbreitete sich über das ganze Land. Ein großer Zug schloß sich andern Tages gen Neuenburg, der bergischen Residenz an; aber dort verweigerte man den Einlaß, unter Vorachen, der Graf Heinrich sei nicht daheim; wahrscheinlich aber weil dieser Schwager des Isenburgers den Unwillen des Volkes fürchtete. Drum wandte sich der Zug gegen das Kloster Altenberg, und davon benachrichtigt zog der ganze Konvent, Fackeln tragend und Psalmen singend, der Leiche entgegen, sie zu empfangen, wie es einem so hohen Herrn, ihrem Wohlthäter, gebührte. Den folgenden Tag blieb die Leiche dort ausgestellt, beklagt und beweinet, und viele Wunder, die durch ihre Berührung an Lahmen und Preßhaften dort geschahen, werden uns berichtet.

Noch in Altenberg wurde die Leiche einbalsamirt, und das Herz und die Eingeweide dort begraben. Erst am Abende des 10. November ging die Fahrt nach Köln. Die hatte dort eine so tiefe und allgemeine Trauer geherrscht. In dem St. Petrimünster, dem damaligen Dom, wurden sofort die Vigilien bei

dem überaus kostbaren Leichengerüste gehalten, und Tag und Nacht strömte die Menge dorthin, dem erschlagenen Oberhirten die letzten Opfer der Liebe und Dankbarkeit zu bringen. Mit der Trauer zugleich entflammte die Rache gegen die Mörder.

Der neugewählte Erzbischof, Heinrich von Moslenarken, brachte den skelettirten Leichnam Engelbert's und dessen blutige Gewande auf die Reichsversammlung zu Nürnberg, deren Haupt wol der Erzbischof im Leben gewesen wäre. Dort hielt der Abt Gottfried von Altenberg eine feurige Anklagerede gegen die Mörder, und als die Grafen und Ritter, die sich gegen Engelbert verschworen hatten, zu Gunsten des Isenburgers zu sprechen wagten, sich sogar erbieten, sein Recht durch Gottesurtheil im Zweikampfe darzulegen, wurde die Menge so entzündet, daß es zu einem blutigen Kampfe kam, in welchem viele Ritter und Bürger den Tod fanden. Die Anklage aber hatte die Reichsacht gegen Friedrich von Isenburg und seine Mitverschwornen zur Folge.

Noch auf dem Rückwege brachte Erzbischof Heinrich die Gebeine seines Vorfahren vor die Provinzialsynode zu Mainz, welche unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten Conrad von Portua gehalten wurde und den Erzbischof Engelbert als Märtyrer unter die Zahl der Heiligen Gottes versetzte. Dann half der Legat die Gebeine des Heiligen nach Köln begleiten, und, nachdem sie im alten Dome feierlich beigesetzt waren, sprach er über alle Helfer und Mitwisser der Mordthat den Kirchenbann aus.

Die Bürger Kölns hatten zur Vollführung ihrer Rache diesen Bann — ja nicht einmal die Reichsacht abgewartet. Sie waren mit Feuer und Schwert sofort in die Grafschaft Isenburg eingefallen und hielten die Schlösser Isenburg, Nienbrück, Limburg und andere belagert, — bis Erzbischof Heinrich dieselben eroberte, brach und schleifte, und Alle, die

des Mordes verdächtig gehalten wurden, hinrichten ließ. So mußten Schuldige und Schuldlose für Friedrich's Greuelthaten büßen. Jedoch er selber war entronnen. Von Acht und Bann verfolgt, irrte er ein Jahr lang umher, bis er bei Lüttich vom Ritter Balduin von Hennep ergriffen und an die Kölner für das ausgelegte Fanggeld von 2000 Mark Silbers ausgeliefert wurde. Am 10. November 1226 wurde er zu Köln eingebracht und Tages darauf vor dem Severinsthor auf dem Judenbüchel gerädert. Ein schreckliches Ende für den hochgeborenen Fürsten!

Friedrich's Gemahlin starb in Rom, wohin sie gepilgert, um für die Schuld ihres Gatten zu büßen und bei Papst Honorius III. die Aufhebung des Bannes zu bewirken, auf daß die Gebeine des Grafen wenigstens ein Grab in geweihter Erde fänden. Selbst der Name Isenburg verschwand unter den Geschlechtern des märkischen Landes, denn die Söhne des Grafen nannten sich nach ihrer Feste Limburg. Nur spärliche Trümmer zeigen auf steiler Höhe am Ufer der Ruhr, etwa eine Stunde oberhalb Werden, die Stelle, wo der mächtige Grafensitz Isenburg seine Thürme und Zinnen erhob. Das Geschlecht ist längst ausgestorben.

Die Gebeine des heiligen Erzbischofs und Märtyrers Engelbert, gemäß Berichten durch viele Wunder verherrlicht, wurden nach Erbauung des jetzigen Domes in denselben übertragen, wo sie in einem würdigen Denkmale, in einem kunstvoll gearbeiteten und geschmackvollen Reliquienschreine, noch aufbewahrt werden *). Hätte Engelbert auch

*) Dieser reich eiselirte und mit getriebener Arbeit geschmückte Kasten, ein Prachtstück des Kölner Domschatzes, liefert uns ebenfalls einen schönen Beweis von der hohen Kunstfertigkeit der Kölner Silber- und Goldschmiede, denn ein Kölner Meister, Conrad Duisberg, fertigte denselben vom Jahre 1633—1635.

nicht, wie Viele glauben und wovon kein Gegenbeweis, den ausdrücklichen Plan zu diesem heutigen Dome entworfen, so ist doch sein Vorhaben, einen solchen Tempel zu bauen, bekannt und die Ermunterung zum Bauwesen sein eignes Beispiel, sowie die Stiftung der vorerwähnten Schule, aus welcher so treffliche Baumeister hervor gingen und die Zurücklegung eines bedeutenden Tempelbauschatzes, was Alles geschichtlich erwiesen — mögen ihm wol die Ehre verschaffen, unter den Gründern des herrlichen köln'schen Domes obenan genannt zu werden; und wenn auch nicht dem vielgenannten spätern Bauherrn der volle Ruhm dieses großen Unternehmens streitig gemacht werden könnte, so ist, besonders was die Dankbarkeit der Stadt im Uebrigen betrifft, Engelberten der Vorzug zu vergönnen. Somit ist unser Dom ein würdiges Denkmal von dem Wirken des großen und heiligen Erzbischofes, des größten Mannes seines Jahrhunderts. Und gleich dem leider noch unvollendeten Dome unter den übrigen Gotteshäusern, strahlt Engelbert in der Reihe der Bischöfe hehr und groß, einzig und unerreicht bisher, und für die Nachwelt noch ein Gegenstand der Bewunderung; bei dem traurigen Ende inmitten seiner Kraft läßt er uns aber ahnen, was er noch viel mehr würde vollbracht haben auf längerer Lebensbahn. Was die Vollendung des Domes behindert, die unseligen Bürgerkriege, würden höchst wahrscheinlich, wenn unter Engelbert's längerer Leitung das Bürgerthum sich ausgebildet und gekräftiget hätte, unterblieben sein.

Neuere Schriftsteller, die gewohnt scheinen, die Tugendgröße der Heiligen zu verkleinern, haben,

Der Kasten wiegt an Silber 149 Pfund, ist 3 F. 10 Z. lang, 2½ hoch und 1⅓ F. breit. In acht Feldern sind die Haupttugenden aus dem Leben des Heiligen in getriebener Arbeit dargestellt, zwischen diesen Feldern die Statuetten der ältesten Bischöfe und Erzbischöfe Kölns.

außer zu übergehenden lächerlichen Vorwürfen, die, weil des geschichtlichen Grundes entbehrend, Verläumdung, den heiligen Engelbert auch ungemessen stolz und ehrgeizig gescholten. Mögen solche dem kölnner Dome auch den Vorwurf machen, daß er in heiliger Würde sich über die Alltagshütten erhebt! —

Die beiden Stadtmusikanten.

Es ist nun schon manch Jahrlein verflossen, in jener Zeit, als Köln noch eine freie Stadt des heiligen römischen Reichs war, da zogen einmal am zweiten Pfingsttage in aller Frühe zwei kölnische Stadtfiedler durch das Weiherthor, um in einem Dorfe jenseits des Busches zum Tanze zu spielen. Ihre Fiedeln auf dem Rücken, mit leerem Säckel, denn der letzte Stüber hatte am Thore den immer trocknen Kehlen einen Morgentrunk schaffen müssen, marschirten sie wacker drauf los und waren ganz andächtig in der Berechnung des Gewinnstes, welchen der Tag abwerfen und der Maßen Bier, die sie sich dafür zu Gemüth führen könnten.

Das Singen und Zwitschern der Lerchen und anderer Vögel, welche dem jungen Tage, der mit der ganzen Anmuth des heitersten Frühlingmorgens die lächelnde Erde begrüßte, entgegenjubelten; der frisch grüne Sammtteppich, den der Frühling rings über die Felder mit seinem Herz und Auge erquickenden Schmelze ausgebreitet, und welcher, der Erde Brautgeschmeide, in den ersten Strahlen der Sonne mit buntschillernden Demantgesfunkel reich übersäet war; die duftenden Knospen des jungen Laubes, das sich

äppig hervordrängte und Baum und Strauch bräutlich, festlich schmückte; das Frühläuten aller Glocken der Stadt, welches wie lauter Jubel durch die heilige Feier des Morgens klang und in der Brust eines jeden Frommen das lebendigste Sehnen der Ausbacht erwecken mußte, — dieß Alles kümmerte und rührte unsre Stadtfiedler nicht. Sie hatten dieß schon so oft gesehen und gehört; es mußte so sein, weil es im Frühjahr und Sonntag Morgen war. An ihre Pflicht, eine heilige Messe zu hören, an Gott und Gebet, wie es dem Christen ziemt, hatten sie noch nicht gedacht, aber recht gotteslästerlich fluchten sie, als sie durch den Busch gezogen, und die Sonne ihnen verkündete, daß ihnen ein recht heißer Tag bevorstand. —

Ueber alle Erwartungen reich war ihre Erndte beim Tanze, die Fiedeln rasteten den ganzen Tag nicht, und am Abende, als das junge Volk den Maisbaum verließ, klang manch blauer Groschen in ihren Taschen. Jetzt ging's in den Krug des Dorfes, um sich hier auch gütlich zu thun; denn Niemand kennt das Sprichwort: „Nach gethauer Arbeit ist gut rasten!“ besser, als eben Spielleute. Eine Kanne folgte der andern, lustig war die Gesellschaft und sie waren nicht traurig, denn das Zuckerbier that seine Schuldigkeit und sie thaten auch ehrlich wieder die ihrige, so daß sie schon manchem Rännlein auf den Grund gesehen hatten, als an einem Tische der Würfelbecher zu klappern anfing. Töne, welchen unsre Fiedler nicht im ganz nüchternen Zustande, um so weniger aber jetzt zu widerstehen vermochten. Den Spielern waren sie ganz willkommen, — günstig schien ihnen auch hier das Glück, denn in den ersten Würfen fielen ihnen immer die höchsten Passche. Aber das erste Glück ist, wie der Kölner sagt, Raßenglück, und nur zu bald hatte sich das Blättchen gewandt. Sie verloren, wurden mit dem Ver-

luste aber immer hitziger im Spiele, so daß die Groschen mit jedem Wurf mehr Raum in ihren Säckeln fanden. Das Spiel hatte sie rein ausgebeutet, und wenige Stunden vor Mitternacht waren sie wieder so reich, wie sie am Morgen gewesen, nur um etwas ärmer, denn für die Zeche mußten sie dem Wirthe noch einen Theil ihrer Habseligkeiten und ihre Querpfeifen als Pfand zurücklassen.

Sie schickten sich mit dem trübsten Muth zu Heimwege an, denn der Wirth wollte nicht borzen, und die Spieler hielten es nur mit den blanken Groschen. So schritten sie hinaus in die Nacht, die eben keine freundliche, denn wild jagten einzelne Wolken am Himmel, und der Wind wurde auch mit jedem Augenblicke heftiger in den untern Regionen. Daß achteten sie aber nicht; in ihrem Unmuth erregten die einzelnen Sterne, die hier und da durch die zerrissenen Wolken blinzten, sogar ihren Aerger, der sich, wie es ihre Gewohnheit war, in einem Strome der gräßlichsten Flüche und Verwünschungen über das Spiel, die Spieler, den ganzen Tag und sich selbst, Luft zu machen suchte. Sie gewahrten in ihrem Unmuth nicht, wie die Wolken sich immer dichter zusammentrieben und den ganzen Horizont mit einem dichten, dunkeln Schleier umzogen; sie hatten selbst nicht bemerkt, daß sie im Walde vom rechten Wege abgekommen waren, bis sie ein Blitz und fernes Rollen des Donners aufschreckte. Heulend strich der immer heftiger werdende Wind durch die Bäume, welche ächzend die frischbelaubten Kronen schüttelten und sich beugten, als wollten sie ihre Häupter bergen vor dem nahenden Gewitter. Blitze auf Blitze zerrissen die Wolken, furchtbarer rollten die Donnerschläge über ihnen, daß sie zuweilen, wie angewurzelt vor Graus und Schreck, stehen blieben.

„Manes, wir sind, hol mich der Teufel, vom

rechten Wege“, rief der Eine dem Andern zu, als der ganze Wald in Flammen aufzugehen schien, und er seinen Kameraden neben sich bemerkte.

„Das fehlt noch!“ war des Andern Antwort, „ich wollte, daß — ein Donnerschlag, so fürchterlich, daß ihnen der Boden unter den Füßen bebte, machte ihn aber verstummen, und ängstlich hielt er sich fest an seinen Kameraden.“

„Du wirst dich doch nicht fürchten, Manes“, spottete der Andre; seine Stimme wurde aber zum Verräther, daß es mit seinem Muthe eben auch nicht weit her war. „Das ist ja ein Wetter, als wenn der Teufel und seine Großmutter Kirnes hätten.“

„Denen möcht' ich wol einmal aufspielen“ sprach der Zweite mit erzwungenem Scherze.

Wie feurige Schlangen zischten die Blitze durch den Wald und über die Straße, daß sie geblendet die Hände vor die Augen hielten; mit Freuden hatten sie aber wahrgenommen, daß sie wieder glücklich auf die rechte Straße gekommen waren. Einzelne dicke Tropfen raselten durch das Laub und mahnten sie, stärker zuzuschreiten, um wo möglich noch ein Obdach zu erreichen, ehe der volle Regen sie über-
raschte. Plötzlich hörten sie den Hufschlag eines jagenden Pferdes, erstaunt blickten Beide um und sahen, als gerade ein Blitz die Straße erleuchtete, einen riesenhaften Reiter auf einem gewaltigen Rosse nicht weit hinter sich. Bald umhüllte undurchdringliches Dunkel wieder alle Gegenstände, wie Feuerkugeln schienen ihnen aber des Reiters und seines Pferdes Augen zu glänzen, und aus des Pferdes Nüstern zuckte es wie Feuerstrahlen. Beide stießen unwillkürlich einen Schrei des Entsetzens aus; sie wollten fliehen, aber die Angst hing sich ihnen centnerschwer an die Fersen, da der Reiter dicht neben ihnen ritt und ein anhaltendes Blitzen ihnen seine und seines Rosses Gestalt deutlich erkennen ließ. Schwarz war

das Pferd, dessen Mähnen wie Schlangen um den starken, stolzen Hals ringelten; der Reiter war auch schwarz gekleidet, wie ein schwedischer Hauptmann, aber feuerroth flatterte von seinen Schultern ein weiter Mantel und von seinem spitzen an einer Seite aufgekrämpften Hute wogten ein Paar rothe Federn, wie feurige Zungen. Deutlich konnten sie sehen, wie seine fahlen Züge sich zum grinsenden Lachen zusammenzogen, wenn gellende Schläge den Blitzen folgten; sein Lachen schallte, wie zerspringendes Metall, und des Pferdes Wiehern, wie das Heulen des Sturmes.

Kalter Angstschweiß perlte ihnen in dicken Tropfen über das Antlitz, die letzten Spuren des Rausches waren verflogen, als der Reiter sie mit heiserer Stimme anredete:

„An Euren Zeichen seh' ich, daß ihr ein Paar fahrende Musikanten. Ihr könnt Euch ein schönes Stück Geld verdienen, wenn ihr mir eins aufspielen wollt.“

Der Eine stieß den Andern an, zu antworten, aber Beiden fehlte der Muth. Als der Reiter seine Frage wiederholte und sie sahen, wie er eine schwere Börse in der Rechte schüttelte, daß der Klang des Geldes laut hallte durch den Sturm, da faßte Manes ein Herz und erklärte, wie sie dazu bereit, wenn ihr Spiel einem so hohen Herrn nur genügen könne.

„Meine Gesellschaft ist leicht befriedigt“, sicherte der Reiter, „wir haben aber noch eine Strecke bis zu meinem Lustschlosse und keine Spanne Zeit zu verlieren; drum sitzt auf, mein Rappe trägt uns alle Drei.“

Mit diesen Worten reckte er seine Arme aus, und im Nu saß der Eine vor und der Andre hinter ihm; fest hielt er sie mit seinen Armen umschlungen und es däuchte ihnen, als ob ein eiskalter Eisenreif sie an ihn gekettet, so daß ihnen fast der Athem ausging. Wie der Sturm brauste das Roß durch die Nacht,

und deutlich bemerkten sie, wie es einen langen Feuerstreif hinter sich zurückließ, so wie der Nachen, der die stille Flut durchschneidet, eine lange Furche hinter sich herzieht. Deutlich hörten sie den Regen in Strömen niederrauschen, aber sie blieben trocken und konnten, wenn Blitze rings Alles erhellten, keinen der Gegenstände unterscheiden, so sturmschnell flog der Renner über Stock und Stein.

Von lustiger Höhe winkte ihnen endlich ein großes, hellerleuchtetes Gebäude durch das schauerliche Dunkel der Nacht entgegen; in der Form eines großen Dreiecks nahm es den ganzen Plan des Hügels ein, und weite Thore luden von allen Seiten zum Eintritt.

„Wir sind am Ziele, unterbrach der Reiter jetzt das Schweigen; schnaubend jagte das Roß die steile Höhe hinan, und stand, laut wiehernd, am Eingange still. Im Nu hatte der Reiter seine Gefährten abgesetzt, und als sie, auf sein Geheiß, unter die lichtstrahlende Halle traten, glaubten sie zu bemerken, wie der Renner, der sie dahingetragen hatte, in Nebel und Duft verschwamm.

Ein geräumiger Saal that sich den beiden Fiedlern auf; schüchtern traten sie ein und glaubten ihren Augen nicht trauen zu dürfen, als sie eine zahlreiche Gesellschaft von Frauen und Männern hier versammelt fanden, die aber meist einer längst dahingeschwundenen Zeit angehörten, denn ihre Anzüge mochten theils vor fünfzig und wieder fünfzig und hundert Jahren in der Mode gewesen sein. Die Mützen unter dem Arm hatten sich unsre Fiedler in eine Ecke gestellt und sahen dem bunten Treiben zu. Auf allen Gesichtern lag Leichenblässe, steinernkalt waren die Züge Aller, stier und gläsern ihre Blicke. Da zogen bleiche Frauengestalten, von denen einige marmorblasse Kindlein auf den Armen wiegten, mit bärtigen Männern, wilden Anblicks, alte Frauen mit

Jünglingen, die noch in des Lebens erster Kraft waren, umher; kein Wort wurde aber laut — die Dede und Stille eines Leichenackers herrschte in dem lustigen Saale, dessen Beleuchtung in der vollen Scheibe des Mondes bestand. Kamen die Gestalten in der Fiedler Nähe, so forderten sie dieselben durch Winke und Zeichen zum Spielen auf. Der erste Schreck war vorüber, sie dachten des Gewinnstes, stimmten und spielten einen lustigen Tanz auf, und bald drehten sich die Paare, alt und jung, in bunten Reihen durcheinander.

Schon wollten den Fiedlern die Arme vor Müdigkeit sinken, die heißen Schweißtropfen rieselten ihnen über den ganzen Körper, da trat der Reiter in den Saal, schritt auf sie zu, und, sie zum weitem Spiel ermunternd, schüttete er eine Börse in ihre Mützen, die sie zur Seite gelegt hatten. Hellschimmernd bligten ihnen die schönste Goldstücke entgegen; das gab neue Kraft und frischen Muth. Die Tänzer schienen gar nicht müde zu werden und ihre Mienen und Winke spornten die Fiedler, die sich durch die tolle Wuth der Tänzer mit fortgerissen fühlten, zu immer lustigern Weisen an.

In dem wildesten Wirbel rasten die Paare durcheinander, aber kein Laut der Freude oder des Jubels war hörbar unter der tanzenden Menge, — es herrschte noch immer dieselbe trostlose Stille, von den Tänzern selbst; wie rasch sie auch dahinflogen, vernahm man kein anderes Geräusch, als ein Summen, gleich dem Windzuge, der sich schrillend zwischen Bäumen bricht. — Der schwarze Reiter trat noch einmal zu den Fiedlern und ermunterte sie, nur frisch aufzuspielen, da seine Gäste bald scheiden müßten. Wie sauer es den Armen auch wurde, gar zu reizend liebaugelte das Gold, und mit aller Kraftanstrengung gaben sie noch den lustigsten Tanz, den sie kannten, zum Besten. Immer wilder und wilder tobte jetzt

die bleiche Gesellschaft daher, die eisstarren Züge wurden lebendig, je rasender Weiber und Männer durcheinanderwirbelten. — Was sahen aber die Fiedler! Hier streckte Einer die Zunge ellenlang vor den Mund, dort nahm Einer seine Rechte und schwenkte sie mit der Linken um's Haupt, ein Dritter nahm seinen Kopf beim Schopfe und steckte ihn, nachdem er ihm Kühlung zugefächelt, unter den Arm, oder gar zwischen die Beine und tanzte so ohne Kopf herum; wieder Andre rissen sich die Seiten auf und wühlten in ihrem Innern, um das Herz zu suchen, das sie nicht fanden. Vier Theile, die früher zusammengeessen, tanzten jetzt einzeln umher und machten die tollsten Sprünge. Den meisten fielen einzelne Gliedmassen vom Leibe, in Moder zerstoben ihre Kleider und, in die scheußlichsten Gerippe verwandelt, sprangen sie schauerlich klappernd umher und schlugen wild das Rad durcheinander; gräßlich grinzten die nackten Todtenschädel und zu fürchterlichen Verzerungen verzogen sich alle die bleichen Gesichter, besonders aber schnitten die Köpfe, welche ihre Eigenthümer unter den Armen oder zwischen den Beinen trugen, oder, von den Hümpfen getrennt, hüpfend auf dem Boden fortrollten, die schrecklichsten Fragen.

Da flimmerte es den Fiedlern vor den Augen, siedendheiß und kalt überlief es sie, das Blut starnte in ihren Adern, die Fiedeln entsanken ihren Händen, andächtig bekreuzigten sie sich, und, erwachend, — fanden sie sich, ihre Fiedeln neben sich und ihre Mützen voller Pferdemeist, unter dem Galgen zu Melaten.

Die beiden Stadtfiedler mieden aber seit diesem Abenteuer Spiel und Trunk, und wurden ein Paar recht gottesfürchtige Leute; ihre Geschichte ward aber noch lange, lange von Alt und Jung zur Warnung erzählt und lebt noch im Gedächtniß einzelner alten Leute.

Die Heinzelmännchen.

„So viel am Firmament der Sterne Zahl
Und noch viel mehr, viel tausendmal
Denk' ich an dich Herzausend Lieb,
Ob du so treu, wie ich dir blieb!“

So jubelte ein junger, schlanker Bursche unter den dichtbelaubten Baumhallen des Siebengebirges, und fröhlich, wie der Amsel Schlag, wirbelte seine Stimme durch die Thale und Gründe. Seinem ganzen Wesen und dem hellklingenden Tone seines Liedes merkte man es ab, daß die größte Heiterkeit in seinem Gemüthe; lustig schwang er seinen Reifestab um den Hut und hüpfte munter, wie ein Reh seine Straße entlang, denn sein Bündel war zu leicht, um ihm sehr beschwerlich zu fallen. Heinrich war ein chrsamer Schneidergesell; in der heiligen freien Reichsstadt Köln geboren und erzogen, war er auf einer wohlbestallten Schneiderzunft daselbst als Lehrbursche eingeschrieben worden und hatte bei deren Altmeister die Lehre ehrlich gestanden. Die Kundschaft in der Tasche, war er zwar hinaus auf die Wanderschaft gegangen, sein Herz war aber in Köln zurückgeblieben, denn des Altmeisters Tochterlein Margaretha hatte es dem armen Heinrich angethan, und ihm beim Scheiden auch gestanden, daß sie ihm so von ganzem Herzen gut sei. Mochten auch seine Mitgesellen auf der Herberge jubeln und froher Dinge sein und ihre Lieder noch so fröhlich klingen, als sie ihm das Geleit zum Abschied gaben, er konnte nicht fröhlich mit den Fröhlichen sein; und wie standhaft

er auch bleiben wollte, die hellen Thränen stiegen ihm in's Auge, als es im Abschiedsgruße der Kameraden hieß: „Und scheiden und meiden, und das thut weh!“ Keiner fühlte ja des Scheidens Weh so tief inniglich, als eben Heinrich. Schon hatte er der Freunde Scheidegruß empfangen, schon hatten sie lautjubelnd die Hüte zum letzten Gruße geschwenkt, Heinrich schaute aber noch immer um nach der so theuren Stadt, so lange er noch eine ihrer Thürmspitze gewahren konnte, und als auch diese am Horizonte verschwunden, mußte er seinen Thränen freien Lauf lassen. Gerade stand er unter einem Kreuze; andächtig nahm er den Hut ab und gelobte beim Bilde des gekreuzigten Heilandes ewige Treue seiner Margaretha.

Vier volle Jahre waren seit jenem Morgen verstrichen; die Kreuz, die Quer war Heinrich im heiligen römischen Reiche herumgewandert, und keine Hauptstadt eines der südlichen Kreise gab es, deren Herberge der Bruder Kölner nicht besucht hätte; aber treu war er immerdar seinem Gelöbniß geblieben, wie manch schönes Augenpaar ihn auch in der Fremde begrüßte, wie mancher Meister ihm auch sein Töchterlein sammt Laden und Kundschaft schon angeboten, denn Heinrich war ein gar schmucker, fleißiger Bursche, und in Allem, was das Handwerk bieten konnte, tüchtig bewandert. Seine Lieb im treuen Herzen war er allen Gefahren der Wanderschaft glücklich entronnen, frommer Zucht und Gottesfurcht in allen ziemenden Ehren treu geblieben. Margaretha war sein Schutzengel, der ihn auf allen Wegen vor jedem Ungemach behütete; so war er den Falschspielern und Riemenstechern *) entgangen, nie in Händel auf den Herbergen gerathen, und hatte

*) Riemenstechen ist der Name eines Spieles, mit welchem unerfahrene Handwerksburschen auf den Landstraßen und

von keiner Krankheit zu leiden gehabt. Allenthalben war der Bruder Kölner aber bei Meister und Gesellen beliebt; Keiner war so munter, so liebreich, wie er, und Keiner sang auch so gern; denn wenn er so aus voller Brust sein Lieblied anstimmen konnte:

„Sonnen- und Sternenschein,
Mögen gar wonnig sein,
Aber viel süßes Licht
Aus Liebchens Auge bricht
Tief in das Herz hinein,
Wecket hier Lust und Pein!“

dann dachte er immer des fernen Lieb daheim und immerfort blieb Gretchen's Bild ihm vor der Seele. Gesund an Leib und Seele kehrt' er jetzt heim, das Herz voller Sehnsucht und Hoffnung, aber auch voller Wonne, denn sicher war ihm Margaretha noch so gut, so treu zugethan, wie damals, als er ihr sein Lebewohl gesagt. Rüstig spudete er sich, um noch mit dem Abend die Stadt Köln zu begrüßen; von Frankfurt aus hatte er den Weg durch's Gebirge gewählt, um so eher seiner heißen Sehnsucht Ziel zu erreichen. Vor dem Tage war er vom letzten Nachtlager schon aufgebrochen, und willkommen war ihm daher eine Berghalde, die, von dichten Buchenkronen überschattet, ihm eine angenehm schattige Rast bot. Er warf sein Ränzle ab und sich daneben in das hochschwellende Gras. Freundlich äugelte des Himmels Bläue durch die säuselnden Blätter über ihm, in welchen Vögel aller Art ihr Kurzweil trieben, zwitscherten und sangen; Heinrich's Blick wurde aber gefesselt durch einen eigenen Auftritt. In dichtverschlungenem Brombeergestripp kämpften eine häßliche, gelbe Kröte mit einer grünen, niedlichen, goldschil-

in den Herbergen von Gaunern, die sich auch für Handwerksburschen ausgeben, betrogen und ausgebeutelt werden.

lernenden Eidechse, die trotz ihrer Geschmeidigkeit dem Gegner nicht entgehen konnte, dergestalt hatte sie sich im Gestrippe verfangen. Anfangs gefiel das Spiel dem Jünglinge, da er aber sah, daß die Eidechse zuletzt unterliegen mußte, sprang er auf, und mit einem Schlage traf er die Kröte, daß sie platzte. Freundlich blickte ihn die Eidechse mit ihren klugen Augen an, als wenn sie ihm danken gewollt. „Schon gut, schon gut, Herr Vierfuß,“ sprach Heinrich, „steh wieder zu Dienst, habt nur zu befehlen!“ Ueberrascht rieb er sich aber die Augen, denn die Eidechse hatte sich in ein niedliches nacktes, kaum spannhohes Männlein verwandelt, dessen Haupt eine demantschimmernde Krone schmückte, von seinen Schultern flatterte ein grün goldschimmerndes Mäntlein. Dankend nickte es ihm zu, und, wie es durch das Gestripp hin schlüpfte, glaubte Heinrich von ihm, wie die Stimme eines Heimchens zu hören:

„Und was dir im Leben begegnen auch kann,
Den Dank vergißt nimmer der Heinzelmann!“

Das niedliche Männlein war seinen Blicken hinter den Laubbüscheln entschwunden; aber die Vögel in den Buchenkronen wiederholten in ihrem Gezwitscher des Heinzelmannes Sprüchlein.

Heinrich lachte über sich selbst, denn er glaubte seine Einbildungskraft habe ihm einen Streich gespielt und wohlgerastet setzte er seinen Weg fort. Der Eidechse Sprüchlein klang ihm aber noch immer in den Ohren, und es schien ihm, als wenn der Vogel Schlag, des Spechtes Hacken, das Murmeln der Bäcklein, die über seinen Weg hüpfen, alle die Worte wiederholt hätten; selbst die Glöcklein, welche aus dem heisterbacher Kloster klangen, sangen sie in lieblicher Weise. Eichelhägen, Rothkehlchen, Zeisige, Amseln, Hänflinge, Blutsinken und Buntspechte hüpfen in den Baumzweigen längs seines Weges und kamen ganz zutraulich bis zu den niedrigsten Nesten

geflohen. Aus dem Laube auf dem Boden sah Heinrich schlaue Eidechsen ohne alle Scheu hervorgucken, und ihm zunickeu; auf den schwanken Halmen schaukelten sich die buntesten Wasserjungfern und Heuschrecken, und hin und her schwebten die glänzendsten Buntfalter; aus den Blumenglöcklein lugten heilschimmernde Goldkäfer; auf den Blüthenkronen thronten Heimchen und Glühwürmchen, die selbst beim Tageslicht wie Demanten glänzten. Und wie nun Alles um den Jüngling her sich regte und lebte, tönte ihm das Surren und Schwirren, das Summen und Flüstern, welches durch den Wald zog, wie die süßeste Musik, die sein Ohr je vernommen hatte. Die kleinen Käfer läuteten die Blumenglocken, und sie klangen in sonderbaren Melodien, lieblicher wie Silberglöcklein; die Eidechsen paulten auf den bunten Pilsen herum, daß es wie Pauken und Zimbeln schallte; die Heimchen und Grillen sangen und rührten die Blumenblätter, daß sie schwirrten wie Lauten- und Harfenspiel; die Wasserjungfern und Heuschrecken entlockten Blumenfelsen die anmuthigsten Töne oder sangen, lieblich mit den Flügeln schwirrend, in hellem Getöse, zu welchem die größern Käfer den Bass summten; und Heinrich verstand aus dem wundersamen Klingen, daß es ein Danklied war, weil er den König der Heinzelmännchen von seinem ärgsten Feinde befreit habe.

Wußte sich Heinrich auch nicht zu deuten, was um ihn vorging, so nahm er's doch als eine gute Vorbedeutung, und bald wieder, in seinen Gedanken mit den Freuden des Wiedersehens beschäftigt, schritt er rüstig vorwärts, und begrüßte auch die geliebte Vaterstadt, als eben die Sonne sich in vollster Majestät zwischen dem Chore und dem südlichen Thurme des Domes senkte und den weiten Himmel mit ihrem glühenden Purpur säumte. Hoch schlug ihm das Herz, als ihn der Nachen über den, die Abendglut

wiederstrahlenden, Rhein trug, und ohne sich um die Seinigen, um Herberge noch um sonst etwas zu kümmern, eilte er nach dem Hause des Altmeisters. Ob ihn Margaretha, ob er sie auch wol wieder erkannte? Ob sie ihm auch noch zugethan war in Irene? Ob ihm wol ein freundlicher Empfang wurde? Diese und ähnliche Gedanken, die ihm sonst ganz fremd, bestürmten ihn jetzt, je näher er dem heiß ersehnten Ziele kam.

An der Ecke der Straße, in welcher der Meister wohnte, stand ein Brunnen, an dem er als Lehrling oft Wasser geschöpft und später wol zuweilen mit Margarethen ein halbes Stündlein verplaudert hatte, wenn sie dort Wasser holen sollte; hier fanden sich, wie gewöhnlich am Abende die Mädchen zum Wasserschöpfen versammelt, und wie versteinert blieb Heinrich stehen, der Althem stockte, denn Margaretha war unter ihnen, schöner und voller, wie er sie verlassen hatte. Eben wollte er auf sie zuschreiten, um ihr den Willkommgruß zu bieten, als sie sich umdrehte und ihn gewahrte; der Eimer entfiel ihrer Hand; einen Schrei der Ueberraschung unterdrückend, stotterte sie: „Heinrich, bist — seid ihr es?“ und sich selbst unbewußt ließ sie es geschehen, daß Heinrich ihre Hand ergriff und sie, ohne ein Wort zu reden, an die Lippen drückte. Sich endlich von der ersten Verwirrung erholend, sprach Margaretha: „Herzlicher Willkomm in Köln, Heinrich, wie wird sich der Vater freuen!“ — Der Jüngling erhielt auch die Sprache wieder, er erwiderte den Gruß und bot auch den Willkomm den übrigen Mädchen, Töchter der Nachbarschaft, die sich der Bemerkung nicht enthalten konnten, daß Altmeisters Heinrich sich sehr zu seinem Vortheil verändert habe und ein rüstiger, schlanker Bursche geworden sei, dem man wol gut fein könne.

Seelenvergnügt schritt das Pärchen der Wohnung des Altmeisters zu, welcher die Tochter schon auf der Thüre erwartete, um mit ihr über ihr langes Ausbleiben zu schmälen; kaum ward er aber des Jünglings ansichtig, als seine Stirne sich auch glättete. „Gott zum Gruße“, rief er ihm entgegen, ihm herzlich die dargebotene Rechte schüttelnd, „hätte ich doch eher an meinen Tod gedacht, als an dich, Heinrich. Nur herein! herein! Margarethe, einen frischen Trunk, rasch! rasch! vom besten Faßchen und dann meinen Mantel, wir müssen zur Herberge.“

„Aber Vater, noch diesen Abend“, wandte die Tochter ein, „Heinrich ist sicher zu müde.“ Was müde, Schnickschnack. Das Handwerk vor Allem. Heinrich kennt Handwerksbrauch, er muß sich heute noch beim Altgesellen anmelden. Verstanden. Und wenn Heinrich will, so steht ihm mein Laden wieder offen; an Arbeit soll's nicht fehlen“.

Ueber und über roth wurde die Jungfrau bei diesen Worten des Vaters, der es aber nicht bemerkte, da sie sogleich das Zimmer verließ, um, wie es befohlen, einen Willkommbecher zu holen. Ueber Heinrich's Antlitz breitete die höchste Seelenfreude ihren milden Sonnenschein; heimlich segnete er seinen Eingang in Köln, denn er sah seine kühnsten Hoffnungen mehr als übertroffen.

Konnte es wol ein größeres, reineres Glück geben, als das des treuen Paares, welches sich täglich die Versicherungen seiner Liebestreue wiederholen und auf die endliche Erfüllung des sehnlichsten seiner Wünsche hoffen durfte. Beide lebten nur ihrer Zukunft, die ihre Liebe ihnen so rosig ausmalte. Pläne über Pläne wurden gemacht und wieder verworfen; wollte Margaretha auch zuweilen kleinmüthig werden, Heinrich bekräftigte ihre Hoffnung, denn ihr Vater war äußerst zufrieden mit ihm, vertraute ihm sogar die Leitung seines ganzen Geschäftes an, dem

er auch mit aller Treue und dem redlichsten Fleiße vorstand, um sich mit des Meisters Zuneigung auch Ausprüche auf seine Erkenntlichkeit zu verdienen.

Die stille Glückseligkeit der Liebenden sollte aber nicht lange ungetrübt bleiben. Der Altmeister, der schon das Amt eines Vier-und-Bierzigers der ehrsamten Schneiderzunft bekleidete, wurde beim Absterben des Bannerherrn derselben einstimmig zu dieser Würde erhoben. Mit der neuen Würde schien sich des Altmeisters Charakter ganz umgestaltet zu haben. Es trat Stolz und Hoffarth an die Stelle der frühern Keuschheit und Herzlichkeit, was unserm Paare nicht wenige Seufzer entlockte. Zu seiner größten Angst bemerkte Heinrich, wie ein Procurator, der schon längst über die Maitage des Lebens hinaus, dem sein Sommer aber reiche goldene Früchte getragen hatte, sich sehr häufig bei dem Meister zum Besuche einstellte und sich immer viel um Margarethen zu schaffen machte. Was der Jüngling im leicht gereizten Argwohne der Liebe nur geahnt, wurde leider zu bald arge Wirklichkeit; denn als er eines Abends nach dem Feierabende die Geliebte in dem Gärtlein des Hauses überraschte, bemerkte er, daß sie bitter geweint und sich noch alle Gewalt that, die Thränen zurückzuhalten.

Als ihr Heinrich fragend in das blaue Auge sah, das in Thränen schwamm, und, das Schlimmste ahnend, sie zu fragen bangte, konnte Gretchen sich nicht mehr halten, sie warf sich an seine Brust und brach in lautes Schluchzen aus. Heinrich wagte nicht zu fragen, er fürchtete aus ihrem Munde Gewißheit des Unglücks, das ihrer Liebe drohte, zu erlangen. Als sich die Jungfrau in etwa gefaßt hatte, erzählte sie dem Geliebten, wie der Procurator sie lange mit seinen Liebesanträgen verfolgt habe,

worüber sie aber stets gescherzt, den eitlen, alten Wecken verlachend, bis ihr heute der Vater erklärt habe, daß sie heirathen müsse, und zwar den Profurator, der um ihre Hand in aller Form angehalten, ihr ein bedeutendes Witthum zusichere, und dem er auch das Jawort gegeben, da sie keine bessere und ausständigere Partie zu machen im Stande sei.

„Und deine Antwort?“ fragte Heinrich gespannt. „Kannst du noch fragen“, sprach die Jungfrau im Tone des liebenden Vorwurfs, „mein Entschluß ist gefaßt. Du kennst den Vater, er duldet keinen Widerspruch. Wir wollen das Beste hoffen.“ „Ich schlage dem Federhelden, dem Hans Spindelbein den Schädel ein“, fuhr Heinrich auf. „Und stürzest uns Beide in's Verderben“ unterbrach ihn Margarethe. Heinrich ließ sich leicht beschwichtigen, und was sie sich so viel hundertmal schon gesagt, daß sie sich ewig treu bleiben wollten, wiederholten sie sich unter den feierlichsten Schwüren. Immer näher rückte aber die Entscheidung, denn der Bannerherr hatte beschloffen, schon in drei Wochen die Hochzeit seiner einzigen Tochter zu feiern. Margarethe weinte viel im Stillen, schien im Aeußern aber ruhig und gefaßt, um des Vaters Unmuth nicht zu reizen und des Geliebten Kummer nicht zu vergrößern; denn, wie sie ihren Vater kannte, war nicht daran zu denken, daß er seinen Entschluß änderte.

Als beim Wochenschnß Heinrich seinen Lohn empfing, und der Meister sich sehr zufrieden über sein Benehmen, seinen Fleiß äußerte, faßte sich der Jüngling ein Herz und erklärte dem Meister in geziemenden Ausdrücken, wie er Margarethen liebe und seines Lebens Glück von dem Besitze der Jungfrau abhängen. Ruhig ließ der Meister ihn ausreden, maß ihn dann mit einem verächtlichen Blicke vom Kopf bis zum Fuße und polterte: „Solche Frucht ist für deines Gleichen nicht gewachsen, schlag dir

die Klauen aus dem Kopfe, oder vor der Thüre ist dir. In acht Tagen wird Hochzeit gemacht, um dir den Appetit zu vertreiben.“ Mit lauschallendem Gelächter verließ der Meister die Werkstätte, dem wie vom Bliß gerührten Heinrich noch einen Blick des Mitleids zuwerfend.

Heinrich taumelte nach einiger Zeit, wie aus einem wirren Traume; sein Entschluß war gefaßt, mußte er seiner theuern Liebe so ganz ohne alle Hoffnung entsagen, so wollte er auch nicht Zeuge des Glückes seines Nebenbuhlers, des Unglücks der Geliebten sein, auf ewig der Stadt Lebenswohl sagen, in welcher er seine seligste Hoffnung zu Grabe getragen sah. Dies der Geliebten noch zu sagen und dann den Bündel zu schnüren, war sein letzter Gedanke.

Ein milder Sommerabend fand die Liebenden in der dichten Laube des Gärtchens hinter dem Hause; denn der Meister brachte den Abend des Samstags gewöhnlich auf der Zechstube der Zunft zu, und sie hatten nicht zu befürchten gestört zu werden. Margarethe hatte schluchzend ihre ganze Beredtsamkeit aufgeboten, den Jüngling von seinem Vorhaben abzubringen; aber umsonst. Sie konnte nicht mehr reden, Thränen erstickten ihre Stimme, und selbst Heinrich's Auge wurde naß, denn sein Gemüth war keinem Troste mehr offen. Da bemerkte er plötzlich im Mondenscheine unter dem Rasen, der die Laube umzog, eine grünschillernde Eidechse, und deutlich hörte er ein Singen, wie das Zirpen der Grille:

„Heinzelmann hält, was er verspricht,
Die treue Liebe, zage drum nicht.“

Mit einem Male wurde es ruhig in seiner Seele, die Eidechse sah noch einmal mit tröstenden Neuglein auf zu ihm und verschwand. Heinrich umarmte die Geliebte und rief: „Margaretha, sei getrost, uns

wird geholfen! „Mit großen Augen, ganz überrascht, starrte ihn die Jungfrau an, sie wollte reden, aber Heinrich war so reich an den süßesten Trostworten, daß sie ihn gar nicht begreifen konnte, da er auf ihre Fragen, woher sein Muth käme, gar keine bestimmte Antwort gab, und nur wiederholte, daß sie nur guten Muthes sein solle. Des Geliebten Ruhe und Fassung gab ihrem Herzen auch wieder Trost.

Ueberglücklich war Heinrich, der alle Fragen der Geliebten mit dem Trostworte, daß sie sich nur auf ihn verlassen solle, beantwortete und Pläne über Pläne machte und verwarf, wie es bei jungen Liebesleuten wol zu allen Zeiten der Fall gewesen ist. In ihrer Wonne vergaßen sie Himmel und Erde, den Profurator und selbst den Vater, der in der seligsten Weinlaune in das Gärtchen trat und mit lautem Zürnen und Fluchen das Pärchen aus seinen Träumen aufschreckte. „Bursche“ schrie er „auf der Stelle aus meinem Hause, oder mein spanisches Rohr soll dir den Weg zeigen. Und du — Gott verzeih mir die Sünde — Dirne, daß ich das noch an dir erleben muß. Morgen, ja morgen ist Hochzeit; morgen an den Altar. Dann wird dein Ehegemahl dir das sponsiren schon vertreiben; denn bei meinem Patron, es ist leichter ein Säcklein Flöhe hüten, als ein junges Mädel. Rasch jetzt in die Kammer, oder ich mache dir Füße.“

Heinrich wollte reden, aber der Meister ergriff ihn beim Arme und schob ihn in's Haus, vor die Thüre und auf die Straße, einem der Lehrbursche befehlend, dem Gesellen seine Siebensachen auf die Herberge zu bringen. Heinrich ging getrost, denn er vertraute des Heinzelmanns Stimme, nur war er besorgt um Margaretha. Kaum hatte der Jüngling das Haus verlassen, als der Meister die Tochter unter Schelten und Zürnen in ihr Kammerlein trieb und hier einriegelte. Nicht ein Wort kam über Mar-

gareth's Lippen; heiße Thränen rannen aber über ihre Wangen, als sie das Mieder losnestelte und die reichen Flechten aufband, um sich zu Bette zu begeben, nachdem sie, nach ihrer Gewohnheit, ihr Abendgebet verrichtet und sich der heiligen Jungfrau und ihrem Schutzengel empfohlen hatte. Ganz trostlos war die Jungfrau nicht, Heinrich's Zuversicht richtete ihr Vertrauen auf, hielt es fest.

Der Alte polterte in sein Schlaffloset, und unter den kräftigsten Schwüren gelobte er es sich, daß seine Tochter noch morgen Hochzeit machen sollte. Der Wein und sein Neger thaten das Ibrige: sie lieferten ihn gleich dem Schläse in die Arme und erschlossen seinem Seelenauge auch bald das Reich der Träume. Er beging mit aller Festlichkeit und dem Gepränge, wie es sonst wohlhabende Bürger der freien Reichsstadt Köln zu thun pflegten, die Hochzeit seiner Tochter. Seelenvergnügt fröhnte er seinem Brauche an der unter der Gerichte Last bald zusammenbrechenden Tafel, in der Mitte seiner zahlreichen Sippschaft und der vielen Freunde, deren er sich rühmte. Mit einem lauten Schrei des Schmerzes fuhr er aber aus seinem Traume, als er eben einem Zutrinkenden den Bescheid thun wollte; am ganzen Leibe fühlte er sich wie mit Nadeln und Pfriemen gestochen. Er warf sich herum und wieder herum, das Stechen und Kneifen hörte nicht auf. Er wollte aufspringen von seinem Lager, fühlte sich aber, wie mit Kneipzangen festgehalten und von hundert Knitteln zerblaut, dabei glaubte er im Zimmer ein Summen zu vernehmen, das wie die Worte klang:

Nicht Rast soll dir werden,
Nicht Ruhe auf Erden,
Gelebt hast du die letzte der fröhlichen Stunden,
Kein Bissen soll dir, kein Trunklein mehr munden,
Wenn dein Stolz zusammen nicht gibt
Das Pärlein, das treu und herzinnig sich liebt.

Schreien konnte er auch nicht, denn unsichtbare Hände hielten ihm den Mund zu. Als er nach der Feuerlade greifen wollte, die er neben seinem Bette stehen hatte, zog er rasch die Hand zurück, weil es ihm vorkam, als hätte ihn Jemand in jeden Finger gebissen. Das Stoßen, Schlagen, Kneifen, Zwicken und Stechen wollte kein Ende nehmen, kein Theil des Körpers des ehrsamten Meisters blieb verschont und dabei tönte ihm stets das Sprüchlein, wie das Zirpen eines Heinchens, in den Ohren. In der Angst seines Herzens gelobte er endlich, der Verbindung mit Heinrich nicht entgegen zu sein, und kaum hatte er den Entschluß gefaßt, als auch seine Peiniger verschwunden waren. Er machte sich Licht, durchsuchte das Bette, das Zimmer bis in die kleinsten Ecken, fand aber nicht das Geringste und legte sich wieder nieder. Einem Traume schrieb er das bestandene Abenteuer zu und hatte auch alsbald sein Versprechen vergessen. Doch wie der Gedanke in seiner Seele aufstieg, nicht in die Ehe zu willigen, da wetterten auch die Hiebe wieder hageldicht auf ihn nieder, und zwar mit solcher Gewalt, daß er sein Ende nahe glaubte. Unsichtbare Hände hoben ihn auf und warfen ihn aus dem Bette; er meinte in Brennesseln und Nadeln zu fallen und schrie jämmerlich auf, bei allen Heiligen gelobend, sein gegebenes Versprechen zu halten. Wie das erste Mal hörten auf einmal die Schläge und Prüffe auf, und lautauffeufzend froh er wieder in die Betttücher, alle Stoßseufzer, die er je gelernt, vor sich hermurmelnd und sich der Gnade des Himmels empfehlend.

Nach den Strapazen der Nacht fand ihn der helle Morgen noch schlafend. Er wurde endlich wach und glaubte das Ganze für einen Traumspuck halten zu können, wenn ihn nicht der Schmerz seiner Glieder von der leidigen Wahrheit des Abenteuers überzeugte und sein Spiegel ihm nicht gesagt, daß die

Schläge alle gut getroffen, denn schwarz, blau und gelb war sein Antlitz, wie er vielleicht in seinem Leben auf der Herberge zuweilen angemalt worden, als er noch als Geselle auf der Wanderschaft war. Vor sich selbst schämte er sich; wie er war durfte er sich vor Keinem sehen lassen; und wie hätte er auch Einem erzählen können, was er in der Nacht erlebt. Laut sicherten die Gesellen, als der Meister in den Laden trat, und mit einem barschen „Sieh auf deine Kochtöpfe“ speiste er Margarethen ab, als sie ihn fragte, was ihm begegnet. Sie konnte es sich aber nicht erklären, daß ihr Vater mit keinem Worte der Hochzeit mehr gedachte, und stumm und in sich verschlossen seinen Morgentrunk zu sich nahm. Wie der Meister nun so da saß, wollte es ihn doch bedünken, daß es hart sei, von der glänzenden Verbindung seiner Tochter abzustehen, und wieder tauchte der Gedanke bei ihm auf, daß er sein Versprechen nicht zu halten brauche und auch nicht halten wolle. Kaum hatte er's gedacht, als er laut aufschreiend vor Schmerz von seinem Sitze sprang und wie besessen im Zimmer umbertanzte, denn wie mit Pfriemen und Nadeln stach es ihn in die Waden und Rippenstöße wetterten von allen Seiten auf ihn ein. Voller Entsetzen kamen die Gesellen herbeigeströmt, denn alle meinten, der Meister wäre besessen oder gar wahnsinnig geworden, so toll und verrückt, wie im wildesten Weitztanze, sprang er im Zimmer umher. „Heinrich soll sie haben! Heinrich soll sie haben, kein Andrer!“ rief er endlich und sank ganz erschöpft in die Arme seines Sorgstuhls. Da die Gesellen den Meister wieder ruhig und wohl sahen, zogen sie sich mit heimlichem Nichern und Lachen zurück an ihre Arbeit; denn es hatte gar zu possirlich ausgesehen, als der ehrsame Bannerherr und Altmeister wie ein Tollhäußler umbertanzte. Der Meister hatte sich in etwa erholt und schickte sich, ohne auf der Tochter Fragen

und Erkundigungen zu achten, an zum Ausgehen; er wollte dem künftigen Schwiegersohne sogleich die Kunde geben, daß es mit der Heirath Nichts sei, solchen Respekt hatte der Meister vor den Hieben, Püffen und Knüffen.

Auf der Thürschwelle kam ihm aber der Bräutigam schon entgegengehinkt mit blau, grün buntem Gesichte. Kaum des Meisters ansichtig, keuchte der Procurator mit freischender Stimme: „Könnt eure Tochter behalten; mag sie nicht — mag sie nicht! Prr! Alle guten Geister — seht nur, wie sie mich zugerichtet. Hab auch eure Tochter nie gewollt, wenn ihr sie mir nicht aufgedrungen hättet, an den Hals geworfen hättet. Ich mag sie nicht; — mag sie heirathen, wem's gefalle, ich will sie nicht.“ Dem Meister schwoll der Ramm bei dem Gesalbader des Procurators. „Wer hat euch das Mädel nachgeworfen? Wer?“ brüllte er; eben wollte ich euch andeuten, daß ihr euch den Appetit vergehen lassen solltet, je mein Schwiegersohn zu werden. Mir sagen, ich hätte ihm meine Tochter aufgedrungen? Gott, verzeih mir die Sünden. Macht nur, daß ihr wegkommt, oder hier das Bügeleisen zeigt euch den Weg, daß ihr das Wiederkommen für alle Zeiten vergeßt.“ Die drohende Stellung des Meisters, der wirklich ein neben ihm stehendes Bügeleisen ergriffen, machte dem Procurator Füße. Noch einige Worte vor sich hermurmelnd, machte er sich, so rasch er immer vermochte, aus dem Staube, froh, daß er so mit heiler Haut davon gekommen war; denn er war in der Nacht vor dem Tage, der ihn in die langersehnte Brautkammer führen sollte, noch ärger als der Meister gepeinigt worden, so daß ihm alle Lust nach der verbotenen Frucht vergangen war.

„Der vermaledeite Federfuchs, mir so etwas zu sagen“ brummte der Meister, sich mürrisch in seinen Lehstuhl werfend. „Ich, solchem Hans Narr meine

Margaretha aufdringen? Gott, verzeihe mir die Sünden, da kommst du mir schön.“ Durch solcherlei Reden suchte der Zürnende seinem Grimme Luft zu machen, während Margarethe schon heimlich allen Heiligen auf's Brünstigste gedankt hatte, daß der Himmel sie von dem unleidlichen Bräutigam befreit hatte. Bekommen in der Erwartung wagte sie es nicht, dem Vater mit einer Frage zu nahen, horchte aber froh auf, als er dem Lehrburschen den Befehl gab, Heinrich auf der Herberge aufzusuchen und sogleich zu ihm zu bescheiden. „An deine Arbeit“ herrschte er die Tochter an, als er Heinrich nach einigen Augenblicken am Fenster vorüberreiten sah. Auf dem Flur begegnete Heinrich Margarethen; ein Blick war hinreichend, um den Jüngling von Allem, was vorgefallen, zu unterrichten.

Sowie Heinrich in das Zimmer trat und den Meister begrüßt hatte, sprach dieser: „Du hast meinem Mädel etwas in den Kopf gesetzt, sie nimmt keine Raison mehr an; magst sie heirathen und sehen, wie du zurecht kommst. Ich thu mich vor meinem Ende nicht aus. Verstanden, und nun macht nur recht bald Hochzeit, ich kümmere mich nicht drum und würde, wenn — er wollte noch etwas sagen, doch schien ihm der Gedanke schon leid zu werden, als er ihn noch nicht völlig ausgedacht. Wie aus den Wolken gefallen, stand Heinrich vor dem Meister, er wußte nicht, wie ihm geschah; mit frohem Herzen dankte er aber den Heizelmännchen in seinem Innern und stammelte dem Meister dann ganz verwirrt seinen Dank, mit welchem Margarethe, die an der Thüre gelauscht, den übrigen vereiniigte. „Schon gut, wozu die Worte“, sprach der Meister abwehrend, „in vierzehn Tagen macht Hochzeit und laßt mich sonst ungeschoren.“

Uebersellig war unser Pärchen. Was kümmerte sie es, daß der Vater noch immer zu groffen schien,

sie sahen sich am Ziele ihrer Wünsche, und Heinrich war so guten Muthes, daß Margaretha keinen Anstand nahm, die Freundinnen zu beten, um ihr zu helfen, wie es damals die Sitte wollte, bei der Anfertigung des Brautschmuckes, denn in vierzehn Tagen sollte Hochzeit sein.

Der Altmeister blieb bei seinem Entschlusse; er wollte weder von der Ausstattung der Tochter, noch von den Kosten der Hochzeit etwas wissen, und Heinrich's ganzer Reichthum bestand in seinen fünf Fingern und in seinem Fleiße. Dies ließ doch zuweilen Wolken in dem heitern Himmel der Liebe Margarethen's aufsteigen, die immer trüber wurden, je näher der zur Hochzeit festgesetzte Tag kam. Die Aufrufe hatten Statt gefunden, der Brautstaat war beinahe fertig, und Morgens und Abends hatte sich die Jungfrau das Brautfränzlein vor dem kleinen Spiegel ihres Schlafkammerleins schon angepaßt, und wie der Spiegel denn immer ein niedliches Bräutchen widerstrahlte, so auch ein paar Thränen in ihren großen tiefblauen Seelenspiegeln, die gerade nicht immer die Freude hinauftrieb. Besonders war dies aber eines Morgens der Fall, als Heinrich wenige Tage vor der Hochzeit auf einige Tage Abschied genommen, um, wie er vorgab, eine Familienangelegenheit in Ordnung zu bringen.

Die Sonne mochte eben im Mittage stehen, als Heinrich bei der Halde im Siebengebirge anlangte, wo er vor mehr denn einem Jahre das Abenteuer mit dem Heinzelmann erlebt hatte. Helle Schweißtropfen perlten ihm über die Stirne, und lechzend bückte er sich nach dem Bächlein, welches zu seinen Füßen wie eine Silberschlange zwischen den Felsen durch die grüne Matte des Thales hinraun, als seinem Blicke sich auch wieder eine golden schimmernde

Eidechse darbot. „Schönen Gruß, Meister Bierfuß“ sprach Heinrich in traulichem Tone, und rings flüsterete es, zirpten die Heimchen und Käfer, sangen die Vögel: „Besten Dank, Herr Bräutigam!“ Heinrich gewahrte jetzt auch wieder das nackte Männlein mit dem grüngoldnen Mantel, der Krone und dem Szepter, das ihm freundlich zunickte ihm zu folgen. Heinrich war gleich auf den Reinen, und durch Schluchten und Schründe ging es immer tiefer in's Gebirge bis dahin, wo der Auel Berg und die Rosenau sich mit ihren Abhängen treffen und ein wildes Gerölle nach einem jähen Abstürze führte. Der kleine Zwerg kletterte hinab, nicht ohne Anstrengung versuchte es auch Heinrich und befand sich bald in einem wunderschönen Garten vor einem hohen Felsenthore, das mit gewaltigen Thürflügeln verschlossen war.

Der Heinzelmann berührte mit seinem demantenen Zepher das eiserne Thor, und mit lautem Tone, der wunderbar durch die Thale schallte, flog es auf. Ein helles Glänzen und Gleifen blendete des Jünglings Blick, gleich, als wenn er in die Sonne geschaut hätte, denn in dem weiten Gewölbe, das ganz aus Gold und glänzenden Metallen erbaut schien, lag in großen Haufen gemünztes Gold und Silber, und rings war das kostbarste Geschirr und Geschmeide aufgestellt, wie Heinrich es noch nie gesehen hatte. Schüchtern trat er, dem Heinzelmanne folgend, hinein und sah ein buntes Gewimmel von nackten Männlein und Weiblein in dem verschiedensten Alter, die hier thätigst beschäftigt waren. Hier waren sechs, sieben im Begriff einen silbernen Schlüssel fortzutragen, zu dutzenden scheuerten andre an silbernen Terrinen, mehrere strengten sich an, um goldene und silberne Pokale und Trinkgeschirre fortzurollen und an den Wänden aufzustellen. Andre arbeiteten gleich Ameisen in den Münzhaufen, und Viele leuchten unter der Last eines Goldstückes, das sie nach einer andern

Stelle zu tragen bemüht waren, oder pukten und glätteten an den Metallwänden. Alle verneigten sich mit gar possierlichen Kniren und Verbeugungen, ihn freundlich angrinzend und anlachend, als Heinrich durch die weite Halle schritt und mit offnem Munde alle die Kostbarkeiten und Herrlichkeiten bewunderte.

Im Grunde befand sich ein Thron, aus einem Edelstein geschnitten, der in dem glänzendsten Farbenreichtume schillerte, wie der Morgen- und Abendstern, und alle den Glanz und die Pracht, die rings herrschte, weit überstrahlte. Auf ihm ließ sich der Heinzelmann-König nieder und sprach dann zu Heinrich gewandt:

„Hier wähle nur immer, was dir gefällt,
Was nuzen und frommen dir kann auf der Welt.“

Und alle die Guomen und Kobolde drängten sich um den Jüngling und zirpten und sangen wie die Grillen und Heimchen:

„Wir geben und spenden willig und gern,
Denn du hast uns gereitet den König und Herrn.“

und dabei brachten sie mit der größten Anstrengung die schönsten und kostbarsten Gefäße, rollten sie die klingenden, glänzenden Münzen und Edelsteine vor seine Füße, daß Heinrich ganz geblendet wurde von all' der Pracht und dem Reichthume, den ihm die Kleinen anboten und aufdrängten. Der Jüngling dankte in geziemender Rede dem Heinzelmann für den großen Dienst, den er ihm schon bei seinem künftigen Schwiegervater erzeigt und bat nur um Geringses, auf daß er seine eigene Wirthschaft anfangen könne. Der kleine Herrscher schüttelte das Köpfchen, daß sein Krönlein auf demselben wackelte, und zirpte gleich der steigenden Lerche:

„Der mir gerettet Leben und Krone,
Dem kargen wir nie mit dem Dank und dem Lohne;
Wir sind dir als Knechte und Diener zu eigen,
So lang' du in deinem Glücke kannst schweigen.“

Und die kleinen Kobolde sangen im Chöre: „

„Wir sind dir als Knechte und Diener zu eigen,
So lang' du in deinem Glücke kannst schweigen“

Bunt drängten sie sich durch einander, ihm ihre Herrlichkeiten anzubieten; sie rutschten ihm an den Reinen hinauf, und steckten ihm Gold- und Silbermünzen und Kleinodien in die Tasche, so daß Heinrich nicht genug danken konnte und still hieß wie eine Mauer, um nur Keinem der Kleinen Schaden zu thun, die wie die Maikäfer an ihm herumkletterten. Sie geleiteten ihn darauf auf Befehl ihres Königs durch alle Gemächer des Königshofes, und er sah, wie das Gold und Silber in wunderlichen Formen, wie Blume und Blüte in dem Gesteine wuchs und Aeste und Zweige trieb in den weiten Wölbungen, wie sonst die Rebe und das Epheu an den Mauern und Bäumen emporrauft. Von der langen Wanderschaft und dem vielen Ehen ermüdet, legte er sich auf die Einladung der Gnomen hin auf ein schimmerndes Krytallbett, das seine nach allen Seiten lebendig hinschießenden Krystalle, wie ein herrlicher Berthimmel über ihm wölbte. Ein wohlthuender Schlummer senkte sich bald auf seine Augenlieder und brachte ihm die angenehmen Träume.

Heinrich erwachte; staunend rieb er sich die Augen, denn über ihm rauschte der Baum, unter dem er sich in dem Laub niedergelassen, zu seinen Füßen floss das muntre Bächlein durch die Matte. „So war denn Alles ein Traum“, seufzte der Jüngling, als er sich noch an dem Orte befand, wo er den Heinzelmann bei seiner Ankunft gesehen hatte. Als er aber aufstand, hörte er etwas klimplern in seiner Tasche. — Mit Zagen griff er hinein, und hielt hoch überrascht eine handvoll schöner Dukaten, in denen die durch Blätter sich stehenden Sonnenstrahlen munter wiederglänzten. „So ist es doch wahr,“ rief entzückt der Ueberglückliche, „meinen Dank, Heinzelmann; ich

werde dich nie vergessen, und nimmer wirst du mich undankbar finden. Jetzt, Margaretha, ist uns geholfen. Es soll eine Hochzeit geben, wie noch kein Zunftgenosse eine gefeiert."

Laut aufjauchzend schickte er sich zum Heimgange an, und gewiß hatte er sich zum ersten Male, als er im Gebirge des Heingelmanns Bekanntschaft gemacht, nicht rascher gesputet, denn mit dem Abende war er auch wieder in Köln und bei der Geliebten, der er die frohe Kunde brachte, daß jetzt ihrem Glücke Nichts mehr im Wege stände, ohne ihr aber auch nur im Entferntesten Kunde zu geben von der Quelle des unverhofften Glückes. Schon am folgenden Tage sollte Hochzeit sein; und fröhlich bat Heinrich alle seine Bekannten, die ganze Cipperschaft seiner Frau und die Vorsteher einer ehrsamten Zunft, die ihm aber bald einen Strich durch seine Rechnung gemacht, denn er hatte das zu liefernde Meisterstück ganz vergessen. Er half sich mit der Nothlüge, daß es am folgenden Tage fertig sein solle; er wollte versuchen, ob es ihm vielleicht möglich, wie schwer es auch war bei den vielerlei Geschäften und Bestellungen, welche der Ehrentag noch erheischte. Seinen Einrichtungen zum Hochzeitmable stellten sich auch allerlei Hindernisse dar, und müde und erschöpft saß er Abends in seinem Kämmerlein, um den Versuch zu machen, ob es ihm nicht möglich das verlangte Meisterstück, das er schon vor längerer Zeit begonnen, zu vollenden. Ueber dem Beginne der Arbeit schlief er aber ein vor Müdigkeit, und erwachte erst, als die Brautführer kamen, ihn abzuholen. Wie riß er die Augen auf, da er das Meisterstück ganz vollendet vor sich liegen sah; er konnte sich selbst nicht trauen, denn solche Arbeit hatte er noch nie gesehen. Mit frohem Herzen empfing er die Glückwünsche der Freunde, und mit einigem Stolge hörte er des Altmeisters Lob über die herrliche Arbeit, die, wie die ganze Zunftgenossenschaft

einstimmig meinte, den Meisterbrief verdiene. Margaretha und ihre Freundinnen hatten noch so Manches des Hochzeitschmauses wegen zu bestellen gehabt; wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten fehlte es noch an allen Ecken und Enden, und dies Bewußtsein trübte den Ehrentag des holden Bräutchen — denn der ärgste Reiz mußte ihr gestehen, daß die große Stadt nicht viele aufzuweisen, die das Brautfränzlein so schön zierte — und machte auch wohl, daß sie etwas beklommen das ewige Ja am Altare aussprach, als sie mit Heinrich die Ringe gewechselt und des Priesters Segen sie auf ewig mit dem Theuren des Herzens verbunden zu Freud und Leid.

Der ganze Brautzug begab sich nach dem Quatermarkt, um hier die Hochzeit zu begehen, wie es bei wohlhabenden Bürgern, die selbst nicht Raum in den eigenen Häusern hatten, Sitte war. Eine Menge Freunde und Bekannten empfingen hier das Paar mit den herzlichsten Glückwünschen und Brautgeschenken, die nach damaliger Weise, in einzelнем Haushaltsrath und in allerlei Speisen zum Festmahl bestanden. Margarethen stieg die Röthe der Verlegenheit in's Gesicht, denn, wo und wie konnte Heinrich die Mittel aufgetrieben haben, zur Ausstattung einer Hochzeit im Hause zum Quatermarkt. Der Bannerherr brummte in den Bart: „Da wird auch der Schmalhans Küchenmeister gewesen sein!“ und wagte es kaum über die Schwelle zu treten. Heinrich, der von der Einrichtung Nichts gewußt und in ihr eine Freude sah, mit welcher der Vater Margarethen zu über raschen gedachte, wußte auch selbst nicht, wie ihm geschah, als er, der Braut folgend, in den Festsaal trat. In doppelter Reihe liefen die Tische an den Wänden her, bespreitet mit dem blendendsten Damastkleinen und reich besetzt mit dem feinsten, englischen Zinngeschirre, unter welchem an den Ehrenplätzen Silberpokale glänzten, und große silberne

Schüsseln die ausgesuchtesten Leckerbissen darboten. Die Boten der verschiedenen der Schneiderzunft zunächst befreundeten Gassen oder Zünfte standen bereit zum Aufwarten, und ein munteres Tonstück, welches die Stadtfiedler in der Tiefe des Saales ausführten, begrüßte die Eintretenden. Heinrich gedachte jetzt, dankend, der Heitzelmänner, da er auf dem Gesichte des Schwiegervaters Ueberraschung und Staunen abgemalt sah. Margaretha wagte nicht zu fragen und beobachtete verthohlen bald den Vater, bald den Bräutigam. Nachdem die Brautführer das Paar um den Tisch zum Ehrenplatze geführt, ließ man sich nieder und Speise und Trank fröhlich munden; denn Alle mußten sich gestehen, daß die Speisen mehr als kostbar und der Wein gewiß nicht edler von dem Kurfürsten und den Domherren getrunken werden konnte. Des Bannerherrn Stirne hatte die Furche der Verbrießlichkeit verloren, und nicht ohne einen gewissen Stolz nahm er die Glückwünsche und Complimente der Gasterei wegen an; denn Alle hielten ihn für den Ausstatter der Hochzeit, da am Vorabende des Festes die Gassellboten die Hochzeiter in seinem und des Paares Namen gebeten hatten. Immer munterer und lauterer wurde das Festmahl, der Wein löste die Zungen, und die heitersten Scherzreden und Witzeleien, wie sie solche Feste gewöhnlich bringen, beflügelte die Stunden, bis daß der in silbernen Bechern kredenzte Würzwein, der mit dem kostbarsten nürnbergischen Lebkuchen herumgereicht wurde, an die Stunde des Aufbruchs mahnte.

Wie es Sitte wollte, wurde das Brautpaar von allen Hochzeitem unter lautem Jubel mit Fackelschein bis nach seiner künftigen Wohnung begleitet, und nachdem der Braut hier eine Feuerlade und ein Dreckkorb und die übrigen Brautgeschenke mit einer komischen Frierlichkeit übergeben worden, wobei es an allerlei Schnurren und Neckereien nicht mangelte,

nahmen die Gäste mit den besten Wünschen Abschied. Selbst der Altmeister war ergriffen; als ihn einer der Brautführer mit launiger Rede an die Freuden der Großvaterschaft erinnerte; herzlich schied auch er von dem Paare.

Unbeschreiblich war aber die Ueberraschung des jungen Ehepaares, als es sich endlich selbst überlassen in dem kleinen Häuschen, welches der Schauplatz seines stillen Glückes werden sollte; denn an eine solche Ausstattung hatten ihre kühnsten Wünsche nicht gedacht. Margarethe stieß jeden Augenblick einen neuen Schrei der Ueberraschung aus; denn das schönste Zinn und Kupfergeschirr glänzte auf den Recken und Bänken und über dem Kamine der Küche, das weißeste Linnen lachte ihr aus den reichgefüllten Schreinen entgegen, und Alles war so wohnlich, niedlich eingerichtet, daß Margaretha voller Entzücken ihrem Manne an die Brust sank, denn sie hielt ihn für den Urheber dieses häuslichen Reichthums, den sie sich gar nicht geträumt hatte. Heinrich war nicht weniger überrascht, als seine junge Frau; doch ließ er sich Nichts merken, daß er wußte, woher alle diese Schätze kamen.

Unser Pärchen lebte selig in seinem Glücke, welches Margarethe durch ihren thätigen Fleiß und ihre Ordnungsliebe immer mehrte. Es war aber auch eine Lust zu sehen, wie Alles in der kleinen Wirthschaft den gedeidlichsten Fortgang hatte, und Margaretha wußte oft selbst nicht, ob sie träumte oder wachte, denn jeden Sonn- und Feiertag fand sie ihr Zinn- und Kupfergeschirr gepunkt, daß es glänzte und gleißte, das Haus vom Eöller bis in den Keller gescheuert, die Tische gebohnt und Alles in der schönsten Ordnung, ohne daß sie Etwas dazu gethan hatte. Mußte gewaschen werden, so fand die junge Hausfrau Morgens, wenn sie mit dem Hahne aus dem Bette stieg, die Wäsche in schönster Ordnung auf dem

Söller oder auf der Bleiche und ebenso später wieder geplättet in den Schreinen. Anfänglich hielt Margaretha ihren Mann für den Meister Rührig, der also im Hause schaltete und waltete, und dieser antwortete auf ihre Fragen gewöhnlich mit einem schalkischen Rächeln, ohne ihr je einen bestimmten Bescheid zu geben. Sie grübelte und grübelte, sann und sann, und wollte oft mißmuthig werden über das Geheimniß, das in ihrem Hause herrschte und welches zu enträthseln ihr bis dahin unmöglich gewesen. Sie hatte zwar der alten Sage von den fleißigen Heinzelmännchen, wie sie im Volke lebte, zuweilen gedacht, sich aber meist selbst verlacht, daß sie dergleichen nur meinen konnte. Da das Wesen aber immer fortging und ihr zuletzt sogar die Speisen auf dem Herde zubereitet, ehe sie sich's versah, Gemüse, Erbsen, Linsen und Bohnen gereinigt wurden, wenn sie nur auf einige Augenblicke die Küche verlassen, drang sie immer mehr in ihren Mann, die Ursache des geheimnißvollen Treibens zu erfahren, und in einer schwachen Stunde gestand er ihr, daß die frommen Heinzelmännchen des Hauses gute Geister wären. Für ein Weilchen begnügte sich Margarethe mit dieser Erklärung. Heinrich lebte aber in gespannter Erwartung, fürchtend, die Heinzelmännchen würden ihm sein unbesonnenes Plaudern entgelten lassen und ganz ausbleiben. Dies geschah zwar nicht, doch hörte Heinrich jezt zuweilen in der Nacht, wenn ihn der Gedanke wach hielt, ein Poltern und Wirthschaften, als wenn die Kleinen ihre Geschäfte mit Unwillen verrichtet hätten.

Heinrich sah mit jedem Tage seine Kunden zahlreicher werden, und dennoch konnte er mit einem Vehrjungen sein Geschäft zu aller Zufriedenheit bestreiten; denn wie die Heinzelmännchen in der Küche, im Keller und auf dem Söller wirthschafteten, so auch in seiner Werkstätte, wo er sie wol zuweilen

belauscht hatte, ohne sie zu stören. Gar possirlich war es anzusehen, wie drei oder vier der Kleinen eine Scheere handhierten, ein Duzend mit unsäglicher Mühe ein Bügeleisen handhabten und feuchten und schnaubten, bis sie es über eine Nacht gebracht, während manchmal an jedem Knopfloche eines Rockes zwei oder drei steckten, Falten einzogen, Garn und Nadeln herbeischleppten, Zwirn wächsten und einfädelten, oder auf andre Weise einander einander zur Hand gingen. Rührig, wie ein Ameisenhaufen, trabelte und zappelte es auf und unter dem Werkflische; an den Zwirnsfäden und Papiermaassen ließen sich Heinzelmännchen hinauf und kletterten sie wieder hinunter im buntesten Durcheinander, und dennoch förderten sie rüthig die Arbeit, die jeden Morgen fertig an den Wandpflocken hing. Seine gute Arbeit brachte dem Meister bald solchen Ruf, daß er in der heiligen Stadt Mode ward, und Alle, die etwas auf Mode, feinen Schnitt und Eleganz hielten, nur von ihm bedient sein wollten; denn es galt zu allen Zeiten auch in Köln das Sprichwort: „Kleider machen Leute!“

Als nun ein Jahrlein in's Land gegangen, beschenkte Margaretha ihren Mann mit einem bauchbackigen Buben, dessen Erscheinen den Groll des Altmeisters ganz bannte; denn er hielt ihn über der Taufe und gab ihm als Pathengeschenk seinen ganzen Laden nebst der Kundschaft, da er sich von den Geschäften zurückziehen wollte. Heinrich bezog jetzt das elterliche Haus und hatte die Freude zu sehen, daß die Heinzelmännchen zu Allem zu gebrauchen, denn in einer Nacht war der Umzug fertig und Alles in der neuen Wohnung wieder so heimlich, traulich eingerichtet, wie in der alten. Zu aller Freude und zur besondern Wonne der übergelücklichen Eltern gedieh das Söhnlein, und alle Tanten und Basen waren der Meinung, daß wol nie ein zufriedeneres

und zugleich niedlicheres Kind gewesen. Wie in dem gesammten Haushalt waren auch hier die Heingelmännchen thätig; sie wiegten, akten während der Nacht den kleinen Liebling der Eltern und schienen sich selbst seines Gedeihens zu freuen. Mit jedem Tage nahm Heinrich's Wohlstand zu, und erleichterte ihm auch der Beistand der Kleinen sein Geschäft; so war er doch immer thätig und rüstig, legte nie die Hände in den Schooß, so daß er schon etwas vor sich gebracht hatte, als sein Schwiegervater das Zeitliche segnete. Margaretha sah mit wahrer Wonne, wie die Kleinen in ihrer Wirthschaft wirkten; denn ward das Winterschwein geschlachtet, so brauchte sie sich um's Wursten, Salzen und Räuchern nicht zu kümmern, und alle Freunde kamen darin überein, daß sie nie so kostbare Würste, so feine Schinken gegessen, wie eben bei der Frau Meisterin. Brod huckten die Kleinen, machten die Gemüse ein und schafften mitunter auch wol einen Leckerbissen in die Küche.

Natürlicher war aber nun wol Nichts, als daß Eva's Erbsünde, die Neugier bei Margarethen nach und nach immer reger, immer peiniger wurde. Bis dahin hatte sie vor allen Freundinnen noch das Geheimniß der Heingelmännchen geheim gehalten; aber mit dem Wissen, wem sie alle die Hülfe und all' das Gute zu verdanken habe, war ihr doch zuletzt nicht genug; immer lebendiger wurde der Wunsch, die Kleinen auch einmal zu sehen. Ihrem Manne mochte sie davon Nichts sagen, und dennoch konnte sie dem Triebe ihrer Neugierde nicht widerstehen. Auf den Strümpfen schlich sie oft Nachts in die Werkstätte, um die Kleinen zu überraschen; aber so wie sie an die Thüre trat, ging's risch! risch! wie die Ratten nach allen Enden und Ecken, und sie hatte das leere Nachsehen; so ging es ihr in der Küche und aller Orten, wo die Heingelmännchen wirthschafteten.

Weit ihr jeder Versuch mißlang, die Neugier zu befriedigen, wurde diese zu einer Krankheit, die ihre Lebenslust in etwa trübte und ihr manche schlaflose Nacht machte, um so mehr, da sie es auch keinem, selbst ihrem Manne nicht wagte mitzutheilen, was sie so sehr quälte und peinigte. Die Neugierde ist aber von jeher erfinderisch gewesen und brachte sie auch auf einen eigenen Einfall. Es war Pfingstabend, und bei solchen Gelegenheiten scheuerten, rüsteten und bohnten die Kleinen gewöhnlich das Haus vom Speicher zum Keller. Was that Margaretha? Als Heinrich sich zur Ruhe begeben, schlich sie sich heimlich weg von seiner Seite und bestreute die ganze Treppe von unten bis zum Göller mit Erbsen, in der Erwartung, daß die Kleinen darüber fallen müßten und so ihrer Neugierde nicht entgehen könnten. Mit vor Angst und Erwartung hochschlagendem Herzen legte sie sich dann nieder; kaum wagte sie es, zu athmen; je näher die Stunde der Entscheidung, um so lebendiger wurde ihre Neugierde, die ihre Phantasie dergestalt beschäftigte, daß sie oft erschreckend vom Bette auffuhr. Es schlug die Stunde der Mitternacht, die Zeit, in welcher die Kleinen gewöhnlich ihr Wesen begannen. Wie der letzte Ton der nahen Thurnuhr verklungen in der lautlosen Nacht, glaubte sie, sich Etwas regen zu hören auf der Treppe; sie horchte, lauschte; wie Hagelkörner rollten die Erbsen die Treppen hinunter. Noch immer jagte sie, noch war sie unentschlossen; nicht rasten ließ sie aber ihre Neugier, und wenn es ihr das Leben gekostet, sie mußte ihren Entschluß ausführen, denn widerstehen konnte sie dem Triebe nicht mehr. Sie stand auf; in der Ecke die hellbrennende Lampe, schlich sie zur Thüre, die gleich aus dem Zimmer auf die Treppe führte; rasch öffnete sie dieselbe und trat hinaus. Noch sah sie Nichts; nachdem sie aber einige Schritte hinunter gestiegen, da polterte es auf einmal

um sie her mit lautem Gestöhn und Aechzen; ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr, als sie die kleinen kaum spannkoblen Männchen und Weibchen über und untereinander die Stiege herabtröhlen und rollen sah. In ihrer Arbeit gestört, wollten sie fliehen, um in den Mauslöchern und Mauerritzen Schutz zu suchen vor der Ueberraschung. In der Eile der Flucht glitten die Heinzelmännchen über die Erbsen und stürzten also Kopf über, Kopf unter die Treppe hinunter mit dem jämmerlichsten Schmerzgestöhn. Margaretha hatte ihre Neugierde befriedigt; weh that es aber ihrem Herzen, daß sie den kleinen Geschöpfen Leid zugefügt hatte, und mit Schrecken sah sie die grimmen Mienen des Zorns, mit welchen die Stürzenden zu ihr aufblickten, vor Schmerz wimmernd oder knurrend und grollend vor Zorn.

Von innerer Furcht ergriffen, wollte sie sich zurückziehen; da trat ihr Heinrich entgegen mit den Worten: „Margaretha, was hast du gethan? Freventlich zerstörte deine sündhafte Neugierde unser Glück, unglückseliges Weib!“ Jetzt traf sie das ganze Gewicht ihrer Schuld; laut schluchzend wollte sie einige Worte der Entschuldigung stammeln, Heinrich stieß sie aber, arg zürnend, von sich mit einem Fluche, der ihr das Innerste durchzuckte, da es das erste Mal, seit ihrer Verheirathung war, daß ihr Mann ihr mit einem harten Worte wegethan hatte.

Es geschah aber, wie es Heinrich vorhergesagt hatte. Die Heinzelmännchen waren und blieben fort; von Tag zu Tag, von Woche zu Woche harrte man ihrer, aber umsonst. Eine stille Trauer war in dem Hause eingezogen, wo sonst die reine Heiterkeit der Zufriedenheit herrschte und alle Hausgenossen beseligte. In derselben Nacht aber, in welcher Margarethens Neugierde die freundlichen Kleinen störte und verschreckte war am Ufer des Rheines ein buntes reges Treiben, aus allen Kanälen wimmelte es von

den spannhohen Männlein, die ihre ganze Habe mit sich schleppten und sich eilten und sputeten, um noch vor dem erste Scheine des Tages ein Schiff zu erreichen, daß dazu bestimmt war, sie wegzuführen. Als sie Alle an Bord des Schiffes, hörte man ein lautes Wimmern und Schluchzen; ein Zeichen, daß die Kleinen nicht gern schieden von Köln. Sie fuhrten fort; wohin, davon weiß ich keine Kunde zu geben; doch soll, wie die Sage geht, mit ihnen die alte gute Zeit geschieden sein.

Eines Weibes Neugierde war hier, wie so oft schon, Störerin des Glückes geworden, und hatte, wie in manch andern Städten des deutschen Landes, wo man die fleißigen Kleinen auch Wichtelmännchen nennt, die Glück bringenden auf ewig gebannt. Bei Manchem scheinen die Heinzelmännchen in der guten Stadt Köln aber wieder eingezogen zu sein, und man nennt sie Frömmigkeit, Fleiß, Emsigkeit, Rechtschaffenheit und Ordnungsliebe, die jedes Handwerk und jedes Geschäft fördern und Rasten und Küche füllen. Man sei aber wol darauf bedacht in seinem ganzen Sinnen und Trachten, daß sie die Wirthschaft, wo sie einmal Heil und Segen bringend eingezogen sind, nicht verlassen. Mit ihnen entflieht auf ewig alles Glück und Heil.

Der heilige Maternus, Kölns erster Bischof.

Wann das Licht des Christenthums zuerst am Niederrheine verbreitet, der göttliche Same der Lehre des Heilandes hier ausgestreuet wurde, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; die Legende nimmt

die ersten Zeiten an, als noch die Jünger des Erlösers selbst lehrend auf Erden wandelten und die Göttlichkeit seiner Lehre mit ihrem Blute bekräftigten.

So sandte auch der Apostelfürst Petrus drei seiner Jünger, Maternus, den einige sogar nennen den Jüngling von Rain, welchen Jesus vom Tode zum Leben erweckte, Eucharis und Valerius von Rom aus über die Alpen, daß sie unter den Heiden das Licht des Christenthums verbreiteten und auch im Lande der Franken das Evangelium predigten und taufte im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Die Apostel des göttlichen Wortes ertrugen alle Mühseligkeit des Weges, alle Fahrnisse ihrer Sendung standhaft und ergeben in den Willen Dessen, der da ist von Ewigkeit. Maternus kam aber nur bis in das Elsaß und starb hier auf dem Wege nach Trier. Eucharis und Valerius kehrten darauf wieder um zu ihrem Meister, um ihm Rechenschaft zu geben über ihre Sendung. Der heilige Petrus befahl ihnen aber, wieder zurückzufahren, gab ihnen seinen Stab, auf daß sie den Todten durch Berührung mit demselben, im Namen ihres göttlichen Meisters Jesus Christus, wieder zum Leben erweckten. Die beiden Jünger thaten, wie ihnen befohlen, sie kehrten zurück zum Grabe des Hingeschiedenen, berührten ihn mit dem Stabe und riefen ihn im Namen des gekreuzigten Heilandes wieder in's Leben, nachdem er schon vierzig Tage lang im Grabe gelegen hatte.

Mit neuem Muthe und festem Vertrauen setzten sie jetzt das heilige Werk der Bekehrung fort und kamen so bis nach Trier, schon damals eine mächtige, volkreiche Stadt, in welcher Christi Lehre einen guten Boden fand. Maternus zog, nachdem Eucharis und Valerius gestorben waren, immer weiter nach den Niederlanden, um die heidnischen Uferbewohner des Rheines zu belehren und zu taufen und kam

auch so bis gen Köln. Da sich hier viele zum Christenthume bekannten und ebenso in Tongern, so schlug Maternus seinen Sitz in Köln auf, und verwaltete von hier aus die Kirchen in Trier und Tongern. Allen ein würdiges Vorbild und strenges Oberhaupt, ganz im Sinne des Heilandes, stand er auf's Gewissenhafteste seinem heiligen Amte vor, und der Herr zeigte auch deutlich, wie er Wohlgefallen habe an dem treuen Hirten; denn als die Christenheit die Nacht der Geburt des Heilandes feierte und es in den fränkischen Landen noch an Priestern fehlte, beging Maternus, durch Gottes Beistand, in derselben Nacht in Köln, Tongern und Trier, welche doch so weit von einander entfernt liegen, das heilige Geheimniß der Messe.

Nachdem Bischof Maternus so viele Jahre, als er Tage im Grabe gelegen, seiner Diözese vorgestanden hatte, rief ihn der Herr in's bessere Leben; er soll im Jahre 130 nach Christi Geburt in Köln gestorben sein. Allgemein war die Trauer um den verehrten Hirten. Köln, Tongern und Trier machten sich jetzt den Besitz der Leiche streitig; jede der Städte wollte sie besitzen, jede glaubte gleiche Ansprüche auf diese kostbare Reliquie zu haben. Da sich die Streitenden nicht einigen konnten, alle Vorschläge unter einander verworfen wurden, erschien ihnen ein Engel in Gestalt eines Greisen, der sie mit ernstem Worte zum Frieden und zur Einigkeit mahnte, wie es Christen gezieme, und ihnen den Rath gab, die theure Leiche in ein Schiff zu legen, und dieses ohne alle Leitung den Wellen des Rheines anzuvertrauen. Der Himmel werde dann entscheiden, welche Stadt in den Besitz des heiligen Leichnams gelangen sollte; denn da, wohin des Stromes Fluten denselben tragen würden, sollte er auch aufbewahrt werden.

Die Kölner folgten diesem Rathe. Mit der größten Feierlichkeit wurde der Leichnam, geschmückt mit dem Priesterkleide in einen Kahn gelegt und dieser ohne alle Führer den Wellen überlassen. Erwartungsvoll standen die Parteien am Ufer, brünstig zum Himmel um das kostbare Geschenk flehend, und sieh da, wie der Kahn losgebunden, trieb er ohne Beihülfe irgend eines Ruders oder Segels stromaufwärts bis eine Stunde oberhalb der Stadt, wo er landete. Der Himmel hatte also entschieden; den Trier waren die theuern Ueberreste bestimmt. Mit Frohlocken und Gepränge führten sie dieselben den Rhein hinauf nach Trier, und setzten sie hier im Grabe der heiligen Eucharis und Valerius bei, und es geschahen bei denselben mancherlei Wunder im Laufe der Zeiten.

Groß war die Trauer der Kölner. Sie behielten zwar die Eingeweide, welche sie an der Uferstelle, wo der Kahn gelandet war, begruben und ein Kirchlein darüber bauten, welches sie Ruwenkirchen *), das heißt Trauerkirche, nannten, zur Erinnerung an ihre Trauer über den so schmerzlichen Verlust. Aus Unwissenheit wurde die Kirche, noch jetzt das Ziel vieler frommer Wallfahrer, später Rodenkirchen genannt, wie auch jetzt noch das Dorf heißt, welches nach und nach um dieselbe angebaut ward.

*) Ruwe, mitth. rinwe, engl. rue, holländ. rou oder rouw, Trauer, Betrübniß, Kummer, ist in dieser Bedeutung im Rönischen nur noch in dem Worte Reuessen (Trauermahl) und in den Ausdrücken „mit zum Reuen gehen“ (einen zum Grabe begleiten), „einem den Reuen ansagen“ (einen Todesfall ansagen) gebräuchlich.

Die heil. Ursula und ihre Gesellschaft.

Schon in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt unsres Heilandes hatte seine göttliche Lehre in einigen Reichen des Britten-Landes, das später England genannt wurde, offene Herzen gefunden, wenn auch der ganze Norden der Insel noch in der Finsterniß des Heidenthums schmachtete. Selbst mehrere der kleinen Könige, die über die Insel herrschten, hatten sich zu Christi Glauben bekannt und gewährten Schutz seinen Dienern, welche, allen Gefahren und Mühseligkeiten Trotz bietend, den heiligen Samen des göttlichen Wortes auszustreuen suchten, auf daß er keine in der Brust Derer, die noch dem blinden Aberglauben ergeben waren. Ein solcher König in England war auch Vionetuz. Geehrt und geliebt, gleich einem Vater, war er von seinen Unterthanen, gefürchtet von seinen Feinden, und lebte das segnenreiche Leben eines Herrschers, der sein Volk weise regirt und beglückt. Darina theilte mit ihm den Thron, die Liebe seiner Getreuen und sein wohlverdientes Glück, welches nur dadurch getrübt wurde, daß ihre Ehe kinderlos blieb. Ohne zu hadern mit der ewigen Fürsorgung, die ihnen dies Glück versagt hatte, bat die fromme Frau doch täglich Gott um die Erfüllung ihres heißesten Wunsches, in welchem sie, wie auch ihr königlicher Gemahl, die Krone ihres zeitlichen Glückes sah.

Der Himmel erhörte ihr Flehen. Darina genas eines wunderholden Mädchens, welches in der Laufe den Namen Ursula empfing. Mit liebender Sorgfalt wachte die zärtliche Mutter über die holde Tochter, die in allen Tugenden, an Schönheit der Seele und

des Körpers der Lilie gleich emporwuchs zur höchsten Wonne ihrer Eltern. Von der frommen Mutter in der Lehre Christi unterwiesen, suchte die holde Jungfrau diese auch, wo und wie sie nur immer konnte, im Leben auszuüben. Das hohe Königskind war allen Betrübten und Leidenden ein Engel des Trostes und der Hülfe. Fromm und rein wie sie war, waltete in ihrer Seele nur Demuth, Gottesfurcht und Liebe zu dem gekreuzigten Heilande, der sich hingab als Sühnopfer der sündigen Menschheit. In ihrer Liebe zu Jesus dem Herrn hatte die holdselige Jungfrau sich entschieden, sich ganz dem Dienste des Herrn zu weihen, eine Braut Christi ihr Leben zu beschließen. Und ihre gottesfürchtigen Eltern, welche in ihr doch nur ein Geschenk des Himmels sahen, widerstrebten ihrem frommen Entschlusse nicht im Geringsten.

Ursula war so zur schönen Jungfrau heran geblüht, und alle Lände waren voll von dem Preis der holden Königschter in England, die man anmuthiger und liebreizender in keinem andern Lande finden mochte. Mancher Fürstensohn unternahm kühn die Meerfahrt, die Gepriesene zu sehen und vielleicht die Gunst der vielminniglichen zu gewinnen. Aber wie freundlich und leutselig Ursula auch gegen jedermanniglich; keiner von allen den Jünglingen, die bei ihrem Vater zu Hof fuhren, und die reine Perle zu gewinnen trachteten, konnte ihr Herz rühren. Die Meisten schieden mit liebeswundem Herzen; denn wer die Blume Englands nur sah, mußte auch für sie in heißer Liebe entbrennen.

Nach dem Norden der Insel, wo das rohe, tapfere Volk der Pikten unter seinem Könige Aggrippinius hauste, frei und unbezwungen, wie seine Berge, war auch der Ruf von Ursula's Schönheit gedrungen und hatte in der Brust des Conanus, wie des Agrippinius Sohn hieß, eine unwiderstehliche Sehnsucht entzündet. Er rüstete sich auch zur Fahrt nach

dem Hofe des Bionetus, und fand hier die herzlichste Gastfreundschaft, ob der des Bionetus Hoflager mit Recht gepriesen war. Wie weit wurde aber das Bild, welches er in seiner Seele von dem Liebreize Ursula's schon lange gehegt hatte, durch die Wirklichkeit übertroffen. Sie war wahrhaft die Königin aller Jungfrauen, die sein Auge je erschaut; denn in ihrem Wesen paarte sich der edelste Anstand weiblicher Tugend mit der höchsten Vollendung der Schönheit, wie sie nur auf Erden in menschlicher Gestalt sich bilden kann. Der Jüngling war ganz entbrannt in keuscher Liebe zur himmelschönen Jungfrau, die Jeden durch ihr anmuthiges Wesen noch mehr fesselte, denn durch ihre hohe Schönheit. Nicht wagte es aber Conanus, ihr zu gestehen, daß, und wie er sie liebte, heilige Ehen hielt ihn zurück von solch einem Geständnisse, und die Kunde, daß sich die Jungfrau durch ein Gelübde ihrem Gott geweiht hatte.

Heißer und inniger war sein Liebessehn, als er wieder heimgekehrt an den Hof seines Vaters. Er schien nicht mehr der lebensfrohe, rüstige Jüngling, der früher, galt es der Jagd in den unwegsamsten Theilen des Hochgebirgs, oder ein Schiff zu lenken gegen die stürmende Meerflut, immer der Erste war unter seinen Jugendgespielen. Jagd und Waffenspiel hatten keinen Reiz mehr für ihn, seine Seele lebte nur in dem Gedanken an Ursula, um deren Besitz er Alles gewagt hätte, und den zu hoffen er nicht einmal wagte. Sie war Christin, er noch den alten Götzen seiner Heimath zugethan. Gern hätte er zwar sich auch zu der göttlichen Lehre des Evangeliums bekümmert; von der er während seines Aufenthalts am Hofe des Bionetus so Vieles erfahren, was in seinem Gemüthe Anklang gefunden hatte; aber wie durfte er an einen solchen Schritt denken, so lange sein Vater Agrippinus noch lebte, der mit dem wil-

desten Ingrimme die Christen haßte und selbst verfolgte.

Mit jedem Tage nahm des Jünglings Schwermuth zu, wie auch seine Liebe, welche in den Hindernissen, die sich ihr entgegenstellten, nur immer mehr Nahrung findet. Als ihn sein Vater daher eines Tages vor sich beschied und ihm bedeutete, daß es an der Zeit, sich unter den Fürstentöchtern des Landes eine Lebensgefährtin zu wählen, faßte er Muth und erklärte seinem Vater, daß er Ursula, die Tochter des Königs Bionetus, liebe, und nur sie und keine Andre je als sein königliches Gemahl heimzuführen gedenke. Düst'rer Ernst lagerte sich auf des Königs Antlitz, als er seines Sohnes Erklärung vernommen; doch sprach er nach einigem Sinnen: „Dein Wille soll geschehen, mein Sohn; noch heute will ich den König Bionetus bescheiden und für dich um die Hand seiner Tochter Ursula werben, denn deine Wahl gefällt mir, und Bionetus wird sich glücklich schätzen durch die Verbindung mit meinem Geschlechte.“

Mit aller Pracht, wie es das Ansehen des Agrippinus erheischte, wurde eine Gesandtschaft ausgerüstet, mit den üblichen Geschenken versehen und begleitet von den Wünschen und Hoffnungen des Conanus zogen sie hin nach Bionetus Hoflager. Ihr Begeh'r setzte Ursula's Vater in nicht geringe Verlegenheit. Wie konnte er seine Tochter dem Heiden zur Gemahlin geben, da sie dem Himmel ewige Jungfrauschaft gelobt hatte? Abweisen durfte er den Antrag auch nicht, ohne die Feindschaft des Agrippinus zu fürchten, dessen Rache Unglück und Noth über ihn und sein ganzes Reich führen konnte. Ursula selbst hatte vernommen, wie die Gesandten des Agrippinus um ihre Hand für dessen Sohn Conanus geworben und gestand sich selbst, was sich ihre Seele nie verhehlt hatte, daß unter allen Jünglingen, die sie an ihres Vaters Hofe gesehen hatte, Keiner

einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte, als eben Conanus, der mit einer männlich schönen Gestalt wahren Seelenadel und Reinheit des Gemüthes verband, aber es konnte sie dieses Alles nicht wankend machen in ihrem Entschlusse. Tief fränkte es ihr liebevolles Herz, als sie des Vaters Kummer gewahrte, der ihr selbst den Antrag der Gesandten mittheilte, als sie die Thränen der Mutter sah, welche den gerechten Kummer ihres königlichen Gemahls theilte. Die frommen Eltern versuchten es aber gar nicht, Ursula zu bereden, von ihrem Entschlusse abzustehen, ihr Gelübde zu brechen; sie ergaben sich ganz in den Willen des Herrn, Vionetus sah aber mit Gram die Stunde herannahen, wo er den Gesandten seinen Willen mittheilen mußte. Ursula hätte den Gram der Eltern so gern gelindert und betete auf's Brünstigste zum Himmel, daß er ihr beistünde in dieser Bedrängniß.

Als sie nun eines Abends der Schlaf auf ihrem Bettschemmel überraschte, erschien ihr in strahlendem Glanze ein Engel als Bote des Himmels und ermahnte sie, ihren Vater zu bestimmen, der Bitte des Agrippinus zu willfahren. „Gott der Herr will,“ sprach der Engel, „daß durch diese Verbindung Tausende zum ewigen Lichte gelangen. Möge dein Vater den Abgesandten sagen, was der Herr sein Gott in seine Seele legt. Du thue, als fromme Magd, was des Herrn Wille.“ Als der Engel diese Worte gesprochen, zerfloß der himmlische Glanz und verschwunden war vor den Augen ihrer Seele die Luftgestalt, aber Trost und Zufriedenheit war in dieselbe gekehrt und zur Stunde eilte sie zu ihrem Vater, um ihm des Himmels Wille, wie er sich ihr offenbart hatte, mitzutheilen und also den Gram von seinem Antlitze zu scheuchen, des Kammers Last von seiner Seele zu nehmen. Hocherfreut war Vionetus ob der Tochter Entschluß, den er nicht einmal zu ahnen gewagt hatte

und freudig getrost sprach er: „Herr! wie du willst; es geschehe nach deinen Willen!“

Es kam nun der Tag, an welchem die Gesandten den Bescheid auf ihren Antrag empfangen sollten. Bionetus empfing sie, umgeben von all seinem Hofgesinde, sitzend in königlichem Schmucke auf seinem Throne, ihm zur Seite seine Gemahlin Larina. Nachdem die Gesandten im Namen ihres Herrn und Königs ihr Begehrt noch einmal wiederholt hatten, sprach Bionetus: „Geehrt fühl' ich mich durch das Begehren Eures Herrn, doch kann ich meine Tochter seinem Sohne Conanus nur dann zur Gemahlin geben, wenn dieser durch die Abwaschung der heiligen Taufe aufgenommen ist in den Bund der Christen und den Götzen und ihrem Unwesen entsagt hat. Ist er dß zugeständig, so mag er meine Tochter heimführen, doch erst nach Verlauf dreier Jahre, da sie noch zu jung ist. Ihrer königlichen Würde gemäß soll meine Tochter dann einkehren in das Reich des Agrippinus. Ich zähle eils mächtige Vasallen meiner Krone, deren sich jeder einer Tochter zu erfreuen hat, diese sollen jede unter den Jungfrauen des Landes tausend wählen, auf daß diese eilstausend Jungfrauen meiner Tochter das Geleit geben, zu welchem Endzwecke ich eine Flotte ausrüsten lasse. Dies ist mein Wille, den ihr Eurem Herrn überbringen mögt.“

Nicht wenig erstaunten die heidnischen Abgesandten ob Bionetus Worten, doch wagten sie nicht zu widersprechen. Sie schieden, mit Ehrengeschenken bereichert, wie es die Sitte wollte, um ihrem gewaltigen Gebieter die empfangene Antwort zu überbringen. Agrippinus hörte mit innerm Grimme die Kunde seiner Botschafter; denn noch Keiner hatte sich unterfangen, also mit ihm zu reden. In seinem Innern hatte er dem Reiche des Bionetus schon Untergang und Verderben geschworen, und schrecklich furchtbar war er in seiner Rache. Das Wetter-

leuchten des Zorns fuhr über sein Antlitz; aber ehe er noch die Rippen öffnete, warf sich Conanus im Angesichte der versammelten Großen seines Reiches vor ihm nieder und sprach mit der Stimme heiliger Begeisterung, wie er Ursula mehr denn sein eigen Leben liebe, wie er in ihrem Entschlusse den Willen des dreieinigen Gottes erkenne, dem zu folgen er auch bereit sei, und was ihn auch immer treffe, da er nimmer entsagen werde seiner holdseligen Braut.“

Bei dieser Rede glaubten Alle, des Vaters ganzer Grimm werde den kühnen Sohn treffen; anders war es aber von der Fürsagung beschlossen. Sichtbarlich kämpfte der König einen harten Kampf mit seinem Stolze und seinem Heideglauben, und als er den Mund zum Reden öffnete, durchfuhr das Beben des Schrecks alle Anwesenden; Agrippinus aber sprach: „Conanus, steh auf, es geschehe, wie Ursula und du willst!“ Da sank Conan laut weinend vor Wonne an des Vaters Brust, und Alle waren hoch erfreut und priesen glücklich den Jüngling, daß er die reinste Blume der Frauen heimführen sollte. Alsobald wurden Boten gesandt nach Bionetus Hofe, um ihm die frohe Nachricht zu bringen, und Agrippinus befahl, daß in seinem ganzen Reiche die edelsten Jungfrauen sich rüsteten zur Begleitung der königlichen Braut. Also geschah es, und mit Freuden verließen die zarte Mägdelein Spindel und Weberschiff, viele Fürstentöchter schlossen sich freudig der Brautfahrt an, unter ihnen nennt die Legende Florentine, Conan's Schwester, Hilargardis, Cordula und viele andere, welche später den Martyrfranz freudig errangen. Selbst die Töchter der mächtigsten Herrscher Britanniens folgten der hochgepriesenen Braut. Allenthalben Rühritigkeit und eifriges Treiben; rings an den Küsten wurden Schiffe gebaut und ausgerüstet; von allen Seiten zogen Schaaren von Jungfrauen heran zum Hoflager des Königs Bionetus, wo sich die Blüthe

der Jungfrauen des ganzen Landes um ihre Königin Ursula versammelt hatte, die selbst Alles ordnete und lenkte. Von allen Seiten kamen die Schiffe herangezogen, und selbst die sonst wilde, gefahrdrohende Brandung glättete sich zum ruhigsten Spiegel unter den Kielen, welche die Jungfrauen trugen. Wohl ausgerüstet waren die Schiffe, sie bargen die Schätze und Kleinodien, welche die Jungfrauen mitgebracht zur Zierde der königlichen Brautfahrt. Als nun die ganze Schaar der Jungfrauen, eilftausend an der Zahl, wie die Legende berichtet, am Hoflager des Dionetius versammelt, beschied sie Ursula eines Tages mit dem ersten Frühroth an den Strand des Meeres, wo die ganze Flotte in stolzer Ruhe der Abfahrt harrete. Sie thaten, was ihnen geheißen, und hier erklärte Ursula den Versammelten, wie ihr durch des Heilandes Gnade die Mahnung geworden, den Ort zu besuchen, wo der Apostelfürst den Martyrtod erlitten und so viele seiner Jünger als Blutzengen der Lehre Christi gestorben seien. Auf ihre Frage, ob sie alle gesonnen, ihr zu folgen, der Heimath und den Ihrigen ein Fahrewohl zu sagen, erscholl ein einstimmiges „Ja“. Wiewol noch viele der Jungfrauen befangen waren im heidnischen Glauben, fühlten sie sich doch alle von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben, die fromme Wallfahrt zu unternehmen. Da sank Ursula auf die Kniee, ihrem Beispiel folgte die ganze Schaar, um dem Himmel zu danken und anzuflehen seinen Schutz und Beistand.

Als die Sonne den Horizont mit glühendem Purpur gesäumt und ihre Strahlen tausendfältig von den leichtbewegten Wellen wiedergegeben wurden, daß der unabsehbare Spiegel des Meeres gleichsam mit Edelgestein übersät schien, deren Glanz der ganze Strand widerstrahlte, da hatten sich die Jungfrauen unter frommen Gesängen eingeschifft, und bald waren die Anker gelichtet. Sie selbst, ohne alle

männliche Beihülfe, so war es Ursula's Wille, verrichteten alle Dienste auf den Schiffen; die zarten Hände, bis dahin nur gewohnt die Spindel und das Webschiff zu führen, oder allenfalls einen sanften Zelter zu lenken, handhabten jetzt die Ruder, banden und lösten die Segel und Laue, verrichteten alle die schweren Dienste der Matrosen, und allen Allen ging Ursula mit dem thätigsten Beispiele voran. Ein linder Wind blähte die Segel, spielte mit den Wimpeln und Flaggen, von welchen das Zeichen des Kreuzes strahlte, und trieb die Menge der Schiffe gleich majestätischen Schwänen hinweg von der Küste hinaus in's offne Meer. Tausenden und Tausende hatten sich am Strande versammelt, um der Abfahrt beizuwohnen, und manch Auge war thränenvoll, manch Herz pochte bekloffen, als die Jungfrauen im vollsten Glanze der Morgensonne — ein himmlischer Anblick — auf den ruhigen Bogen dahinglitten. Die heißesten Wünsche und der Segen Aller begleitete sie auf der weiten Meerfahrt, und alle Blicke folgten der Flotte, so lange man noch den Gesang der jungfräulichen Pilgerinnen, den die Morgenwinde zum Strande trugen, vernehmen, so lange man noch am entferntesten Horizonte die letzten Spuren eines Segels gewahren konnte.

Glücklich war die Fahrt; in den ersten Tagen gelangte die fromme Schaar bis nach Ziel, der Hauptstadt des alten Bataverlandes, die da liegt an einem Arm der Rheinmündungen. Hoherfreut waren die Bewohner der Stadt bei der Ankunft des stattlichen Geschwaders von den liebreizenden Mägdelein geführt; aber noch höher stieg ihre Verehrung, als sie das Ziel der Meerfahrt der Jungfrauen erfuhren und hörten, wie Britanniens edelste Töchter sich versammelt um Ursula, ihre Führerin. Gastfrei wurde die Schaar aufgenommen; doch lichtete die Flotte schon am folgenden Morgen die Anker, denn ein

frischer Wind blähte die Segel, und einige Kaufherren Kölns, die gerade in Ziel mit ihren Kaufwaaren lagerten, hatten Ursula mit der Kunde erfreut, daß sich in Köln eine britannische Fürstin, Namens Sigillandis, aufhalte. Frohgemuth steuerten sie rheinaufwärts und es eilte ihnen die Kunde der wunderbaren Pilgerfahrt so vieler tausend Mägdlein voran. Die Ufer, wo Städte und Dörfer lagen, waren immer von unzähligen Menschen belebt, um das Wunder zu schauen. Sigillandis selbst war durch einen Traum von der Ankunft der Flotte berichtet, noch ehe die Mähr bis nach Köln gedrungen. In Begleitung der Vorsteher der Christen harrte sie des Empfanges der königlichen Braut. Die Flotte landete und Ursula stieg in Begleitung der Florentina, ihres Bräutigams Schwester, und ihrer Freundin Blandula an's Land, um in Köln ihr Gebet zu verrichten. In der Nacht, die sie hier zubrachte, erschien ihr derselbe Engel, der ihr schon einmal des Himmels Wille verkündet, und mahnte sie zur Fahrt nach Rom, um dort an den, durch das Blut der Martyrer geheiligten, Stätten sich Trost und Stärkung zu ersuchen, deren sie und ihre Begleiterinnen bald bedürfen würden. Als in Ursula's Seele der Gedanke aufstieg, was des himmlischen Boten letzte Mahnung bedeute, da sah sie das Himmelsgewölbe sich theilen und unter den neun Chören der himmlischen Heerschaaren sich selbst und ihre Freundinnen, geschmückt mit den Kronen und Palmen des Martyrthums. Freudig weckte sie ihre Begleiterin Florentina, zu schauen, was ihr Auge beglückte; aber die Jungfrau sah nichts von den Herrlichkeiten, welche ihr Ursula pries.

Mit der Frühe des andern Tages eilte Ursula aber zum Rheine, erzählte ihren Begleiterinnen, welche die Nacht auf den Schiffen zugebracht hatten, was sie gesehen, und aus aller Munde erscholl der Freu-

denruf: „Auf nach Rom! nach Rom!“ Bald waren die Segel gespannt, die Ankertaue eingezogen, und lustig trieb ein frischer Nord die Schifflein stromaufwärts. Glücklich gelangten sie, von keiner Gefahr bedroht, bis gen Basel. Hier wurde die Schaar der frommen Jungfrauen von den Priestern empfangen; aber ohne Rast zu nehmen, schürzten sie sich zum Wege über die Alpen; denn eine unwiderstehliche Sehnsucht trieb Alle nach der Stadt, die, wie sie die Herrin der Welt noch war, auch die der Christenheit werden sollte. Sie scheueten und achteten weder Gefahren noch der Mühseligkeit des rauen Weges durch das Land der Alpen. Voller Entzücken sahen sie die segenreichen Ebenen Italia's, und nach wenigen Tagereisen glänzten ihnen die Zinnen der mächtigen Weltstadt entgegen. Das Ziel ihrer Pilgerfahrt war erreicht, welches sie Alle mit dem Gefühle der freudigsten Andacht begrüßten.

Nicht ohne tiefen Schmerz sah Conan die Braut, des Herzens Erwählte scheiden; aber ihn hielt sein Versprechen, noch drei Jahre lang im Brautstand zu leben, und wurde auch sein Blick zuweilen feucht, wenn er über den Ocean streifte, der ihn jetzt von der Geliebten trennte, deren Schicksal auf der weit Pilgerfahrt nach den fernen Landen er so gern getheilt hätte. Aus der Wehmuth seines Liebes Schmerzes riß ihn der plötzliche Tod seines Vaters Agrippinus, welcher ihm mit der Krone auch die Bürde der Regierung brachte, und ihn in der ersten Zeit dergestalt in Anspruch nahm, daß er dem Gedanken seiner Liebe gar nicht nachhängen konnte. Um so heftiger wurde aber sein Sehnen wieder geweckt, als die Regierungsgeschäfte ihn nicht mehr so sehr in Anspruch nahmen. Mit der Sehnsucht der Liebekehrte auch Schwermuth in seine Seele, so daß er

alle Freuden des Lebens mied und sich ganz in die Einsamkeit zurückzog. Nur einem Freunde, dem Fürsten des Norlandes, Waldemar, der, als Christ verfolgt, bei Conanus Aufnahme und Schutz gefunden hatte, vertraute er seinen Gram und nahm auch willig dessen Rath an, seiner Braut Ursula zu folgen. In aller Hast wurden seines Reiches Angelegenheiten geordnet, einige Schiffe ausgerüstet, und voll der lebendigsten Hoffnung, sagte der junge König, in Begleitung seines Freundes, der Heimath Lebewohl, um seine Braut aufzusuchen; denn wohin die Schiffe sie mit ihren eilflausend Begleiterinnen getragen, war Niemand bekannt, man wußte nur, daß sie ihren Lauf nach der batavischen Küste gerichtet hatten. Conanus kam mit seinen Schiffen in den Rhein und glaubte sich dem Ziele seiner Wünsche und seiner Sehnsucht schon nahe, da er bestimmte Nachricht über die Fahrt seiner Braut empfing. Rastlos folgte er ihrer Spur und kam so bis hin nach Mainz.

Ursula war indeß von den Christen in Rom auf's Feusteligste empfangen worden, denn man glaubte ein Wunder zu sehen, wo die Huldseelige mit ihrer Schaar sich zeigte, um ihre Andacht zu verrichten. Lange verweilten die britannischen Jungfrauen aber nicht in der Weltstadt, denn dem h. Vater Cyriacus war in einem Traumgesichte verkündet worden, daß die Martyrstunde der königlichen Braut nahe, und er sie vorbereiten solle zum Tode. Cyriacus legte die Würde, welche er bekleidete, nieder, um der Jungfrauen Schaar dahin zu folgen, wo der Himmel ihnen den Lohn des Martyrtodes geben wollte. Nicht Rom sollte die Stätte sein, ein andres Land, eine andre Stadt sollten die Blutzengen der Lehre Christi verherrlichen. Nachdem viele der noch heidnischen Jungfrauen durch die h. Taufe in den Bund der Christen aufgenommen, ihnen abgewaschen der Fluch der Erbsünde, brach die ganze Schaar unter Führung des

Cyriacus auf nach den Alpen, denn Nichts vermochte sie aufzuhalten in ihrem Entschlusse, die Martyrkrone zu gewinnen.

Sie kamen bis nach Basel, wo sie ihre Flotte noch vorfanden, die sie auch sogleich bestiegen, um nach Mainz zu gelangen und von dort nach Köln, wohin sie ein inneres Sehnen trieb. Auf dem Wege nach Mainz ward ihnen die Kunde, wie in Köln selbst die Christen auf's Grausamste verfolgt würden und sie dort das fürchterlichste Loos erwarte. Der Bote, welcher die Nachricht brachte, bat flehendlichst, sie möchten von ihrem Vorhaben abstehen und nicht nach Köln dem gewissen Tode entgegenziehen. Ursula aber sprach: „Gott der Herr hat dich gesandt, unser Wille steht fest im Herrn. Hier, nimm unsre irdischen Schätze, da unser bald der höchste himmlische Lohn wartet, und vertheile sie unter Die, welche da der Hilfe bedürfen, auf daß sie den Heiden nicht zu den Werken des Bösen dienen.“ Freudig gaben die meisten der Jungfrauen ihren Schmuck und ihre Kleinodien hin; doch behielten viele, auf Geheiß des Papstes Cyriacus dieselben, auf daß sie als würdige Bräute des Himmels in den Tod gingen.

Von dem feurigsten Eifer getrieben, in der Erwartung der Martyrkrone riefen die Jungfrauen einstimmig: „Auf, nach Köln! nach Köln!“ und munter klangen die Ruder, des Stromes Schnelle besflügelnd, so daß sie mit dem Abende an den Ufern der alten Stadt Mainz vor Anker gingen. Jubelnd wurden sie von der Priesterschaft und den Bürgern, die alle glaubten an den dreieinigen Gott, empfangen. Als Ursula an der Spitze ihrer Gesellschaft nach der Stadt wandelte, trat ihr Conan, ihr Bräutigam entgegen. Die höchste Freude des Wiedersehens glänzte auf seinem Antlitz, und, von seiner Wonne überwältigt, sank er vor der königlichen Braut nieder. Ursula hob ihn aber auf, mit dem Bedeuten,

daß Gott allein die Ehre gebühre vor ihm im Staube zu knien. Conan verkündete ihr jetzt, wie es sein Wille, auch die heilige Taufe zu empfangen und in Allem das Loos seiner Braut zu theilen. „So werden wir uns vereinen in Jesu Christi dem Herrn!“ sprach da Ursula und führte ihn hin zu dem Papste Cyriacus, auf daß er ihn taufe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Seinem Beispiele folgten alle Jungfrauen aus Ursula's Geleit, welche die Taufe noch nicht empfangen hatten. Er erhielt in der Taufe den Namen Aetherius.

Wohlgemuth und voll des Vertrauens auf die ewige Gnade des Erlösers, schwamm die Flotte darauf rheinabwärts gen Köln, wo Marimin, ein reicher Gothe und grausamer, wilder Krieger, den die Legionen Roms, nachdem Severus ermeuchelt, zum Imperator ausgerufen hatten. Hatten bis jetzt die Christen sich des Schutzes des Severus zu erfreuen gehabt, der ihnen gestattete, ungehindert die heiligen Gebräuche ihrer Religion zu begehen, so fand der barbarische Marimin einen Beruf darin, die Christen grausam zu verfolgen und zu tödten, wollten sie den Götzen des Heidenthums nicht opfern, nicht absagen dem gekreuzigten Heilande. Auch zu seinen Ohren war die Kunde gekommen, wie eine Schaar Jungfrauen, die sich alle zur Lehre Christi bekannten, den Rhein herunter kämen, um wieder zur fernen Heimath, nach Britannien zu ziehen. Er hatte den Befehl erlassen, die frommen Pilgerinnen zu fassen. Kaum zeigte sich das Geschwader, auf welchem die Jungfrauen, den Lilien gleich, in dem Schmucke der Unschuld prangten, als die Barbaren am Strande in ein wüthes Kriessgeschrei ausbrachen, und viele der Krieger, die es nicht erwarten konnten, daß die Flotte landete, in die Wellen stürzten, um so sicherer ihrer Beute zu sein. Mit wilder Blutgier wurde die männliche Begleitung der Jungfrauen niedergemergelt.

Papst Cyriacus und seine Begleiter fanden den Martyrtod schon an Bord der Schiffe, welche die Barbaren jetzt an das Land gezogen, die Jungfrauen zwingend, auszusteigen. Fröhlich sprang Ursula an der Seite ihres Bräutigams, den noch der Mörder Stahl verschont hatte, an's Land, und mit lauter Stimme rief sie ihren Begleiterinnen zu, daß die Stunde nah, wo der Herr seine auserwählten Bräute zu sich geladen. Sie ermahnte alle standhaft und muthig zu sein, eingedenk des Lohnes, der ihrer harre. Kaum waren die Barbaren des Conanus ansichtig geworden, als sie über ihn herstürzten, und den Geist aushauchend unter ihren Streichen, waren seine letzten Worte: „Ewig sei unser Bündniß in Gott!“ Ursula sprach, zu ihm geneigt: „Ewig, denn also ist es der Wille des Herrn!“

Mit wilder Gier stürzten die Barbaren über die Jungfrauen und glaubten es ein Leichtes, sie zu zwingen, den Götzen zu opfern und dem Glauben Christi zu entsagen. Alle blieben standhaft; sie lachten ihrer Drohungen, spotteten ihres Zorns, der durch ihren Widerstand nur immer mehr gereizt wurde. „Gebt uns den Tod, wenn es des Himmels Wille, wenn es Jesus, der Herr, will, dem wir unser Leben geweiht!“ Und sie sanken, den Blick zum Himmel erhebend, nieder auf die Kniee, ergeben in ihr Schicksal und harrend des Martyrtodes. Da stürmten die wilden Krieger auf die Schaar, von allen Seiten schwirrten Pfeile und Wurfgeschosse, schmetterten Keulen und Steine, und bald war der weite Plan des Ufers von dem Blute der jungfräulichen Martyrer gefärbt, das in Strömen den Wellen des Rheines zufloß. Die Hinsinkenden priesen noch sterbend den Herrn, lobsangen seine Herrlichkeit und Größe. Das Meßeln nahm gar kein Ende, alle wurden ohne Barmherzigkeit geschlachtet; — nur Ursula allein blieb noch verschont, mußte sehen,

wie alle ihre Gefährtinnen hinsanken in den Tod, die Krone des Martyrthums empfingen.

Nachdem die Henker also ihre Mordlust gestillt, ergriffen sie die königliche Braut und schleppten sie vor Maximin. Im Gefühle des königlichen Stolzes und doch voller Demuth trat Ursula vor den Barbaren, der mit lüsterne[m] Blicke in ihren mehr als irdischen Reizen schwelgte, und ihr das Leben versprach, wenn sie den Göttern Roms opfern wollte; ja er bot ihr sogar seine Hand an, wenn sie ihrem Glauben entsagen und sein eigen zu sein gelobte. Standhaft wies Ursula alle diese Anträge ab. Maximin wollte in wildem Ingrimme auffahren, aber es schien ein überirdischer Zauber die reine Jungfrau zu umschweben, denn sowie sein Blick dieselbe traf, war sein Groll wieder gebändigt und nochmal ließ er ihr bittend den schon gemachten Antrag stellen. Ursula blieb bei ihrer Weigerung; der Tod ihrer Gefährtinnen schien ihr das seligste Lebensziel zu sein, ohne Zagen hatte sie alle hinsinken sehen, ohne Zagen antwortete sie auch dem gottlosen Barbaren, daß sie den Tod seiner Huld vorzöge, da der Tod für den Heiland süß und leicht sei. Wuthentbrannt befahl Maximin einem Krieger den Bogen zu spannen. Ursula sah den tödlichen Pfeil auf sich gerichtet — sie bebte, sie zagte nicht, kein Laut der Ueberraschung kam über ihre Lippen. Wuthentbrannt wiederholte der Tyrann seinen Antrag, — ihm entweder willfahren oder sterben sollte Ursula. Sie blieb standhaft und freudig strahlte ihr Antlitz im Vorgefühle des ewigen Lohnes, der ihrer harrte. Da wuchs die Wuth des Barbaren zum höchsten Ingrimme, er gab seinem Henker einen Wink, der Pfeil schwirrte vom Bogen, und, der vom Sturme geknickten Lilie gleich, sank Ursula, ohne einen Laut des Schmerzes, todt zu den Füßen ihres Mörders nieder. Ihr sehnlicher Wunsch war zur Wahrheit geworden, sie hatte die Martyrkrone errungen.

Dort, wo die heiligen Jungfrauen den Tod für die Lehre des Evangeliums erlitten, wurden sie auch verscharrt, und nach Jahrhunderten erst hob man die heiligen Leiber. Auf der Stätte, die Schauplatz des blutigen Schauspiels gewesen, erhob sich eine Kirche über dem Grabe, in welches der kölnische Bischof Aquilinus den Leib der h. Ursula beigesetzt hatte. Die Stelle selbst war aber vergessen worden, wo sie ruhte. Als nun um das Jahr 640 der kölnische Bischof Cunibert von Köln in der Ursulakirche die Messe sang, sah da schwebte von der Höhe des Chors eine weiße Taube herab, umflog dreimal den Hochaltar und ließ sich dann, nachdem sie sich einige Male auf das Haupt des Bischofs gesetzt, in einer Seitenhalle nieder, wo sie augenblicklich verschwand. Bischof Cunibert ließ an der Stelle nachgraben und fand hier auch die Leiche der h. Ursula mit einer ehernen Tafel mit der Inschrift: „Sancta Ursula.“ Ueber der Stätte erhob sich jetzt ein marmorenes Grab, geschmückt mit dem Bilde der h. Ursula, zu deren Füßen die Taube sitzt, ein Zeichen ihrer Reinheit. Die Stelle selbst aber, wo die Leiber der eilftausend Jungfrauen ruheten, duldet keine andere Leiche, und die Legende erzählt, daß, wenn man hier einen Todten beigesetzt habe, am andern Tage die Leiche wieder über der Erde gefunden worden sei.

Im Laufe der Zeiten war die h. Ursula und ihre Gesellschaft oft die Schützerinnen der Stadt, und die Chronik erzählt sogar, wie sie dem die Stadt belagernden Feinde auf der Mauer erschienen, und ihr Anblick allein ihn gezwungen die Belagerung aufzuheben. Viele ehrwürdige Reliquien bewahrt die der h. Ursula geweihte Kirche noch auf, und so auf vielen Bildern aus den ältesten Zeiten der Anfänge der mittelalterlichen Malerkunst, die ganze Legende der h. Ursula und ihrer eilftausend Begleiterinnen. Die höchste Vollendung der Kunst sehen wir aber in den

Miniaturbildern aus der Legende der h. Ursula, die Hans Memling, gewöhnlich Hemling genannt, im 15. Jahrh. zu dem Reliquienkasten des Hospitals des h. Johannes in Brügge malte, und die jetzt noch Allen Bewunderung abnöthigen; denn eine zartere und sorgfältigere Ausführung läßt sich nicht leicht denken. Als Stadtpatronin ist die h. Ursula auch mit ihrer Gesellschaft in unserm berühmten Dombilde auf dem linken Flügel abgebildet, und wird als solche auch noch fromm verehrt von den Gläubigen.

Erzbischof Bruno I. in Paris.

Unter den hohen Geistlichen des zehnten Jahrhunderts nimmt Bruno I., der dritte Sohn Heinrich des Finklers, sowol was sein Ansehen im Reiche, als auch was seine Gelehrsamkeit und Liebe zu den Wissenschaften und Künsten angeht, die erste Stelle ein. Schon als Erzkapellan seines Bruders Otto I., des Großen, übte Bruno entschiedenen Einfluß im deutschen Reiche; aber noch mehr, nachdem er 953 als Abt zu Lorch zum Erzbischofe von Köln erwählt und von dem vielthätigen Otto, mit mehr als königlicher Würde, zum Verwalter aller Lande des Niederrheins, der Mosel und der Niederlande eingesetzt worden, weshalb er sogar den Namen eines Erzherzogs führte.

Die Chronik erzählt nun, Bruno sei einmal in Geschäften des Reichs, wegen der Länder zwischen Mosel und Maas, die man später Lotharingen nannte und auf welche Frankreichs Könige immer Ansprüche machten, in Paris gewesen. Im Begriff an dem Hauptaltar einer der Kirchen von Paris die Messe zu singen, hätte ihn die französische Priesterschaft,

wiewol er schon in völligem Ornate an dem Altare gestanden, hier verdrängt und einen andern Priester an seine Stelle gesetzt. Ueber diese Schmach tief gekränkt, entbot Bruno die Fürsten des französischen Reichs zu sich zu einem feierlichen Gastmahle, um ihnen die Entscheidung über die ihm angethane zu übertragen. Kaum war die pariser Geiſtlichkeit dieſes gewahr worden, als ſie allen Bürgern verbot der Dienerschaft Bruno's Holz oder Kohlen zu verkaufen oder zu leihen, um dieſe alſo zu hindern das Mahl zu bereiten.

Als des Erzbischofs Gefinde den Streich merkte, den man ihm ſpielen wollte, war es um einen guten Rath nicht lange verlegen. Sie kauften in der ganzen Stadt alle hölzernen Schüsseln und Kämme auf, und bald loderte es auf ihren Heerden, ſo daß ſie nach Herzensluſt kochen, braten und ſchmorren konnten, und der Erzbischof im Stande war, ſeinen Gäſten ein prachtvolles Mahl vorzuſetzen. Beim Schluſſe der Gaſterei legte Bruno ſeinen Gäſten mit den eindringlichſten Worten ſein Beſchwer vor und erklärte ihnen, nach Jahresfriſt würde er wieder zurückkehren, um ihre Entſcheidung zu vernehmen und an dem Altare, von dem man ihn verdrängt habe, Meſſe zu leſen.

Mit einer gewaltigen Heeresmacht kehrte Bruno aber nach Jahresfriſt zurück, zerſtörte viele Häuſer und ließ ſogar das Marmorgetäfel aus dem königlichen Palaſte wegnehmen, um mit demſelben die Kirche des h. Pantaleon in Köln, welche er im Jahre 954 aus den Steinen der von ihm geſchleiften Rheinbrücke und der Reſte in Deuß, die Kaiſer Conſtantin hatte erbauen laſſen, aufführte, zu ſchmücken.

So erzählt die kölniſche Chronik, die Zeit der Begebenheiten verwechſelnd. Erzbischof Bruno war zwar verſchiedene Male Vermittler in den lotharingiſchen Angelegenheiten zwiſchen Deutschland und Frankreich, aber einen Heerzug dahin hat er nie unter-

nommen. Die Chronik trägt augenscheinlich den Heerzug Otto II., der im Jahre 977 nach Frankreich zog, auf den Erzbischof Bruno über. So lange der mächtige Bruno und Kaiser Otto I. noch lebten, hatten es die Franzosen nicht gewagt, durch der Waffen Gewalt ihre Ansprüche auf Lotharingen geltend zu machen. Kaum waren Beide todt, als sie schon 973 ganz Lotharingen eroberten und die zur Verwaltung des Landes eingesetzten deutschen Grafen Werner und Rainold erschlugen. Bald darauf wieder vertrieben, wurden sie 976 abermals Meister des Landes. König Lothar von Frankreich ließ sich in Metz huldigen, drang mit seiner Heeresmacht vor bis nach Aachen, und hatte durch einen plötzlichen Ueberfall bald den König Otto II. und dessen Gemahlin in seine Gewalt bekommen. In aller Eile mußte Otto mit den Seinen fliehen und fand erst Schutz in Köln. Die Franzosen kehrten den Reichsadler um, der von den Zinnen der Reichspfalz in Aachen nach Sachsen schaute, auf daß er nach Frankreich hinsah. Otto entbot alsobald in allen deutschen Landen den Heerbann und zog an der Spitze von sechszigtausend Streitem seinem Feinde entgegen, um ihn, seiner Vermessenheit wegen, in seinem eigenen Reiche zu strafen. Die meisten festen Plätze waren bald in Otto's Gewalt, unter ihnen auch Eoiffon und Laon, und mit Eilmärschen drang Otto bis nach Paris vor. Nur kurze Frist konnte Paris den Deutschen Widerstand leisten, mit Sturm wurde es genommen und die Vorstädte niedergebrannt. Nachdem Otto als Sieger vom Oktober bis Ende Dezember in Frankreich gehaust hatte, wollte er heimkehren, da die Mehrzahl seiner Krieger, weil die Frist des Heerbannes verstrichen, ihn verlassen hatten. So glücklich der Anfang des Feldzugs für Otto, so unglücklich das Ende; beim Rückzuge kamen an der Aisne viele Deutschen um, und noch mehr wurden ihrer an der Maas von den Franzosen niedergemacht,

welche jedoch die deutschen Lehen auch theuer bezah-
len mußten. Erst im Jahre 780 kam zwischen Otto II.
und König Lothar von Frankreich ein Vertrag zu
Stande, nach dem Lotharingen bei Deutschland blieb,
bis es 700 Jahre später wieder von Frankreich an
sich gerissen wurde. —

Erzbischof Bruno I. von Köln war, nachdem
Kaiser Otto I., der Große, noch einmal seine ganze
Familie in Köln um sich versammelt im Jahre 965,
nach Frankreich gezogen, um hier einen neuen Zwist
zu schlichten. Er erkrankte in Compiègne, von wo
er sich nach Reims bringen ließ, und starb hier im
Oktober 965, gepriesen als ein gottgefälliger, heiliger
Mann. Sein Körper wurde nach Köln gebracht
und zuerst in der noch außerhalb der Stadtmauern
liegende Kirche der h. Apostel beigesetzt, darauf in
das St. Peters-Münster gebracht. Nach seinem ei-
genen Willen erhielt er aber seine letzte Ruhestätte
in der Kirche des h. Pantaleon.

Von den Kölnern wurde er als Heiliger verehrt;
denn nicht nur, daß er der Stadt die bedeutendsten
Privilegien auswirkte und selbst verlieh, aus seiner
Zeit leiten sich sogar die ersten Spuren der Reichs-
unmittelbarkeit Kölns her, legte er durch seine Schen-
kungen auch den Grund zu dem spätern Reichthume
des kölnischen Domstiftes und verschaffte dem Peters-
Münster mehre der kostbarsten Reliquien. Von sei-
nem Bruder, dem Kaiser Otto I., erhielt er einige
Glieder der Kette, an welche der Apostelfürst in Rom
angeschmiedet gewesen, und brachte auch den Stab
des h. Petrus, durch welche der h. Maternus vom
Tode erweckt worden *), nach Köln. Die Hälfte
des Stabes kam später nach Trier; beide Reliquien
werden aber noch jetzt in der Schatzkammer des
Domes aufbewahrt.

*) Vgl. die Legende des h. Maternus.

Die Weckschnapp.

Um nördlichen Ende der Rheinseite der Stadt Köln, da wo jetzt die Statue des Apostel-Fürsten Petrus, des Patrons der Fischer steht, erhob sich über dem Mauervorsprunge, an welchem sich noch jetzt des Rheines Fluten in wilden Wirbeln brechen, ein düster, altergrauer, viereckiger Wartthurm, durch eine Wehrmauer, unter der ein Thörlein durchführte, mit der starken Schwarte der Stadtmauer verbunden. Der gewaltige Unterbau dieser Wehre mit seinen Wehrgängen steht noch felsenfest, der graue Thurm, der weit in den Rhein hineinragte, ist längst abgebrochen; noch heißt die Gegend aber „am Thürmchen“, welcher Name jedoch auch von dem zierlichen, runden, mit Zinnen versehenen Thurme, der einige Schritte weiter sich über die Wallmauer erhebt, herrühren kann.

Als der düstre Thurm noch stand, wagte sich bei nächtlicher Weise nicht leicht Jemand in seine Nähe, denn unter dem Volke war seine Umgebung arg verschrien, lebten die schauerlichsten Sagen über den Thurm. Man hatte hier oft banges Stöhnen und Wimmern vernommen, und mancher späte Wanderer war geschreckt worden durch bleiche Gestalten, welche, die knochigten Hände ringend, an den Luglöchern des Thurmes herausgeschaut, oder wie dichte Nebelwolken seine Zinnen umschwebt hatten. Selbst die Raubvögel schienen den Ort zu meiden, und nur das Gevögel der Nacht horstete in seinem verfallenden Gemäuer, und sein schauerlicher Ruf schrillte nächtlich mit dem Getöse der Wellen, die sich wild an

seinem Fuße brachen, um die Wette. Kein Schiffer fuhr vorbei, ohne andächtig ein Kreuz zu schlagen oder sein Gebet für die Abgestorbenen zu beten, und nicht ohne Schauern schritten die Bürger Kölns beim lichten Tage durch das Thor der Wehrmauer, wenn der Sonn- oder Feiertag Nachmittag sie an das Thürmchen lockte, in frühern Zeiten der beliebteste Spaziergang der Kölner, da sich an der Stelle, wo jetzt der Sicherheitshafen erbaut, Weinberganlagen hinzogen und hier verschiedene Schenken Lust und Labe boten. Der Vater machte dann den Sohn auf den schauerlichen Thurm aufmerksam, und nicht ohne Grausen horchten die Jüngern den Erzählungen von der Wecksnapp. So hieß nämlich der Thurm.

Was in andern Städten die sogenannten Jungfrauen, Bilder, welche der Verbrecher zu umarmen gezwungen wurde und in deren Umarmung er den Tod durch unzählige Dolchstiche fand *), das war in Köln, wie die Sage berichtet, die Wecksnapp. In dem Thurm war nur ein Gemach, welches durch eine Fallthüre mit dem Rheine in Verbindung stand, wie der sorglose Fuß auf diese trat, öffnete sich ein finsterner Schlund, der Unglückliche stürzte hinab und, von tausend Messern durchbohrt, wurde seine Leiche von den Wellen des Rheines fortgeführt. Derjenige, welchen das Loos traf, in den Thurm gesperrt zu werden, erhielt weder Speise noch Trank und war dem fürchterlichsten Hungertode Preis gegeben, wollte er nicht den Sprung wagen nach einem an der Decke hängenden Beck (Weißbrod). That er es, getrieben von des Hungers Qual, so mußte er un-

*) Die sogenannten Jungfrauen hat man lange für bloße Fabel gehalten, neuere Entdeckungen haben aber bewiesen, daß solche Mordmaschinen wirklich im Mittelalter bestanden haben.

fehlbar auf die Fallthür treffen und stürzte hinab in die schreckliche Tiefe, um nie mehr das Licht des Himmels zu schauen.

Dieser furchtbare Ort der Strafe war aber nur für Glieder der edlen Familien bestimmt, welche sich eines Verbrechens schuldig gemacht, oder sonst durch ihren Handel und Wandel den guten Leumund der übrigen befleckten. Nicht selten verschwand in jenen Zeiten plötzlich einer, dann hieß es: die Heimlichen haben sich seiner bemächtigt, die Weckschnapp hat ein neues Opfer erhalten, und der Fromme betete sein Vater unser, auf daß der Seele des Unglücklichen Ruhe werde. Allgemein war der Glaube an diese heimlichen Richtstätten, und eben durch ihre Furchtbarkeit schreckten sie das Verbrechen; selbst für die Bürger bestand, wie die Sage will, eine ähnliche Weckschnapp im sogenannten Klapperhose. Viele der Edlen, die durch ihre Schuld dem Tode anheimgefallen, sollen auch vor dem südlichen Mauerringe der Altstadt bei nächtlicher Weile hingerichtet worden sein, woher die Mehrzahl den Namen „der elendige Kirchhof“ herleitete, als die Stätte des Gerichtes *). Die hier Eingefarrten sollen selbst nicht Ruhe im Grabe gefunden haben, und erst als eine Kirche hier gebaut wurde, die von Grootesche Familienkirche, welche das Volk noch mit dem Namen „im Elend“ bezeichnet, soll der nächtliche Spuck verschwunden sein. —

*) Im Mittelalter wurden die Pilger, welche irgend eine Wallfahrt unternommen, in Köln mit dem Namen „die Elenden“ bezeichnet. Der Frommsinn der Zeit hatte denselben in Köln mehrere Herbergen erbaut, wo sie Aufnahme, Pflege und Schutz fanden. Eine solche Pilgerherberge lag nun auch an der Stelle, wo jetzt die von Grootesche Familienkirche steht, und bei ihr war eine Kapelle nebst Kirchhof, wo die Pilger begraben wurden, daher nun der Name „der Elenden oder der elendige Kirchhof.“

Vor langen, langen Jahren lebte nun in Köln eine edle Wittwe, deren Wohnung in der Nähe des Pfaffenthors lag. Nicht reich, besaß sie doch immer so viel, ihrem einzigen Sohne eine standesmäßige Erziehung geben zu können und sah auch mit der innigsten Mutterfreude, wie der Knabe zum stattlichen Jünglinge heranwuchs und ihre Sorge durch die herzlichste Anhänglichkeit und Zunahme in allen männlichen Tugenden reichlichst lohnte. Wie er der Liebling seiner Gespielen und eine Zierde der kölnischen Junkerschaft, welchen er in allen Waffenspielen und Uebungen ein Vorbild, so war er auch in allen Familien ein gern gesehener Gast, und mancher Patrizier wünschte sich in ihm den künftigen Schwiegersohn; denn nicht wenig schöne Augen glänzten heller oder wurden verschämt niedergeschlagen, wenn der Jüngling zuweilen bei den mit seiner Mutter befreundeten Familien, die Töchter hatten, einsprach.

Unter den vielen Jünglingen aller Zungen, die damals Kölns Hochschule besuchten, fehlte es auch nicht an böser Gesellschaft, und war die Burse des deutschen Adels verrufen, ihrer Raufereien, Schlemmereien und andrer Ausschweifungen wegen. Nicht selten sah man in der Vorhalle irgend einer Kirche eine Dirne im Bußgewand, mit dem Strohfranze auf dem Kopfe, das gelbe Wachölicht in der Hand, weil sie einem Studenten dieser Burse zu viel getraut und also ihr Kränzlein verscherzt hatte. Wohl warnte die Mutter vor den schlimmen Gesellen, der Jüngling fand aber nichts Arges darin, wenn er ihre Zechstube besuchte, Theil nahm an ihren Festgelagen und zuweilen die Bürger durch irgend einen Schwank aus ihrer Ruhe schreckte oder in Gesellschaft seiner Kumpane dem Einen oder Andern einen Schabernack spielte. Das Sprichwort der Welschen „nur der erste Schritt kostet“ bewies sich bei dem Jünglinge aber in seiner furchtbaren Wahr-

heit, denn bald war er der Tollste, der Ausgelassenste unter Allen. Der Mutter Thränen und Gram, ihre Bitten und Drohungen verlachte er und fand in seinem Leichtsinne immer Gründe genug, sich zu entschuldigen. Er gerieth mit jedem Tage tiefer in den Strudel des Verderbens; früher selbst ein Verführter, wurde er bald zum Verführer und so der Schreck aller Gutgesinnten. Mahnte ihn auch zuweilen in ruhigen Stunden sein guter Engel, wurde des Gewissens Stimme bei ihm wach, und gelobte er dann der Mutter Besserung und Reue, so blieb es aber bei den guten Vorsätzen und nur wilder und toller trieb er es, um des Gewissens Stimme zu beschwichtigen.

Immer ärger wurde das Unwesen der wüsten Gefellen, und war irgend ein schlimmer Streich verübt worden, so wurde des Jünglings Name unter den Anführern der Motte genannt. Ihre wilden Zechgelage arteten immer mehr aus, und da man in der Stadt selbst ihrem Unwesen zu steuern suchte, viele aus der Burse ausgeschlossen und sogar aus dem Weichbilde der Stadt verwiesen worden, war Deuz der gewöhnliche Schauplatz ihrer Gelage, bei denen mit den unmäßigsten Schwelgereien ein grenzenloses Spielen verbunden war. Des Jünglings Mittel reichten nicht, um es den Gefellen gleich zu thun. Zinswucherer wollten zuletzt nicht mehr borgen, und immer größer wurden die Verluste, drückender die Schulden. Noch hatte er die Hand nicht ausgestreckt nach fremden Gute, sein Engel verließ ihn aber, und als er an einem wüsten Abend wieder sehr unglücklich gespielt und selbst seine Genossen ihm nicht mehr das Spiel auf das bloße Wort halten wollten, ward er zum Verbrecher. Er war in der Aufgeregtheit des Augenblicks fortgestürmt und hin zu seiner Mutter geeilt. Da sie seinem Begehr nach Geld nicht willfahren wollte, und mit den dringendsten Ermah-

nungen und Vorstellungen, wie das tiefbetrübte Mutterherz sie ihr eingab, ihn zu bewegen suchte, abzulassen von seinem gottlosen Wandel, versuchte er es mit den fürchterlichsten Drohungen Geld von der Mutter zu erpressen. Als die Wittve aber standhaft bei ihrer Weigerung blieb, erbrach er ihren Schrein und bemächtigte sich, ohne daß sie es wehren konnte, ihrer Kleinodien, um diese seiner blinden Spielwuth zu opfern. Nur Thränen hatte das arme hartbedrängte Mutterherz; die mütterliche Liebe ließ es aber nicht zu, daß sie selbst auftrat als Klägerin gegen den Ungerathenen.

Immer ruchloser wurde aber das Treiben der zügellosen Rotte, der zuletzt kein Gesetz mehr heilig war. Raub und Nothzucht ward selbst von den frechen Gesellen geübt, nicht selten der friedliche Wanderer im Banne der Stadt überfallen und seiner Habe beraubt; selbst die Sicherheit der Bürger in der Stadt war gefährdet. Mit keckem Hohn spotteten die Verruchten aller Anstalten, die getroffen wurden, ihrem Verbrechen ein Ziel zu setzen, denn im schlimmsten Falle boten ihnen die Freiheiten und Immunitäten, deren Köln, wie alle Städte des Mittelalters, viele hatte, Sicherheit, weil an diesen, dem weltlichen Gesetzen heiligen Stätten das Verbrechen selbst Schutz fand.

In einer düsteren Herbstnacht hatte sich die wüste Rotte zu einem neuen Bubenstücke versammelt, als sie sich plötzlich von der Schaarmache überfallen sahen. Im Nu klirrten die Schwerter, und Rücken an Rücken drangen die Burschen kühn auf die Angreifenden ein. War auch die Zahl der Schaarmächter überlegen, so fingen diese doch bald an zu weichen vor den kampfgewohnten Klingen der Burschen, welche des Jünglings Beispiel besonders anfeuernte. „Frisch zu“ schrie er, festen Fußes auf den Anführer eindringend, „wir wollen den Ellenrittern

die Wämser schlugen, daß sie etwas zu flicken haben. Die Böhhasen sollen sich umsonst nicht an uns gewagt haben, jeder muß seinen Denkfettel haben, und das von Rechtswegen." Mit wildem anfeuerndem Geschrei fochten die Burschen, die bald so weit im Vortheil, daß sich die zuerst Angreifenden nur vertheidigen konnten. Ein wildes „Hussah!“ schallte durch die Nacht, als der Anführer der Schaarwacht, von des Jünglings Schwert zu Tode getroffen, mit dem Ausrufe „Jesus! Maria!“ nieder sank. Schon wollten sich die Schaarwächter zur Flucht wenden, da blitzte plötzlich heller Hackelschein von beiden Seiten der Straße, und wie ein Donnerschlag lähmte der Ruf: „Die Heimlichen!“ die Arme der Kämpfenden. Mehrere der Burschen suchten ihr Heil in der Flucht und entkamen auch in der Verwirrung. Der Jüngling rief aber seinen Spießgesellen zu: „Warum fürchtet ihr diese Nachtgespenster, sie sind von Fleisch und Bein, wie wir; unsre Schwerter sollen ihnen schon den Weg zeigen!“ Und mit verwegennem Muth drang er ein auf die Schwarzverlarvten; aber in demselben Augenblicke fühlte er sich eine Schlinge um den Hals geworfen, ein Kolbenschlag traf ihn in den Nacken und besinnungslos stürzte er zusammen.

Als er erwachte, war es schauerliche Nacht um ihn, kalter Frost schüttelte seine Glieder, scharf zog der Wind über ihn her und brausend hörte er tief unter sich der Wellen Schlag. Auf ein Mal stieg der Gedanke an die Weckschnapp in seiner Seele auf, bei welchem es ihm wie Todesschauier durch alle Glieder fuhr. Nicht wagte er es, sich auch nur im Geringsten von der Stelle zu regen, wo er lag. Schüchtern tastete er um sich, und eiskalte, feuchte, rohe Steinwände traf seine bebende Hand. Noch hatte er keine Gewißheit, die er sich in dem Augenblicke nur als die Schrecklichste ausmalte. In der furchtbaren Spannung der Angst faltete er die Hände

zum Gebete, und seine Lippen flehten zu der Mutter des gekreuzigten Heilandes, zu welcher er von Kindheit auf ein frommes Vertrauen sich erhalten, und die er selbst in dem wüsten Strudel seiner Ausschweifungen nie ganz vergessen hatte. Endlich, endlich, nach ein paar Stunden der furchtbarsten Angst, fiel ihm gegenüber, hoch über ihm ein matter Lichtschimmer durch eine Mauerlücke; es war der wiederkehrende Morgen. Fieberhaft zuckten alle seine Pulse, furchtsam, vor der Gewißheit zagend, stierte sein Auge nach der Decke des Gewölbes; nach und nach ward es so hell, daß er die Gegenstände unterscheiden konnte; es flimmerte ihm vor den Augen; hoch an der Decke hing ein Weißbrod; — es war also, wie er in der Angst seines Herzens sich gedacht. Mit einem furchtbargellenden Schrei sank er wieder ohnmächtig zurück, und wie Hohngezisch tönte der Wellen Braus, die sich an dem Fuße des Hungerturmes brachen.

Zu neuer Qual kehrte er wieder zum Leben; durch die Mauerlücken spielten die Sonnenstrahlen auf den feuchten, bemoosten Wänden, die ihm von allen Seiten kalt, Tod verkündend entgegenstarrten. Es war also schreckliche Wahrheit. Er war ein gewisses Opfer des Todes, und keine Rettung, keine möglich, wenn kein Wunder geschah. Wie wüster Traumspuck wirkte es in seinem Hirne; alle Märchen und Erzählungen von der furchtbaren Beckschnapp wurden ihm lebendig vor der Seele; er sah sich umgeben von den abgekehrten, gräßlichen Gestalten der abgehärmten Unglücklichen, welche schon vor ihm entweder Hungers gestorben, mit eigener Hand ihren Leiden ein Ende gemacht, oder in der ärgsten Qual des Hungertodeskampfes den Sprung nach dem Becke, der über ihm schwebte, gethan und, um der Selbsterhaltung willen, ein schauderhaftes Ende in der Tiefe gefunden hatten. Von wildem Wahnsinn

getrieben, sprang er auf, aber der Trieb der Lebens-
erhaltung, der nie lebendiger, als wenn wir uns dem
Tode nahe wissen, hemmte seinen Fuß; denn viel-
leicht nur ein Schritt, — und er sank in die Nacht
des Todes.

Unerträglich langsam schlichen ihm des Tages
Stunden in seiner furchtbaren Einsamkeit; doch ließ
ihn die Angst, die Aufgeregtheit seines ganzen Seins
noch an kein Bedürfniß denken. Er weinte, betete
und fluchte seiner selbst, als die nächste Vergangenheit
ihn mahnte an die Schuld, die er auf sich gehäuft
und deren Vergeltung ihm jezt werden sollte. War
der Tag ihm schrecklich gewesen, so war die Nacht
noch furchtbarer. Der Schlaf floh ihn; aber im
wüsten, unruhigen Fieberschlummer störten ihn die
gräßlichsten Gebilde der Phantasie; sich selbst sah er,
zerfleischt, ein Raub der Aasvögel; er sah seine Mut-
ter ein Opfer des Grams um ihn, den Verlorenen,
auf dem Sterbelager; er glaubte den Fluch zu hören,
den die im letzten Kampfe noch zuckenden Lippen über
ihn, den Verworfenen, ausstießen. Da fühlte er sein
Auge sich nezen, es waren Thränen der Reue, die
über seine Wangen rollten, und aus der Tiefe sei-
nes Herzens bat er mit heißem Gebete Gott und
seine so schwer gekränkte Mutter um Vergebung. Es
wurde ruhiger in seinem Innern, alle Gedanken an
das grause Ende, das seiner wartete, wichen vor
dem Gedanken der Reue, und ein erquickender Schlaf
senkte sich endlich auf seine brennenden Augenlieder.

Schon hoch stand die Sonne, als er erwachte; auf
den Lücken, die seinem schauerlichen Aufenthaltsorte
nur spärliches Licht gaben, hatten sich einige Schwal-
ben gesammelt, welche mit fröhlichem Gezwitzcher
ihre Schaaren zur fernen Herbstfahrt zusammenriefen.
Sie mahnten den Unglücklichen an das sonnige, hei-
tere Leben, von dem er auf ewig geschieden, dem er
schon so frühe, in der vollsten Kraft seiner Jahre,

entsagen mußte, denn rettungslos war er dem Tode verfallen. Durst und Hunger fingen an, den durch den Schlaf in etwa Erquickten zu quälen, sein Gausmen glühte, ein Feuerstrom schien ihm jeder Athemzug, den er einschlürfte, und brennend flegte ihm die Zunge am Rachen. Die Feuchtigkeit, welche von der Wand sickerte, versuchte er wegzulecken; und gewährte ihm dies auch augenblicklich einige Labe, stillte es auch in etwa das Glühen, das ihn zu verzehren drohte, so war die Qual, die sich bald darauf wieder einstellte, um so fürchterlicher.

Vielleicht war es ihm möglich, Rettung zu finden, wenn er einen der Vorübergehenden anrief. Sollte er auch seine Schuld auf dem Blutgerüste sühnen, so war dies doch nicht so fürchterlich, als der — Hungertod. Er versuchte es, die Wand hinauf nach einer Lucke zu klimmen, aber ihre Blätte widersetzte sich den Austreibungen seiner Verzweiflung. Mit den Fingern war er bemüht, den Mörtel der Steinsfügungen fortzukrazen, um sich also hinaanzuhelfen. Schon trof das Blut ihm von den Nägeln, schon hatte er sich die Zehspitzen alle geschunden; umsonst war aber seine Anstrengung, umsonst raffte seine Verzweiflung alle seine Kräfte zusammen; als er sich einige Fuß über den Boden emporgearbeitet hatte, rutschte er wieder ganz erschöpft, todesmatt zur Erde, und nur immer gräßlicher wütheten in seinem Innern des Durstes und Hungers Qualen. Zuletzt war er so ermattet, daß er kaum die Zunge bewegen konnte, um die salzige Feuchtigkeit von der Wand zu lecken, um wenigstens augenblicklich einige Linderung zu empfangen.

Die Schmerzen, die in seinen Eingeweiden wütheten, scheuchten selbst den Schlummer der Ermattung von ihm; konvulsivisch durchzuckte es seine Nerven, seine Pulse flogen bald in rascher Bewegung, bald schienen sie zu stocken und alles Leben zu

fliehen. Er wachte, aber ein bewußtloses Wachen, bis ihn Krämpfe aus seinem Brüten aufschreckten, die ihm das Blut dergestalt nach dem Kopfe trieben, daß es ihm den Schädel zu sprengen drohte. Er wünschte sich den Tod; — er betete zu seiner Fürsprecherin, zur Mutter Gottes, wirrten ihm auch die Gedanken in dumpfer Betäubung. So ging der dritte schreckliche Tag bald zur Neige, der ihn immer näher dem Tode brachte. Die Qualen, die er duldete, trieben ihn zur Verzweiflung; schon hatte seine Rechte die Brust zerfleischt, gierig hatte er das eigene Blut eingesogen, aber dem Tode konnte er nicht entgehen, und je näher er sich seinem Ende fühlte, um so fürchterlicher ward ihm der Gedanke. Mit der letzten Anstrengung, der er fähig, hatte er seine Schauben in Felsen zerrissen, um sich mit eigener Hand zu würgen; schon hatte er die Schlinge sich um den Hals geschlungen, da tönte es wie Donnerruf ihm in die Seele: Selbstmörder! und erschlafft sanken ihm die Hände. Ein starker Regen brauste gegen die Warte und trieb einzelne Glisse durch die Lücken, so daß der Unglückliche seinen brennenden Kopf naß werden fühlte, wodurch seine Lebensgeister wieder in etwa auflebten. Der Trieb der Selbsterhaltung ward auch wieder lebendiger in seiner Seele, so wie sein Gemüth ruhiger wurde; sein Auge, das hieher umflort, sah wieder heller und an der Decke winkte hoch das Weißbrod, das ihn wenigstens von dem Hungertode retten konnte. Er betete inbrünstig, und mit dem Gebete beschwichtigte sich der tobende Kampf seines Innern.

Zum Entschlusse kam es in seinem Gemüthe: der Tod, der ihn in der Tiefe erwartete, könnte nicht so schrecklich sein, als da langsam in den entsetzlichen Qualen, von Hunger und Durst gefoltert, hinzuschmachten. Sich mit frommem Glauben der Mutter des Herrn empfehlend, schleppte er sich an der Wand

vorbei zu der Leiter. Mit der letzten Anstrengung kletterte er die verhängnißvollen Sprossen hinauf, sein Entschluß wollte wanken, denn es schwindelte ihm vor den Sinnen, als sein Blick zufällig auf den Boden fiel und es ihm dünkte, als gähne ihm der Tod in der fürchterlichsten Gestalt entgegen. Jetzt stand er auf der höchsten Sprosse, scheinbar konnte er das Weißbrod erreichen, nochmal bebt sein ganzes Wesen; — er schnappte nach dem Brode, der Tritt schwand unter seinen Füßen und hinunter stürzte er in die bodenlose Tiefe.

Viele Jahre waren schon vergangen, und noch hatte der Tod die Mutter des Unglücklichen von ihrem Gram und Kummer nicht erlöst. Er war verschollen, und manches Vater unser schon zum Heile seiner Seele gebetet worden, denn allgemein war der Glaube, daß er ein Opfer der Heimlichen. Seine Geschichte lebte aber noch zur Warnung im Munde Aller. Die trostlose Mutter suchte in der Einsamkeit und im Gebete Trost und Linderung. Ihre Wohnung hatte sie in ein Bekehrten-Epitel verwandelt und dieser frommen Stiftung auch den Rest ihrer Habe gewidmet, um selbst durch Gebet und Werke christlicher Milde des Sohnes Schuld zu sühnen.

So kniete sie auch wieder eines Morgens auf ihrem Betschemmel; die Betschnur hing lässig in den engverschlungenen Händen, Thränen rannen über ihre Wangen, denn es war der Jahrestag, an dem sie den einzigen Sohn verloren hatte, und in ihrem Innern waren alle die Erinnerungen an den Verlorenen aufs lebendigste rege geworden; — sie war Mutter. Da öffnete sich leise die Thüre des armliehen Closets und eine kräftige Mannesgestalt zeigte sich auf der Schwelle. Er schien unentschlossen, ob er eintreten sollte oder nicht, noch lag seine Rechte

auf der Klink. Da sprach die Betende mit einem tiefen Seufzer: Wilhelm! und mit dem Ausrufe: „Mutter, hier bin ich!“ stürzte er auf die Kniende zu. Sie taumelte auf, zitternd an allen Gliedern wehrte die Matrone mit den Worten: „Alle guten Geister loben ihren Meister!“ den jungen Mann ab, der sie an seine Brust ziehen wollte. „Kennt ihr mich nicht mehr, Mutter,“ rief dieser, und die reiche Halbskranke zurück schiebend zeigte er am Halse ein rothes Mal, „dies wird euch überzeugen, wer vor euch steht, Mutter.“ „Du bist's, Wilm — freischte die Matrone mit dem Ausdrucke der höchsten Ueberraschung der Freude, und der Sohn fing die ohnmächtig zusammenbrechende Mutter in seinen Armen auf. Er rief um Hülfe; einige der Begabten eilten auf sein Geschrei herbei, und ihren Bemühungen gelang es auch, die entflohenen Lebensgeister der Bewußtlosen wieder zurückzurufen. Nachdem sie sich in etwa erholt, beschwichtigten Thränen das Uebermaß des auf das Mutterherz einströmenden Gefühls der Wonne des Wiedersehens. Sie lachte und weinte, fuhr dem Sohne, der selbst weinend neben ihrem Lager kniete, über Kopf und Hände, als ob sie sich überzeugen gewollt, ob er wirklich der längst verloren Geglaubte, ob es Wirklichkeit, was ihr Auge sah, und das Rächeln der Verklärung der höchsten Seligkeit umspielte die eingefallenen Lippen, das thränenmatte Auge glänzte noch einmal auf, wie es gegläntzt, als die Wehmutter ihr den Erstgeborenen überreicht. Er war ihr ja wiedergeboren, sie hielt seine Rechte gefaßt, sie sah ihm in das große Auge, in welchem auch des Entzückens Thräne schwamm. —

Nachdem der erste Sturm des Gefühls sich gelegt, die Erschöpfte sich einigermaßen erholt, kam ihr auch die Sprache wieder, und laut schluchzend rief sie: „O mein Gott, wie hab' ich das Glück noch verdient!“ Uermüdetlich war sie in ihren Fragen, und

Wilhelm erzählte kurz: Wie er von der Leiter gestürzt, habe er sich der heiligen Jungfrau Maria empfohlen, und unverfehrt sei er bis auf den Boden des Abgrundes gekommen. Im Wasser selbst habe der Trieb der Selbsterhaltung ihm frische Kraft gegeben, und ein geübter Taucher und Schwimmer habe er sich bald bis in's Freie unter dem Mauerwerke durchgearbeitet. Glückliche habe er das nahe Ufer erreicht, wo ihm dichtes Weidengesträuch eine Zufluchtsstätte geboten. Nur auf seine Rettung bedacht, habe er des Hungers Qualen nicht mehr gefühlt, und nach einigen Stunden der Rast, als die Nacht ihn vor Verfolgung gesichert, sei er rheinabwärts gezogen und habe sich bis hin nach Flandern gebettelt. Seine Kenntnisse hatten ihm in Brügge bald bei einem der angesehensten Kaufherren eine Stelle verschafft. Der Diener wurde nach einigen Jahren Theilnehmer an dem Geschäfte seines Herrn und des Himmels reichster Segen lohnte ihre Bemühungen. Der Reichthum, den er sich erworben, sollte jetzt der Mutter Lebensabend verschönern, denn einzig um die Mutter zu sehen und sie nach seiner neuen Heimath zu führen, wenn sie noch lebte, war er nach Köln gekommen. Sie widerstand aber seinem Bitten und Flehen, denn sie hatte dem Herrn gelobt, in der Einsamkeit und Dürftigkeit ihr Leben zu beschließen, und glaubte sich jetzt um so mehr zur Haltung ihres Gelübdes verpflichtet, da der Himmel ihr noch die Gnade gewährt, vor ihrem Ende den als todt beweinten Sohn wiederzusehen. Von ihrem Segen begleitet kehrte Wilhelm, da er nicht vermochte, die Mutter von ihrem Entschlusse zu bringen, nach Brügge zurück, ward hier der Stifter eines neuen Geschlechts und starb in hohem Alter als einer der angesehensten Bürger der Gemeinde.

Der heilige Hermann Joseph.

Um das Jahr 1200 unseres Heils wohnte in der St. Stephanstraße *) der freien Reichsstadt Köln ein armer, aber äußerst gottesfürchtiger Schuster. Seine ärmliche Wohnung war ein wahrer Sitz der Zufriedenheit, denn seiner Hände Arbeit schaffte ihm, seiner Hausfrau und seinem Eddhulein Hermann das tägliche Brod, und mehr bedurfte die Familie zu ihrem Glücke nicht. Die frommen Eltern boten Alles auf, ihren einzigen Sohn in der wahren Gottesfurcht zu erziehen, und dieser lohnte auch durch seine Liebe und kindliche Tugend ihre Sorgen und Mühen auf's Reichlichste. Als er nun in den Jahren so weit vorgeückt, daß er die Schule besuchen konnte, schickten ihn seine Eltern in die Schule des Stiftes St. Marien im Kapitöl, welche ihrer Wohnung ganz nahe, denn er brauchte nur durch den an der Kirche liegenden Kreuzgang zu gehen, um durch dieselbe in die Schule zu gelangen. Wie zu Hause, war der kleine Hermann

*) Es ist das Haus Nro. 2 in der St. Stephanstraße, über dessen Thür noch vor einigen Jahren in einer Nische die Statuette des h. Hermann Joseph stand mit einer einfachen Inschrift, die darauf hindeutete, daß er unter diesem Dache geboren. Mit dem Umbau des Hauses ist die Nische und Statuette verschwunden. Leider, daß man diese altherwürdigen Wahrzeichen der Stadt Köln nicht besser beachtet, da sie nach und nach alle spurlos verschwinden, obgleich uns die Gegenwart selbst gar keinen Ersatz dafür bietet, indem die materiellen Interessen der Zeit mit jedem Tage die Poesie aus dem Bürger- und Volksleben immer mehr verbannen.

auch in der Schule ein fromm=gesitteter Knabe, der sich durch seinen Fleiß und seine kindliche Frömmigkeit Aller Herzen gewann.

Keinmal ging der Kleine aber nach der Schule, ohne vor dem Muttergottesbilde, welches in einem Chörchen des Seitenschiffes der Kirche stand, sein Gebet zu verrichten. Ueberhaupt war dieser Platz der Kirche unsers Hermann liebster Aufenthalt, und wenn seine Schulgenossen sich an den Spieltagen in ausgelassener Jugendlust auf den Straßen herumtaumelten, war er hier zu finden, in kindlicher Andacht zu der heiligen Jungfrau ausblickend, welche ihren Sohn, den Weltheiland auf dem Arme trug. In kindlicher Einfalt seines Herzens sprach Hermann mit ihr und dem Jesuskinde, immer sah er es mit der freundlichsten Huld auf sich herablächeln. Seine Mutter hatte ihm einst einen gar schönen Apfel gegeben, und sogleich faßte er den Entschluß, denselben dem lieben Jesuskinde zu schenken. In aller Hast eilte er nach der Kirche, in der sich nur einzelne zerstreute Beter befanden; mit freudigem Herzen trat er vor sein Muttergottesbild und bot in seiner kindlichen Unschuld dem Jesuskinde seinen Apfel an, und sieh, das Kind reichte von der Mutter Arm und nahm den Apfel aus Hermann's Händen, ihm mit dem huldvollsten Lächeln dankend. Unbeschreiblich war des Kleinen Seelenglück; wenn nun seine Mutter ihrem Lieblinge mit Obst oder dergleichen eine Freude machte, trug er es sogleich nach der Kirche, um es seinem Jesuskindlein zu schenken, und immer hatte er auch die Freude, daß der kleine Heiland seine Gaben huldvoll annahm.

Früh an einem Spieltag=Nachmittage, als seine Kameraden sich wieder in tollster Lust herumtrieben, war Hermann zu seinem Muttergottesbilde geeilt, aber mit traurigem Herzen und trüber Miene, denn die Mutter hatte ihm, da sie gar zu arm, nichts

mitgeben können, als eine trockene Brodrinde, und diese scheute er sich dem Jesuskinde anzubieten. Als er nun mit thränenschwerem Blicke zu der heiligen Jungfrau aufblickte, hub diese an zu reden und sprach: „Hermann, willst du nicht mit dem Jesuskinde spielen?“ „Ich kann ja nicht zu ihm kommen“ war des Kleinen Antwort, denn ein Gitter trennte ihn von dem Bilde. „Reiche mir nur die Hand,“ sprach die Mutter Gottes, und sogleich half sie dem frommen Knaben über das Gitter auf den Altar, wo er mit dem Jesuskinde in aller Unschuld spielte, bis die Besperzeit die Andächtigen in die Kirche rief, und die Mutter Gottes ihn zur Heimkehr mahnte. Er blieb aber beständig bei dem Besuche seines Muttergottesbildes und brachte hier immer seine freien Stunden zu. Durch Krankheit und Mangel an Verdienst geriethen Hermann's Eltern nach und nach in die bitterste Armuth. Murrten sie auch, ergeben in den Willen des Herrn, nicht über ihr Schicksal, so that es aber weh ihrem Herzen, daß ihr Liebling darben mußte, daß sie nicht mehr im Stande, seine nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten. Selbst an Kleidungsstücken mangelte es dem Kleinen; seine Eltern waren sogar zu arm, um ihm die in der Schule nöthigen Bücher und Papier anzuschaffen. So stand Hermann an einem Wintertage vor dem Muttergottesbilde, zitternd vor Kälte, denn sein Röcklein war zu abgetragen, um ihn zu schützen; zerrissen waren seine Schuhe, doch fühlte er dies Alles nicht in der Betrübniß seines Herzens, denn seine Mutter hatte ihm weinend gesagt, daß sie nicht mehr im Stande, ihn nach der Schule zu schicken, und er sich bequemen müsse, des Vaters Handwerk zu erlernen. Wie gern Hermann auch noch gelernt, wie groß auch seine Wissbegierde, so war er doch nur wegen des Elendes seiner Eltern in tiefster Seele betrübt. Als er nun mit kummervollem Blicke zu der Himmelskönigin aufsaß,

fragte ihn diese: „Was fehlt dir, Hermann?“ Der Kleine erzählte sein Leid. Da sprach die Mutter Gottes: „Sei darum ohne Sorgen. Geh nur in den Kreuzgang an die linke Seite des Eingangs, dort findest du einen Stein, den hebe, und immer wirst du dort finden, was du bedarfst.“ Hermann dankte, that, wie ihm die Mutter Gottes befohlen, und fand auch wirklich unter dem Steine Geld genug, um sich Kleider und den Schulbedarf kaufen zu können. So konnte er auch nun fürder die Schule besuchen und sich ausbilden zum geistlichen Stande, zu welchem er den innigsten Beruf fühlte. Seine Schulgenossen hatten ihn belauscht und bald entdeckt, wie er sich unter dem Steine in St. Mariensumgange Alles, dessen er nur bedurfte, holte. Sie hoben den Stein zwar auf, aber, wer Nichts fand, das waren sie. Der kleine Hermann ging jedoch nie vergebens nach dem Steine, und voll war sein Innerstes von Liebe und Dankbarkeit gegen seine himmlische Wohlthäterin.

Als Hermann in sein dreizehntes Jahr getreten, schickten ihn seine Eltern, da es sein Wille, nach der Prämonstratenser-Abtei Steinfeld in der Eifel, um sich hier ganz für seinen geistlichen Beruf auszubilden. Mit dem größten Eifer verlegte er sich hier auf die Studien, aber mit seiner kindlichen Liebe und Verehrung zur Mutter des Heilandes blieb ihm auch sein kindliches Gemüth. Mit der größten Freude unterzog er sich den Arbeiten, welche ihm der Novizenmeister auferlegte, und nie glaubte er sich und seiner Pflicht zu genügen, denn selbst die härtesten Dienstleistungen waren ihm stets die angenehmsten. Er war immer der Erste auf dem Chor und der Letzte, wenn sein Leib der Ruhe pflegen sollte; in der Nacht suchte er nämlich eifrig das in seinen Studien nachzuholen, was er durch seine Beschäftigungen im Kloster und in der Kirche versäumen mußte. Hatte er sich dann wol zuweilen verschlafen,

wenn an ihm die Reihe, das Mettenglöcklein zu läuten, oder die Fratres zu wecken, so geschah dies doch immer durch Fürsorge der heiligen Jungfrau und nie konnte man ihn irgend einer Fahrlässigkeit zeihen. Nicht selten, daß Hermann noch spät in die Kirche ging, um hier zu beten, und erschöpft von den Mühen des Tages in den Schlaf sank, dann erschien ihm die Mutter Gottes, wie sie war in der St. Marienkirche in Köln, ermunterte ihn mit gar holdseliger Rede, und dankte ihm für seine Liebe und Verehrung. Selbst wenn er an Festtagen die Kirche ausschmücken sollte, stand ihm die Mutter Gottes, wie er es oft in der Wonne seiner Seele selbst erzählt, nicht selten bei.

Hermann war in der kindlichen Einfalt seines Herzens ein Muster der Reinigkeit und des sittigen Lebenswandels, nüchtern und streng gegen sich über alle Maßen, so daß ihm der Convent den Namen Joseph beilegte, weshalb er auch gewöhnlich Hermann Joseph genannt wird. Durch die gar zu große Strenge, die er gegen sich selbst übte, die Bußübungen, Kasteiungen, welche er sich auflegte, wurde er aber zuletzt ganz hinfällig und siech. Da erschien ihm die heilige Jungfrau, pflegte seiner und gebot ihm, abzulassen von der allzugroßen Härte gegen sich selbst, und seiner mehr zu schonen. Ihre Gnade wurde aber schon sichtlich bei seinen Lebzeiten an dem heiligen Manne offenbar, denn er sagte sogar das blutige Ende des Erzbischofs Engelbert vorher *), und Vieles, was ihm die Mutter Gottes offenbart, sah er noch vor seinem Ende in Erfüllung gehen.

Bis an sein seliges Ende bewahrte Hermann Joseph sein kindliches Gemüth, die reine Einfalt seines Herzens, und war so, geliebt von allen seinen Klo-

*) V. 1. den heiligen Engelbert.

stergenossen, ein Vorbild dem ganzen Kloster und Orden. Die Mutter des Heilandes blieb aber auch immer ergeben ihrem Lieblinge; und als er auf einer Reise in einem fernen Kloster erkrankte, sah er die holdselige Jungfrau nicht selten an sein Lager treten, um ihm Trost zuzusprechen und sein zu pflegen. Seinen Geist der Gnade des Heilandes und der Fürsprache seiner gebenedeiten Mutter empfehlend, starb er den Tod des Gerechten.

Sein Leichnam wurde auf Begehr seiner Ordensgenossen nach Steinfeld gebracht und hier in der Kirche beigesetzt. Durch mancherlei Wunder, welche an seinem Grabe geschahen, wurde es kund, daß Hermann Joseph gestorben in der Gnade des Herrn, und eingedenk seines gottseligen Lebens sprach ihn die Kirche heilig. Lange Jahre war sein Grab von frommen Gläubigen besucht, die hier Trost und Hülfe suchten und fanden. Jetzt ist die einst so prächtige Abtei Steinfeld verwaist, nicht mehr ertönen hier die Chorgesänge der Mönche, nicht mehr mahnt das Glöcklein an die Stunde der Metten; die ehemalige Pracht und Herrlichkeit des einst so reichen Klosters ist nach und nach gefallen, Kloster und Kirche haben viel ihres alterthümlichen Schmuckes verloren; was die Zeit nicht zerstörte, untergrub der Frevler der Gegenwart, verschleuderte schnöde Gewinnsucht. Dede sind die weiten Hallen; leer stehen die Räume, in welchen einst die von den Mönchen gesammelten Schätze der Wissenschaften aufbewahrt wurden. Die stattlichen Gebäulichkeiten und die Spuren ihrer ehemaligen innern Einrichtung geben aber noch Kunde von der ehemaligen Herrlichkeit dieser Abtei, einer der reichsten der Eifel. Die Kirche dient jetzt der nahen Gemeinde zum Gotteshause. Hier sprudelt noch das Börnlein des heiligen Hermann Joseph, und noch wird der größte Theil seiner Reliquien hier zur Verehrung aufbewahrt, wenn auch schon einzelne

Theile des heiligen Leichnams andern Kirchen übergeben wurden. Der fromm Glaubende findet aber noch immer Trost bei dem Grabe des Reinen, des hohen Bildes kindlichen Glaubens, und daher ziehen jährlich noch Pilgerscharen von nah und fern hierhin, um zu beten und fromme Gelübde zu lösen.

In der von Plektrudis, der Gemahlin Pipins von Heristal, schon gegründeten St. Marienkirche, welche jetzt ihre Kuppen unter frischem Lindengrün auf den Grundmauern des alten Römer-Kapitols der Stadt Köln empormölbet, und daher St. Marien-Kapitol heißt, hat man das Andenken des heiligen Hermann Joseph noch zu erhalten gesucht. Am Ende der rechten Nebenhalle ist der Heilige abgebildet, wie er, noch Schulknabe, dem Jesukinde den Apfel reicht, und dieses sich vom Arme der heiligen Jungfrau neigt, um denselben anzunehmen.

Die Aufhebung der heimlichen Gerichte.

Schon längst hatte die Bürgerglocke die friedlichen Bewohner der Stadt Köln zur Ruhe gemahnt, und das Horn des Thurmwarts vom Rathhausthurm herab die eilfte Stunde verkündet, als aus einem niedern Häuschen der Cäcilienstraße noch heller Lampenschein durch die Ritzen der Blende auf die seit einigen Stunden schon verödete Straße fiel. Frau Martha, eine Wehmutter, saß hier, fleißig die Spindel handhabend und harrend, ob vielleicht noch irgend eine Wöchnerin ihres Beistandes bedürfe. Wüster

Herbstwind strich pfeifend kalt durch die Straße und rüttelte an den morschen Giebeln und Dächern, ließ Dachfenster und Thüren in den Angeln rasseln, warf prasselnd Schiefer und Steine auf die Straße, so daß Frau Martha zuweilen erschrocken von ihrem Sitze auffuhr und sich erst recht der wohligen Wohnlichkeit ihres Stübchens freute, je ärger der Herbststurm draußen tobte. Nochmal hatte sie die Lampe gepuht, die neben ihr stehende Sanduhr umgedreht, da sie bald Mitternacht zeigte, und wollte sich eben zum Schlafengehen anschicken, als sie plötzlich aufhorchte, denn von fern her hörte man das Rollen eines Wagens, welche in jenen Tagen noch zu den Seltenheiten in Köln gehörten. „Was mag das zu bedeuten haben?“ sprach sie für sich hin, als der Wagen näher kam, und nicht wollte sie ihrem Ohre trauen, da sie hörte, wie er vor ihrer Thür hielt. Es wurde angepocht. Anfanglich war sie unschlüssig, ob sie öffnen sollte; wie konnte sie aber wissen, ob nicht Jemand ihrer Hülfe bedürfe, und so öffnete sie die Thür. Zwei Männer mit tief in's Gesicht gezogenen Nebelkappen traten ein und sogleich hub der Eine von ihnen an: „Gut, daß wir euch treffen, Frau Martha. Ihr könnt ein schön Stück Geld verdienen, wenn ihr uns folgen wollt. Es bedarf eine Person eures Beistandes, doch müßt ihr euch bequemen, mit verbundenen Augen mit uns zu fahren und uns versprechen zu schweigen über das, was ihr sehen werdet. Dann sind fünfzig Goldgülden euer.“

Ähnliche Fälle waren gerade keine Seltenheit, und so hatte sich Frau Martha bald entschlossen und das verlangte Versprechen geleistet. Sie gab vor, ihren Mantel und einige Arzneimitteln holen zu müssen, und füllte sich beide Taschen mit Erbsen, um auf diese Weise eine Spur zu haben, wohin sie von den Männern geführt wurde. Nachdem ihr die Augen sorgfältig verbunden, stiegen sie ein, und bald

rollte der Wagen fort. Da sie beide Schlagfenster verschlossen fand, schüzte sie vor, daß ihr das Fahren Unwohlsein verursache und sie sich zu beklommen im Wagen fühle. Ein Schlag wurde geöffnet, und unvermerkt streute sie nun ihre Erbsen auf die Straßen, durch welche der Wagen fuhr. Durch mehre Querstößen, wie sie an den Biegungen des Wagens merkte, waren sie schon gefahren, als der Wagen unter ein Thorgewölbe rollte und hielt. Man hieß sie aussteigen und nochmal ihr Versprechen wiederholen. Nachdem man ihr die Binde von den Augen genommen, führte man sie eine Wendelstiege hinauf und bald befand sie sich in einem geräumigen Gemache, dessen ganze Ausstattung auf eine vornehme, reiche Familie schließen ließ, denn schwere Goldledertapeten schillerten von den Wänden, silberne und goldene Schaustücke standen auf dem Kaminsims, und in massiven silbernen Leuchtern brannten Wachsfackeln, welche in dem geräumigen Zimmer sattsames Licht verbreiteten. Wiewohl sie in den meisten vornehmen Häusern der Stadt bekannt, so suchte Frau Martha doch umsonst nach irgend einem Zeichen, das ihr einige Aufklärung geben könnte, wo sie sich eigentlich befand.

Kaum hatte sie Zeit genug gehabt, sich in dem Zimmer umzuschauen, als ein stattlich gekleideter alter Mann eintrat, dessen Gesicht mit einer Larve bedeckt war, so daß sie seiner Züge nicht ansichtig werden konnte. Er stellte ihr nochmal vor, ob sie das gegebene Versprechen des Schweigens halten und sich den Lohn verdienen wolle, da sie noch zurücktreten könne. War es Frau Marthen auch nicht ganz ruhig zu Muth, so siegte doch das Pflichtgefühl ihres Berufes und die Aussicht des reichen Lohnes über alle Bedenkllichkeiten, und dies um so mehr, da Wimmern und Stöhnen aus einem Nebenzimmer zu ihr drang. Sie wiederholte ihr Versprechen und empfing die fünfzig

Goldgülden aus den Händen des alten Herrn. „Was ihr auch schauen mögt,“ sprach er, „thut eure Pflicht und schweigt. Das Wort, das unbedachtsam eurem Munde entfährt, kann euch zum Verderben werden.“ Er öffnete dann eine Seitenthür, hieß sie eintreten, und sogleich schloß sich die Thür auch hinter der Wehmutter.

Frau Martha sah sich in einem reichen Schlafkloset. Von der Decke hing eine Doppelampel, welche ihren Schein auf ein hohes Thronbett warf, dessen schwere Damastvorhänge heruntergelassen waren. Hechzen und Stöhnen hinter denselben mahnte die Wehmutter, daß hier die Person, die ihres Beistandes harrete. Sie schlug die Vorhänge zurück, um mit Gottes Hülfe zu vollbringen, was ihre Pflicht. Eine schöne Frauengestalt lag hier in den Wochen, doch konnte Frau Martha ihr Antlitz nicht sehen, da sie eine Sammtlarve trug. Wie ihr vorgeschrieben, sprach sie keine Silbe, und auch die Wöchnerin schwieg. Frau Martha hatte, als sie sich ein wenig näher in dem Gemache umgesehen, unter dem Bette einen schwarzangeschlagenen Sarg mit großen silbernen Schildern gewahrt, wie dieselben damals bei den reichen edlen Familien Sitte waren. Unheimlich ward es ihr um's Herz; sollte die Unglückliche vielleicht zum Opfer bestimmt sein. Die fürchterlichsten Gedanken wurden bei ihr lebendig, die Noth der Wöchnerin selbst ließ ihr aber keinen ganz klar werden. Glücklich genas dieselbe eines wunderholden Knäbleins, und kaum hatte dasselbe ein Zeichen des Lebens von sich gegeben und Frau Martha es der laut schluchzenden Mutter hingereicht, als die Wehmutter von dem alten Herrn aus dem Gemache beschieden ward. Sie trat in das Zimmer, in welchem sie zuerst gewesen, und sah hier bei dem Hsten noch einen, tief in einen Mantel gehüllten Mann. Die Beiden, welche sie in ihrer

Wohnung abgeholt, nahmen sie, ohne ein Wort zu reden, an der Thür in Empfang, führten sie die Stiege hinunter, verbanden ihr sogleich die Augen und hoben sie wieder in den Wagen, der eben so rasch wieder fortrollte, als er mit ihr gekommen, und sie nach kurzer Frist vor ihrer Wohnung absetzte.

In der Angst ihres Herzens konnte Frau Martha das Geheimniß der Nacht ihrem Manne nicht vor-
 enthalten. Auf seine Fragen erzählte sie ihm Alles und theilte ihm auch ihre Vermuthungen mit. Sie beschloßen, den Spuren der Erbsen zu folgen, um auf diesem Wege vielleicht das Geheimniß zu entschleiern. Noch vor Tagesgrauen, ehe die ersten Messen läuteten, machten sie sich, mit einer Laterne versehen, auf den Weg, und bald trafen sie am nördlichen Ende der Straße die Spur der Erbsen. Leicht war es ihnen, dieser zu folgen, und so gelangten sie auf einem weiten Umwege nach der Glockengasse, wo sie die Spuren der Erbsen vor dem Edel-
 sitze einer der reichsten und vornehmsten Patrizierfamilien der Stadt verloren.

Das Haus war gefunden, doch hatten sie noch keine Gewißheit, ob das Gräßliche, was Frau Martha vermuthete, wirklich geschehen. Wie sollten sie es erfahren? „Wenn es wäre, wie ich vermuthete,“ sprach sie zu ihrem Manne, „so hat man auch gewiß Alles aufgeboten, jede Spur des Verbrechens zu tilgen; denn, Gott verzeih’ mir die Sünden, mehr wie schrecklich wär’ es, wenn das junge Blut seinen Fehltritt mit dem Leben hätte büßen müssen. Ich fürchte, mir abnut es. Wer weiß, vielleicht haben sie die Leiche schon beigesetzt. Komm zur Kirche. Der Opfermann muß davon wissen. Ihn wollen wir fragen.“ „Und wenn dies auch der Fall,“ entgegnete der Mann, „wird er es uns auch sagen?“ Gefaßt erwiderte sie, ihren Mann nach der nahegelegenen St.

Columba-Kirche fortziehend: „Wenn er der Bitte, den Geschenken kein Gehör gibt, so wird Drohung ihm die Zunge schon lösen.“ Sie kamen zur Kirche, und hatte es auch noch nicht zur ersten Messe geläutet, so fanden sie die Thür doch angelehnt, und außer der ewigen Lampe braunten in der Kirche zerstreut einzelne Lichter. Hinter dem Hochaltare wurden sie Bewegung gewahr; ohne Verzug schritt Frau Martha darauf zu, und sah den Sakristan eben mit einem Gehülfen beschäftigt, den Deckstein eines Grabgewölbes zu verschließen.

„Ihr seid schon früh in der Wehr, Küster,“ redete Frau Martha den Sakristan an, der stutzend die Brechstange aus der Hand fallen ließ, mit welcher er den Grabstein beigeschoben hatte. „Ihr müßt viele Sterbefälle in der Pfarre haben,“ fuhr Frau Martha fort, „daß ihr so früh Leichen senkt, und das so ohne alle Ceremonie.“

„Wer sagt euch, daß wir eine Leiche senkten?“ stotterte der Küster, seiner Verlegenheit gar nicht mehr Meister. „Warum läugnen, was mir bekannt. Ich will die Leiche sehen, und das auf der Stelle,“ sprach Frau Martha, „sonst möchte das hohe Gericht euch durch die Daumenschrauben und den Stöcker wol zum Bekenntniß zwingen. Schickt ihr euch nicht an, meinem Begehr zu willfahren, so geh’ ich auf diesem Wege noch zum Gräfen. Es wird ihm eben nicht genehm sein, wenn ich ihn aus dem Schlafe aufstöre; aber sicher wird er mir Gehör nicht versagen, deß könnt ihr versichert sein.“

„Und wenn wir eine Leiche senkten, was kann das euch kümmern,“ sprach der Küster, Angst lag dabei in jedem seiner Worte. „An böser Seuche verschied der Eingesenkte, wie man mir sagte, und darum brachte man ihn so früh unter die Erde, weil man Aussteckung fürchtete.“ „Die fürcht’ ich nicht,“ nahm Frau Martha das Wort, „schiebt den Stein

fort, mein Mann wird euch zur Hand gehen, an einem guten Trunkgelde soll's nicht fehlen; ich möchte die Leiche sehen. Die Familie ist mir gar zu lieb und werth. Nun sputet euch." Der Küster wollte noch einige Einreden machen, Frau Martha drang aber mit solcher Entschlossenheit in ihn, daß er zuletzt nachgab und mit Hülfe ihres Mannes den Stein wieder fortschob. Frau Martha nahm die Leuchte, hieß ihren Mann und den Küster folgen und stieg die Treppe des Grabgewölbes hinunter. Kalter Moderduft wehte ihnen entgegen, schauerlich war es in der Wohnung des Todes, und selbst die beherzte Frau fühlte ihr Herz rascher und lauter schlagen. Ungewissen warf die Laterne in der weiten Grabeshalle, mit einem Schrei des Entsetzens bebte Frau Martha aber zurück, als sie an den schwarz-
ausgeschlagenen Sarg stieß, den sie im Zimmer der Wöchnerin gesehen. „Ist das die Leiche, die man gesenkt?“ fragte sie im Tone des Entsetzens, und schauerlich hallte des Sakristans „Ja, sie ist es“ im Gewölbe wieder. „Deffnet den Deckel“ befahl Frau Martha nach einem Augenblicke. Der Sakristan zögerte, sie legte aber mit ihrem Manne Hand an, die Schrauben wichen, und mit einem schauerlichen Tone glitt der Deckel zur Seite.

„Jesus! Maria! Joseph!“ rief Frau Martha, entsetzt zurückwankend, als sie mit der Laterne den Sarg näher beleuchtete. Die Person mit der schwarzen Sammlarve, der sie in Kindesnöthen beigestanden, lag in dem Sarge; das Haupt war vom Rumpfe getrennt gewesen und wieder aufgesetzt, noch rieselte das Blut über das weiße Todtenhemd; an der Brust lag erwürgt das Knäblein, dessen sie vor wenigen Stunden genesen. Ein furchtbarer Anblick! Wie von Gespenstern verfolgt flohen Alle die Treppe hinan, und oben sank Frau Martha leblos auf den Rand der Todtengruft nieder.

Auf Auflage der Wehmutter schritt das hohe Gericht zur Untersuchung, und was Frau Martha geahnt, war gräßliche Wahrheit. Das unglückliche Mädchen war das Opfer eines falschen Ehrbegriffs geworden. Ihr Vater selbst hatte sie und die unglückliche Frucht einer in seinen Augen unerlaubten Liebe dem Tode hingegeben. Geächtet ward sie von den blutigen Richtern des heimlichen oder stillen Gerichtes. Den Kindesmörder traf die gerechte Strafe, wie die Sage erzählt; seine Familie wurde der Stadt verwiesen und ihre Güter fielen der Stadt und der Kirche anheim. Seit diesem Vorfalle wurden aber die heimlichen und stillen Gerichte in Köln aufgehoben, und die Bürgerschaft hielt ein wachsames Auge darauf, daß die Diener der Röhme keine Gewalt mehr üben in den Ringmauern ihrer Stadt. Man besitzt selbst mehrere Uebereinkommen zwischen den Kaisern und der Bürgerschaft, in welchen diese fest darauf bestand, daß die stillen Gerichte keine Macht mehr in Kölns Mauern ausüben sollten*). Wir erzählten, was uns die Sage berichtet.

*) Die Stadt Köln sandte noch im Jahre 1387 den Ritter Hilger von der Steffen nach Prag, um bei König Wenzel die Bestätigung früherer Privilegien zu erwirken, und ausdrücklich heißt es in den Forderungen, der König möge verfügen, daß die Urkunde in Bezug auf die stillen Gerichte in der Kanzlei vernichtet werde und kein kölnischer Bürger ferner mehr vor solche Gerichte gestellt werden dürfe.

Wat sich glich,
Dat sich krig ¹⁾.

Hück büzzen ²⁾ un lecken,
Morgen Klöpel un Stecken.

Kammer geinen andren hann,
Dan nimb mer Jisus zum Mann.

München un Beginge ³⁾,
De sin nit, we se schinge.

Zwei haat Stein
Mahle keimohl rein.

Wer den Düvel zum Fründ hätt, dä es der
Helle ⁴⁾ gewess.

Wo en Kirch wehd gebaut, do setz der Düvel
e Kapellche.

1) Kriegen — mittelb. krigen. 2) Küssen, von dem span. Buz, der Kuß, so auch hacer el buz, den Hof machen, lieben. Eigentlicher Stamm das mittelh. bözen, anstoßen, klopfen. 3) Nonne. Beguinen oder Begutten, auch Begahrden, franz. beguine, italien. beguina, beghino, (das engl. beggar), eigentlich der Name für Frauen, die, ohne das Klostergelübde abgelegt zu haben, in Gesellschaft zusammenlebten und sich dem Gebet, der Krankenpflege u. s. w. widmeten. Diese Gesellschaften entstanden im 11. Jahrh. in Deutschland und in den Niederlanden, wo sie noch im 16. Jahrh. bestanden. Im Mittelb. heißt Wegaart oder Beckaart Laienbruder gewisser Mönchsorden. Der Name Beguine kommt wahrscheinlich von der Benennung des Kopfpuges dieser Frauen; so werden im Franz. gewisse Kinderhauben noch béguin genannt und im Rdn. Ginge oder Gingeche. Vielleicht ist das Wort auch herzuleiten von dem altengl. ging, die Gesellschaft. 4) Hölle, engl. hell.

Wo Geld es, do es der Düvel; wo es gein es,
do es hä zweimohl.

Der Düvel sall der et Wärb 5) koche.

Jedem et sing, dann hät der Düvel niks.

Ein Krohl peckt der andere kein Aug uhs.

Et hätt gein Nuth, dat en jung Krohl er Abl
jett brengt.

Stefinoder mähd Stefador.

Dä Vugel es nit lever, als wo hä gehek es.

De Vügel de esu fröh singe, kritt zicklich de
Katz.

Hä hätt gein Rauh bes em de Fingere gliche
lang sin 6).

Hä es esu kott 7) we en Hackmetz 8).

Hä es krank am Schaaf 9).

Hä süht we 'nen Ohs op en neu Döhr.

Hä es esu fett we 'ne span'schen Anker.

5) Warmbier, warme Suppe, welche die Landleute zum Frühstück essen. So das mitth. Warmuos, holl. Warmoes. Der ganze Ausdruck ist ein Drohwort. 6) Bis er todt ist. 7) Böse, holländ. quaaft. 8) Hackmesser. 9) Der Schrank.

Hä süht us, we 'nen Duhde, dä us dem Wez-
huus kütt.

Met der Zick ¹⁰⁾ kütt Jann en et Wammes ¹¹⁾.

Dä Stein, dä mer nitt heve ¹²⁾ kann, dä lies ¹³⁾
mer lige.

Rähnt et nitt, dann dröp et doch.

Hä mäht sich ene Geck em Düstere ¹⁴⁾.

Hä es noch nitt lans et Schmitts-Backes ¹⁵⁾.

Hä es glich bei der Heck.

Hä geit bei de Juffere Sick holle.
Do häss dä Juffere Sick avgekauf ¹⁶⁾.

Et es kei Muttergottesbildchen esu scheif, et
nig ¹⁷⁾ sich ald ¹⁸⁾ ens ¹⁹⁾ e Mölnche ²⁰⁾
dervör.

En grosse Munstranz ²¹⁾ un e klein Heligdumm.

10) Zeit. 11) Wammes, mittelh. Wambesch, Wambeis, holl. Wambes. 12) Heben. 13) läßt. 14) Er stellt sich dumm. 15) Backhaus, Wohnung eines Bäckers oder die Bäckerei selbst. Er ist noch nicht außer Gefahr bedeutet das Sprüchw. Es war nämlich auf der Severinstraße am Ende der alten Stadt eine Bäckerei, welche so hieß, und die Verbrecher, welche den öffentlichen Staupenschlag erhielten, hatten die Strafe an diesem Hause überstanden. 16) Er kauft Alles durch die zweite Hand. Sick, Seite. 17) Verneigen. 18) Schon, mittelh. alde. 19) Einmal. 20) Eigentlich Ruhme — alte Jungfer, niederl. möne, holl. moei; auch wohl die weibliche Form für Mönch. Das ital. monna. 21) Monstranz. Die prachtvollen Gefäße zum Zeigen und zum Aufbewahren von Reliquien.

Wä vum dräue stirv, wehd met Föhze begrave.

Wä sich duhd arbeit, dem dries der Hunk op
et Grav.

Met Vergnöge sagen de Bohre, wann sei mösse.

Hä hätt e Gesech we 'nen Bichspegel ²²⁾.

Vum Höresagen kummen de Löge.

Hä lüg, wat hä bäh.

Vill Kinder, vill Schnede Bruhd, vill Vater-
unser.

Wo der Säu vill, do fält et Gespöhl dönn.

Eng un wahl es besser, als wick un wih.

De Augen oder den Bükel opgedohn.

Hä hängt Alles an dä Domklok.

Wem de Koh höht, dä krit se met den Höner.

Hä scheet ²³⁾ de Schoof un lies 'nen Andre de
Verke scheren.

Mer läy vun einem Gott, evver nit vun einem
Minschen.

22) Beichtspiegel nennt man Sündenverzeichnisse. 23)
Scheert. Auch holl. Sprichwort.



I n h a l t.

Legenden, Sagen, Geschichten.

| | Seite |
|--|--------|
| der Dombaumeister | 1—18. |
| der schof Hildebold | 18—21. |
| der heilige Reinold | 21—25. |
| das Marienbild auf der Brückenstraße | 25—32. |
| so strafen unsre Vorfahren | 33—39. |
| au Richmod von der Abucht | 39—43. |
| die weiße Frau | 44—49. |
| das Crucifix im Kloster zu den weißen Frauen | 49—50. |
| das verhängnißvolle Haus | 51—66. |

Kölnische Volkslieder.

| | |
|--|---------|
| Einleitung | III—IV. |
| der Albrök | 1—3. |
| der Zug der Franzosen in Köln | 4—5. |
| die kölsche Kirmesen | 5—10. |
| Wie met get derzo (der Schluß folgt in der 2. Lieferung) | 11—12. |

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten.

| | |
|--|---------|
| Einleitung | III—IV. |
| Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten | 1—4. |

Der Anfang der Schwänke folgt in der 2. Lieferung.

Haupttitel und Einleitung des Werkes folgen später, und das Verzeichniß der resp. Abonnenten wird in der letzten Lieferung beigegeben.